DIE MEXIKANISCHE KAISERTRAGÖDIE.

DIE LETZTEN SECHS MONATE
MEINES AUFENTHALTES IN MEXIKO
IM JAHRE 1867

VON

DR. ERNST SCHMIT RITTER VON TAVERA,
K. U. K. GESANDTER IM RUHESTANDE.

MIT 1 TITELBILDE UND 17 ABBILDUNGEN IM TEXTE.

WIEN, 1903.
ADOLF HOLZHAUSEN
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER
UND VERLAGS-BUCHHÄNDLER.







Maximiliano de Habsburgo.

DIE MEXIKANISCHE
KAISERTRAGÖDIE.

DIE LETZTEN SECHS MONATE
MEINES AUFENTHALTES IN MEXIKO
IM JAHRE 1867

VON

DR. ERNST SCHMIT RITTER VON TAVERA,
K. U. K. GESANDTER IM RUHESTANDE.

MIT 1 TITELBILDE UND 17 ABBILDUNGEN IM TEXTE.

WIEN, 1903.
ADOLF HOLZHAUSEN
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER
UND VERLAGS-BUCHHÄNDLER.



Vorrede.

Nachdem die Kabinette von Paris, London und Madrid nach langwierigen resultatlosen Verhandlungen mit der durch den Präsidenten Don Benito Juarez repräsentierten mexikanischen Regierung die Überzeugung von der Unmöglichkeit gewonnen hatten, von letzterer die Liquidierung diverser finanzieller Reklamationen [1]) zu erlangen, schlossen die genannten drei Mächte im Herbste 1861 unter sich eine Allianz ab, um Mexiko durch Waffengewalt zur Leistung der von demselben verlangten Zahlungen zu bewegen.

Diese Tripelallianz war aber nur von sehr kurzer Dauer, da sich die verbündeten Mächte nicht über das Maß der Forderungen zu einigen vermochten, welche durch ihre gemeinsam zu unternehmende militärische Aktion zur Anerkennung gebracht werden sollten. Nachdem England und Spanien infolgedessen nicht weiter auf eine militärische Expedition gegen Mexiko reflektierten, sah sich Napoleon III. gezwungen, allein den Feldzug gegen Mexiko in Angriff zu nehmen. Die von dem französischen Expeditionskorps im Verlaufe der Jahre 1862 und 1863 unternommenen Operationen fanden ihren vorläufigen Abschluß mit der Besetzung der Hauptstadt Mexiko, worauf Präsident Juarez den Sitz der Regierung weiter in das Innere des Landes verlegte,

[1]) Die bezüglichen Reklamationen bezogen sich auf Schadenersatzansprüche wegen verübter Rechtsverletzungen, Nichteinhaltung eingegangener Verträge, Rückzahlung erhaltener Darlehen etc. etc.

um von dort aus den Kampf gegen den „fremden Eindringling“ fortzusetzen.

Inzwischen hatte eine Gruppe von in Europa ansässigen Mexikanern ihre einflußreichen Verbindungen am Hofe der Tuilerien zur Geltung gebracht, um letzteren für die Idee der Errichtung eines Kaiserthrones in Mexiko zu gewinnen. Als Thronkandidat wurde von den mexikanischen Monarchisten mit Zustimmung des Kaisers Napoleon der in Miramar weilende Erzherzog Ferdinand Max ausersehen, welcher sich auch zur Annahme des ihm angebotenen Thrones bereit erklärte, unter der Bedingung, daß die mexikanische Nation durch ihr Votum ihn zur Übernahme der Regierung in Mexiko berufe. Da Kaiser Napoleon das größte Gewicht darauf legte, sich die mexikanische Frage möglichst bald vom Halse zu schaffen, und da die Thronkandidatur des Erzherzogs eine besonders günstige Lösung dieser Angelegenheit in Aussicht zu stellen schien, wurde das französische Expeditionskorps in Mexiko mit der Aufgabe betraut, auf dem von demselben besetzt gehaltenen — relativ wenig ausgedehnten — Gebiete eine Volksabstimmung zugunsten der Monarchie zu veranstalten. Das Ergebnis dieser unter dem Drucke der französischen Bajonette abgehaltenen Abstimmung lautete dahin, daß die überwiegende Mehrheit der mexikanischen Nation sich für die monarchische Regierungsform ausgesprochen habe.[1]) Hiermit war die Thronkandidatur des Erzherzogs

[1]) Die indianische Landbevölkerung hatte für die vorliegende Frage kein Verständnis und stimmte, wie es ihr vom französischen Expeditionskorps vorgeschrieben wurde. Die liberale Bevölkerung in den Städten war durchgehends republikanisch gesinnt; die Konservativen dagegen neigten überwiegend zur Monarchie.

Die Konsultierung des Votums der mexikanischen Nation war nur eine Komödie, weil eine Abstimmung **für** die Republik auf den von den Franzosen besetzten Gebieten Mexikos gar nicht zugelassen wurde. Der Erzherzog ist daher in unverantwortlicher Weise über die politische Lage in Mexiko irregeleitet worden. Die große Mehrheit der Bevölkerung weißer Rasse und mit ihr auch die indianischen Elemente standen auf Seite der liberalen Partei.

Ferdinand Max unter dem Protektorate Frankreichs zur Tatsache geworden. Die vom französischen Expeditionskorps in Mexiko eingesammelten monarchischen Adhäsionsakte wurden von den in Europa weilenden mexikanischen Monarchisten nach Miramar überbracht und am 10. April 1864 fand hier der feierliche Akt der Thronbesteigung seitens des Erzherzogs und seiner erlauchten Gemahlin statt. Durch einen am selben Tage zwischen dem Kaiser von Mexiko und dem Kaiser Napoleon in Miramar abgeschlossenen Vertrag wurden die Bedingungen festgestellt, unter denen die mexikanische Monarchie für die nächste Zeit auf die finanzielle und militärische Hilfe Frankreichs zu zählen haben sollte.

Im weiteren Verlaufe des Jahres gelang es dem französischen Expeditionskorps unter Marschall Bazaine mit Unterstützung der aus Mexikanern zusammengesetzten kaiserlichen Streitkräfte, einen ansehnlichen Teil Mexikos vorübergehend dem Kaiserreiche zu unterwerfen.

Bleibende Erfolge vermochte das neue Kaiserreich in den seltensten Fällen zu erringen, da dessen Gebietserwerbungen durchgehends nur so lange von demselben behauptet werden konnten, als diese von französischen Truppen oder den beiden europäischen Freiwilligenkorps besetzt waren. Die Tatsache stand somit unzweifelhaft fest, daß die Mehrheit der mexikanischen Nation der Monarchie feindlich gegenüberstand und daß der Erzherzog seinerzeit durch die ihm in Miramar vorgelegten so zahlreichen monarchischen Adhäsionsakten zum Opfer einer gröblichen Täuschung gemacht worden war.

Vielleicht wäre es dem jungen Kaiser im weiteren Verlaufe der Zeit gelungen, durch seine von den freisinnigsten Grundsätzen inspirierte, stets nur auf die Entwicklung und das Wohl seines Landes bedachte Regierung seinen Unter-

tanen die Überzeugung beizubringen, daß diesen unter monarchischem Regime ein größeres Maß persönlicher Freiheit und Sicherheit zukam, als sie je in den Tagen der Republik genossen hatten, so daß die Monarchie sich auch ohne die Unterstützung einer fremden Armee zu halten vermocht hätte. Aber dem mexikanischen Kaiserthrone stand in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein unversöhnlicher Gegner gegenüber, zu dessen Überwindung selbst die Kräfte Frankreichs nicht ausreichend waren und durch dessen Haltung der Zusammenbruch der mexikanischen Monarchie nur als eine Frage der Zeit anzusehen war.

Auf Grundlage der vielbesprochenen Monroe-Doktrin (der gemäß keiner europäischen Macht auf dem amerikanischen Kontinente irgend ein politischer Einfluß zukommen soll) erschien die Existenz einer unter französisches Protektorat gestellten Monarchie in Mexiko für die Vereinigten Staaten als ein katonisches „caeterum autem censeo". Kaiser Napoleon hatte es aber zudem noch für nötig erachtet, der nordamerikanischen Republik direkt den Fehdehandschuh entgegenzuschleudern, indem er in einer in den ersten Stadien der mexikanischen Expedition gehaltenen Thronrede vor der Welt verkündete, daß derselben die Aufgabe gestellt sei, das Übergewicht der lateinischen Rasse in Amerika zu kräftigen. Man war sich also in Washington vollkommen darüber im klaren, wie man sich der mexikanischen Monarchie gegenüberzustellen habe.

Während der Dauer des Krieges mit den Südstaaten verfügte die Bundesregierung in Washington nicht über die erforderlichen Mittel, um sich mit der mexikanischen Frage näher zu beschäftigen. Nach Beendigung des Bürgerkrieges nahm man aber diese Angelegenheit in Washington sofort mit größtem Nachdrucke in die Hand, indem man den Imperator an der Seine vor die Alternative stellte, entweder

dem Kaiser von Mexiko jedwede Unterstützung zu entziehen oder sich zu seinen Gunsten in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten einzulassen. Dem Kaiser der Franzosen darf es wohl nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß er es nicht auf einen Krieg mit den Vereinigten Staaten ankommen ließ. Wohl aber trifft ihn mit Recht die Anklage einer illoyalen Politik, indem er, statt offen dem von ihm durch falsche Vorspiegelungen nach Mexiko gelockten Kaiser Max zu bekennen, daß er sich den Wünschen der Vereinigten Staaten fügen müsse (welche damals gegen eine Million Streiter auf den Beinen hatten), gegen den unglücklichen Monarchen den Vorwurf erhob, daß er die zufolge des Miramarer Vertrages von Mexiko an Frankreich zu leistenden „Zahlungen" nicht flüssig gemacht habe und daß aus „diesem" Grunde die Rückberufung des französischen Expeditionskorps beschlossen worden sei. Getäuscht durch derartige Versicherungen, erklärte sich Kaiser Max bereit, bis an 99 Perzent der Zolleingänge — die hauptsächlichste Einnahmsquelle seines Reiches — zur weiteren Deckung der Expeditionskosten an Frankreich abzutreten: für Kaiser Napoleon war die Geldfrage aber nur ein Vorwand zur Rechtfertigung seines wenig ehrenvollen Rückzuges aus Mexiko und die weitgehendsten Zugeständnisse des Kaisers von Mexiko konnten nichts an der Tatsache ändern, daß die Vereinigten Staaten gegen die Fortdauer der französischen Expedition in Amerika ein unerbittliches Veto eingelegt hatten. Von dieser Tatsache ist Kaiser Max von Paris aus niemals unterrichtet worden. (NB. In der sehr weitläufigen Korrespondenz zwischen Mexiko und Paris ist auch nicht mit einer Silbe auf das Muß aus Washington hingedeutet worden.)

Noch in der letzten Stunde schmeichelte sich Kaiser Napoleon mit der Hoffnung, daß Kaiser Max, von Entmutigung über seine verzweifelte Lage erfaßt, dem Throne entsagen

und hiermit Frankreich die Möglichkeit bieten würde, seinen Rückzug aus Mexiko in einem weniger demütigenden Lichte erscheinen zu lassen. Als man aber in Paris wahrgenommen hatte, daß der hochherzige Habsburger es verschmähte, seinen Posten zu verlassen, weil er es als seine Pflicht ansah, selbst auf die Gefahr seines Lebens, seinen Anhängern, die ihn auf den Thron berufen hatten, in ihrem letzten Kampfe gegen den Präsidenten Juarez zur Seite zu stehen, nahm es Marschall Bazaine auf sich, durch Anwendung der unwürdigsten Gewaltmittel Kaiser Max von seinem Throne wegzudrängen, um das Feld zu künftigen Verhandlungen mit den Vertretern der Republik freizumachen. Nicht genug damit, daß der Marschall mit cynischer Brutalität sich bemühte, durch seine das Selbstgefühl des Kaisers auf das tiefste verletzende Haltung letzterem die Regierung in Mexiko auf das gründlichste zu verleiden, schreckte der nachherige Kapitulant von Metz schon damals selbst vor dem Verbrechen offenen Verrates[1]) nicht zurück, um den Zusammenbruch des mexikanischen Kaiserreiches zu beschleunigen.

Es ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, weshalb Kaiser Max nicht unter dem schützenden Fittich des französischen Expeditionskorps ein Land verlassen habe, welches seine aufopferungsvollen Bemühungen mit so schnödem Undanke vergolten hatte. Die Beantwortung dieser Frage ist in der Haltung Marschall Bazaines zu suchen, welche es für das Ehrgefühl des Kaisers von Mexiko schlechterdings zur Unmöglichkeit machte, den Schutz eines so verachtungswürdigen Protektors für sich in Anspruch zu nehmen.

---

[1]) Aus der amtlichen Korrespondenz des Generals (jetzigen Präsidenten) Porfirio Diaz ist zu ersehen, daß ihm Marschall Bazaine die Übergabe der Hauptstadt mit dem Kaiser und dem gesamten kaiserlichen Hauptquartier angeboten hatte, daß der mexikanische General aber diesen verlockenden Antrag zurückwies, weil er auf die ihm unehrenhaft erscheinenden Bedingungen desselben nicht eingehen wollte.

Da also Kaiser Max sich nicht dazu bewegen ließ, durch seine Thronentsagung auf Kosten seiner Ehre seinem treulosen Verbündeten den Abschluß der mexikanischen Frage zu erleichtern, erübrigte Kaiser Napoleon nichts anderes, als zu Beginn des Jahres 1867 den Abzug des französischen Expeditionskorps aus Mexiko zur Ausführung zu bringen, indem es Kaiser Max anheimgestellt wurde, in Verbindung einiger teilweise nur wenig vertrauenswürdigen Elemente der konservativen Partei ohne fremde Unterstützung den Kampf gegen Don Benito Juarez weiter fortzusetzen.

Die Schilderungen des Verfassers beginnen mit dem Tage, wo das französische Expeditionskorps unter der persönlichen Führung Bazaines die Hauptstadt Mexiko verließ, führen also den Leser in medias res der Kaisertragödie, von der Einzelheiten enthüllt werden, die bisher der Offentlichkeit unbekannt geblieben waren und geeignet sind, manche Vorgänge und Persönlichkeiten anders erscheinen zu lassen, als sie bisher, dank gewissen Schriften und einer geschäftigen Legendenmacherei, betrachtet worden sind.

Der große Wert der gegenwärtigen Memoirenschrift liegt in der gerechten und scharfen Charakterisierung der handelnden Personen und in der objektiven Schilderung der Verhältnisse, die der Autor, damals k. k. österreichischer Gesandtschafts-Attaché in Mexiko, mit frischem Auge, ruhiger Beobachtung und klarem Verstande erfaßte und beurteilte.

Im Herbste jenes Jahres (1867) in sein Vaterland zurückgekehrt, begann der Autor auf Grund seiner Tagebuchaufzeichnungen seine Memoiren über die letzten sechs Monate seines Aufenthaltes in Mexiko, die, trotzdem 34 Jahre zurückliegen, mit ihrer frischen Unmittelbarkeit volle Wirkung üben.

Diese Worte, mit denen ich mir die Ehre gebe, das Buch in die Öffentlichkeit zu geleiten, mögen als Einleitung genügen, da über die bis in die allerjüngste Zeit im aus-

wärtigen Amte tätig gewesene Persönlichkeit des Autors, k. und k. Geheimrats von Tavera, der seinerzeit in Anerkennung seines in treuer Anhänglichkeit und Pflichterfüllung in den Tagen der mexikanischen Kaisertragödie betätigten Mutes mit dem Ritterkreuze des Leopoldordens ausgezeichnet wurde, etwas beizufügen überflüssig erscheinen dürfte.

Wien, im Dezember 1902.

Dr. Ernst Franz Weisl,

Redakteur und Militärfachschriftsteller.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

I. Kapitel.

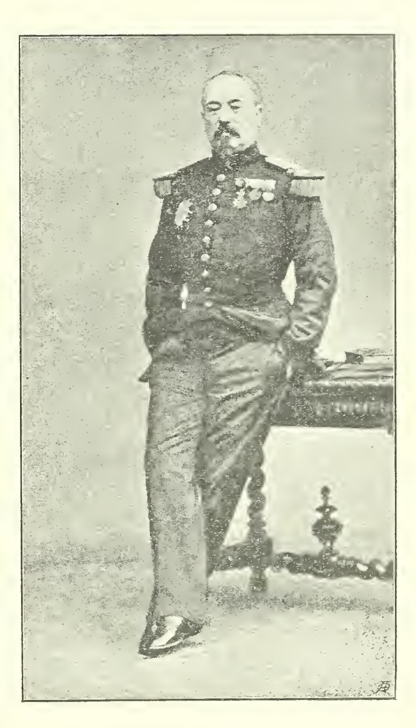
Abzug des französischen Expeditionskorps, Abreise des Kaisers von Mexiko nach Queretaro, Beginn der Belagerung von Mexiko.

Im Verlaufe des Monates Jänner 1867 hatten sich die verschiedenen in Mexiko zerstreuten Abteilungen des französischen Expeditionskorps unter der Führung des Marschalls Bazaine in der Hauptstadt versammelt, um, nunmehr das erst vor wenigen Jahren von Frankreich gegründete mexikanische Kaiserreich seinen eigenen Hilfsmitteln überlassend, wieder über Vera Cruz den Rückweg nach Europa anzutreten. Der Moment war jetzt gekommen, wo der wankende mexikanische Thron den Beweis erbringen sollte, daß er sich auch ohne fremde Unterstützung gegen den Ansturm seiner Gegner zu behaupten vermöge.

In den wohlgesinnten Kreisen der Hauptstadt verurteilte man rückhaltlos die Haltung des Kaisers Napoleon, welcher einen im Vertrauen auf seine Versprechungen nach Mexiko gekommenen Fürsten im Momente der Gefahr schutzlos im Stiche ließ. Der Rückzug der französischen Armee aus Mexiko war wohl durch die drohenden Manifestationen des Washingtoner Kabinetts für die französische Regierung zur unausweichlichen Notwendigkeit geworden; aber der in die Geheimnisse der Politik nicht eingeweihte französische Troupier ertrug nur unwillig den Gedanken, daß er nach vierjährigem Kampfe nun das Feld vor einem Feinde räumen müsse, den er in zahllosen Gefechten konsequent aufs Haupt geschlagen hatte.

Marschall Bazaine hatte mit Geschick seine Truppen aus dem Innern des Landes um die Stadt Mexiko herum zu sammeln gewußt, ohne daß den aus dem Norden des Landes heranrückenden republikanischen Truppenkörpern die Gelegenheit geboten worden wäre, dem abziehenden französischen Expeditionskorps gegenüber in der Rolle des erfolgreichen Verfolgers aufzutreten: letzteres setzte seinen Rückzug nach der Küste nur dann weiter fort, wenn der Feind es sich nicht beikommen ließ, durch seine Operationen das Tempo jenes Rückzuges beschleunigen zu wollen. Marschall Bazaine hatte tatsächlich die Waffenehre des Expeditionskorps den Anforderungen der Politik nicht zu opfern gebraucht und seine Truppen konnten, den Befehlen ihres Kaisers Folge leistend, Mexiko verlassen, ohne daß sich ihre Gegner in jenem letzten Stadium dieses Feldzuges irgend eines militärischen Erfolges über sie hätten rühmen können. Insoferne ließ sich daher nicht bestreiten, daß Marschall Bazaine in taktischer Hinsicht die Operationen der Räumung Mexikos in befriedigender Weise eingeleitet und durchgeführt hatte. Weniger anerkennenswert erschien dagegen die Haltung des Marschalls gegenüber den Anhängern des unglücklichen Kaisers Maximilian: aus mehr als einem Beispiele war unzweideutig zu entnehmen gewesen, daß in dem Maße, als die französischen Garnisonen aus den Städten im Innern des Landes gezogen wurden, der Marschall nicht nur nichts unternahm, um den Truppen des Kaiserreiches die Behauptung jener Orte zu erleichtern, sondern vielmehr nach Möglichkeit die Fortschritte der Dissidenten (mit diesem Namen wurden die im Felde stehenden Anhänger des Präsidenten Don Benito Juarez bezeichnet) zu fördern bestrebt war. So ereignete es sich beispielsweise, daß diese oder jene Stadt auf seinen Befehl plötzlich von den abziehenden französischen Truppen geräumt wurde, ehe noch die Kaiserlichen Zeit gehabt hätten, die zurückgebliebenen schwachen mexikanischen Garnisonen entsprechend zu verstärken. Es wurde damals auch erzählt, daß Bazaine auf seinem Rückzuge kaiserliche Geschütze ohne Bedeckung zurückgelassen habe, welche dergestalt den Dissidenten widerstandslos als willkommene Beute in die Hände fielen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Marschall Bazaine, die Nutzlosigkeit ferneren Kampfes für die Sache des Kaiserreiches einsehend, der republikanischen Partei zu einem möglichst baldigen Siege verhelfen wollte, in der Hoffnung, daß Kaiser Maximilian die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes einsehen und noch unter dem Schutze der französischen Bajonette den Rückweg nach Europa antreten würde, in welchem Falle dann Kaiser Napoleon aus keiner geringen Verlegenheit gezogen worden wäre. War nur einmal die Person des Kaisers Maximilian den Vorgängen in Mexiko entrückt, so konnte Frankreich dann gleichgültig es mit ansehen, wie sich daselbst Liberale und Konservative wechselseitig mit unversöhnlichem Hasse bekämpften.



Marschall Bazaine.

Bazaine täuschte sich vollständig in seinen Berechnungen, daß es ihm gelingen werde, das mexikanische Kaiserreich nach seinem Abzuge in einem so ohnmächtigen Zustande zurückzulassen, daß Kaiser Maximilian angesichts der Beschränktheit seiner Hilfsmittel auf der Verteidigung seines Thrones nicht weiter bestehen würde: der unglückliche Monarch hatte seinen Anhängern kurz vor Schluß des Jahres 1866 feierlich versprochen, daß sie auch fortan auf ihn zählen könnten, und vergeblich hatte sich Marschall Bazaine durch allerlei unwürdige Machinationen bemüht, den Kaiser zu bewegen, daß er das von ihm gegebene Wort breche und durch seine Abdankung den Kaiser Napoleon von einer schweren Sorge befreie.

In den ersten Tagen des Monates Februar 1867 streiften verschiedene Dissidenten Guerrillas in unmittelbarer Nähe

der Hauptstadt herum; das Gebiet des Kaiserreiches beschränkte sich auf das Gebiet einiger weniger Städte (wie Queretaro, Mexiko, Puebla und Vera Cruz); die gesamte kaiserliche Armee zählte zu jenem Zeitpunkte kaum an 10.000 Kombattanten. Aber die Konservativen in der Hauptstadt blickten dennoch hoffnungsfreudig in die Zukunft; konnten sie sich doch rühmen, die anerkannt tüchtigsten Generale auf ihrer Seite zu haben, denen es auch schließlich gelingen würde, nachdem man vom fesselnden Drucke des französischen Expeditionskorps befreit worden sei, die undisziplinierten Horden des Juarez zu Paaren zu treiben. Hatte doch General Miramon, einer ihrer hervorragendsten Führer, vor einigen Jahren den Kampf gegen die herrschende Partei an der Spitze eines einzigen aufrührerischen Bataillons begonnen und bald darauf seinen Gegner Juarez bis an die Meeresküste bei Vera Cruz gedrängt.

Trotz solcher optimistischer Phantasiebilder herrschte doch in der überwiegend kaiserlich gesinnten Bevölkerung der Hauptstadt am Morgen des 5. Februar eine beklommene, düstere Stimmung, als an jenem Tage die letzte französische Kolonne unter persönlicher Führung des Marschalls Bazaine in Paradeadjustierung mit klingendem Spiel aus der Hauptstadt abmarschierte. Wohl nicht unabsichtlich geschah es, daß die Truppe nicht die direkte Straße durch die garita del niño perdido (Barrière des verlorenen Sohnes), sondern auf einem Umwege an der kaiserlichen Residenz vorbei, unmittelbar unter den vom Kaiser bewohnten Räumlichkeiten über die garita de San Antonio zur Stadt hinausgeführt wurde. Jedenfalls war es von Seite des Marschalls ein Akt brutaler Roheit, dem Kaiser von Mexiko das für ihn so verhängnisvolle und peinliche Schauspiel[1] des Abzuges seines Bundesgenossen in drastischer Weise vor Augen zu führen.

Ich hatte mich, als ich vernahm, daß die Franzosen eben abzögen, unter die auf dem Platze vor dem kaiserlichen Palaste angesammelte Menge gemischt; keinerlei Demon-

[1] Während des Vorbeizuges der französischen Truppen blieben alle Fenster im kaiserlichen Palaste sorgfältig verschlossen und nirgends ließ sich ein neugieriger Zuschauer blicken.

stration seitens der letzteren unterbrach dieses denkwürdige militärische Schauspiel: in wohlgeordneten Zügen rückte Regiment auf Regiment, Batterie auf Batterie unter den Klängen fröhlicher Weisen vorbei; stumm und mit ernsten Mienen marschierten die Soldaten, wohl erfreut, ihre Heimat bald wieder zu sehen, aber sichtlich auch verstimmt durch das Gefühl, daß im Verlaufe der letzten Jahre so viel Blut ganz vergeblich vergossen worden war und daß sie nun einen Monarchen, welcher im Vertrauen auf ihren ihm zugesicherten Schutz den Thron Iturbides bestiegen hatte, einem Feinde preisgaben, dessen Rachgier gerade ihr Auftreten in Mexiko zu blutigen Repressalien aufgestachelt hatte.



General Porfirio Diaz.

Vergebens suchten die abziehenden Soldaten unter der in dichten Massen versammelten einheimischen Bevölkerung einen freundlichen Abschiedsgruß: die Anhänger der liberalen Partei grollten den Rothosen als den erklärten Feinden des mexikanischen Staatswesens und die Konservativen blickten mit dem Gefühle tiefer Erbitterung auf den ihrer Sache untreu gewordenen ehemaligen Bundesgenossen.

Kaiser Maximilian begann an jenem Tage seinen Leidenskelch in raschen Zügen zu leeren: seine Beziehungen mit Europa waren zum Abschlusse gebracht und fortan sollte der Kampf um den Kaiserthron ausschließlich zwischen Mexikanern fortgeführt werden.

Marschall Bazaine hatte, wie er dies auch bei anderen Gelegenheiten zu tun für gut fand, den Abmarsch des Ex-

peditionskorps aus der Hauptstadt derart disponiert, daß sich die Stadt tatsächlich mehrere Stunden hindurch ohne irgend eine militärische Bewachung befand; die französischen Posten wurden nämlich in der Nacht vom 5. Februar viel früher eingezogen, als dies vom französischen Hauptquartier den mexikanischen Behörden angesagt worden war; infolge dessen verblieben die Tore der Stadt in den frühen Morgenstunden ohne jegliche Bewachung und nur dem Zufalle war es zu verdanken, daß keine der im Valle de Mejico umherstreifenden juaristischen Guerrillas es wagte, die wehrlose Hauptstadt zu überrumpeln. Niemand hätte sie verhindert, bei einem Stadttore einzuziehen, während die Franzosen bei einer andern garita die Stadt verließen. Die Kaiserlichen verfügten an jenem Morgen in Mexiko über nicht mehr als 1000 Mann eingeborner Truppen; mit einer so geringen Macht eine Stadt von über 200.000 Einwohnern gegen einen feindlichen Angriff verteidigen zu wollen, mußte wohl als ein wahnwitziges Unternehmen erscheinen!

Ich war damals an aufregende Situationen aller Art schon so gewöhnt, daß mich selbst die Aussicht, vielleicht binnen kurzem ein Gefangener der berüchtigten „Chinacos" (so hießen im Volksmunde die Anhänger des Juarez) zu sein, nicht zurückschreckte, zur Befriedigung meiner Neugierde — während das Schicksal Mexikos und hiermit auch jenes meiner Person in der größten Ungewißheit schwebte — noch an demselben Nachmittage in das Lager hinauszureiten, welches Bazaine auf Entfernung einer Stunde von der Stadt inzwischen mit seinen Truppen bezogen hatte. Niemand wußte es sich in Mexiko zu erklären, warum der Marschall seinen Marsch nach der Küste schon so bald zu unterbrechen für gut befunden hatte. Einige wollten wissen, er habe dem Kaiser, nachdem dieser gesehen, daß es mit dem Abzuge der Franzosen Ernst sei, noch eine letzte Möglichkeit zum Abdanken und zu seiner Abreise unter dem Schutze der französischen Bajonette bieten wollen. Andere wieder glaubten, eine letzte Verräterei Bazaines entdeckt zu haben, welcher angeblich beabsichtigen sollte, dem in Eilmärschen aus dem Süden heranrückenden General Porfirio Diaz zur

Einnahme Mexikos die Hand zu bieten. Beide Voraussetzungen entbehrten nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit.

Das in der Ebene am Texcocosee gelegene Lager war binnen wenigen Stunden von den französischen Soldaten mit überraschender Schnelligkeit und mit einer Sorgfalt aufgeschlagen worden, als hätten die Truppen durch längere Zeit daselbst verweilen sollen. Zwischen den in geordneten Reihen aufgestellten Zelten herrschte nach allen Richtungen hin das regste Leben: es hatte den Anschein, als habe sich der Soldat die trüben Gedanken des Morgens vollends aus dem Kopfe gejagt, um sich nun ausschließlich der Freude über die Rückkehr nach Frankreich hinzugeben; die Offiziere pokulierten in fröhlicher Stimmung, während die Mannschaft sich um die Musikkapellen drängte, welche vor den Zelten der betreffenden Obersten die lustigsten Weisen aufspielten. Der Zutritt zum Lager war jedermann freigegeben; Mexikaner und Mexikanerinnen hatten von dieser Erlaubnis in ausgedehntem Maße Gebrauch gemacht und sie fuhren und ritten zwischen den verschiedenen Regionen des ausgedehnten Lagers in der heitersten Laune umher, als handle es sich um nichts anderes als um die Betrachtung irgend eines interessanten militärischen Schauspieles, welches im übrigen sie nicht weiter berührte. Die schmucken Damen in den eleganten Equipagen begrüßten mit freundlichem Lächeln den auf flinkem Pferde vorbeispringenden Novio, geradeso wie sie es in der guten Zeit der letzten Jahre auf dem Paseo der Hauptstadt zu tun gewohnt gewesen waren. Die Gegenwart nach Möglichkeit genießen und sich um die Zukunft weiter nicht bekümmern, das scheint das Lebensprinzip des Kreolen zu sein. Meinem europäischen Blute widerstrebte aber die Befolgung eines solchen Grundsatzes und ich verließ das Lager in der traurigsten Stimmung und erbittert über die in so abstoßender Weise zur Schau getragene sorglose Gleichgiltigkeit der Eingebornen.

Langsam ritt ich wieder nach der Stadt zurück, indem sich meine Phantasie in den düstersten Kombinationen bewegte: die Fröhlichkeit in dem von mir soeben verlassenen

Lager bildete einen überaus peinlichen Mißton zu den Ereignissen, die sich vor mir gleichzeitig abspielten; immer wieder trat mir die Gestalt des bedauernswerten Kaisers vor die Augen, dem nach dreijährigem Ringen zur Verteidigung seines Thrones nun keine andere Alternative sich darbot als abzudanken oder — im Kampfe gegen Juarez zu unterliegen.

Noch in derselben Nacht vom 5. auf den 6. Februar gab Bazaine ganz unerwarteter Weise den Befehl zum Abbruche des Lagers und das Expeditionskorps setzte dann gegen Morgen seinen Marsch nach Vera Cruz weiter fort.

Inzwischen hatte der durch seine Grausamkeit und rücksichtslose Energie in ganz Mexiko berüchtigte kaiserliche General Leonardo Marquez mit dem Oberbefehl in der Hauptstadt zugleich auch die Aufgabe übernommen, die Garnison daselbst zu verstärken und den Platz selbst einigermaßen in Verteidigungszustand zu setzen. Marquez galt damals als die bewährteste Stütze der konservativ-kaiserlichen Partei; ein Manifest, worin der General bei Übernahme des Oberkommandos den Einwohnern Mexikos verkündete, daß er „mit dem ihnen wohlbekannten Nachdrucke“ sich der von ihm jetzt übernommenen Aufgabe widmen werde, war vollkommen ausreichend, um die Konservativen davon zu überzeugen, daß die Sache der Liberalen, ihrer Gegner, nunmehr rettungslos verloren sei. Denn in ihren Augen galten die feigen, schlecht angeführten Horden des Juarez als gänzlich unfähig, um den kaiserlichen, von einem General Marquez angeführten Truppen Widerstand zu leisten. Das Privilegium des Heldenmutes und der militärischen Befähigung nahmen die Konservativen ausschließlich für ihre Partei in Anspruch.

Marquez hatte in dem oberwähnten Manifeste alle Mexikaner mit den strengsten Strafen bedroht, welche sich beikommen lassen würden, nachdem die Glocke der Kathedrale das Alarmsignal gegeben habe würde, sich auf offener Straße blicken zu lassen. Die Konservativen jubelten bei der Ankündigung solcher drakonischen Maßregeln; da erkannte man den wohlbekannten alten Marquez wieder; mit den

halben Maßregeln des französischen Regimes war es nun vorbei, der Bürgerkrieg war jetzt in ein neues Stadium getreten, wo es für den Gegner keine Schonung gibt. Nur auf diese Weise läßt sich ein Kampf mit Aussicht auf Erfolg weiter fortführen!

Es ließ sich nicht leugnen, daß Marquez die Erwartungen, welche die Konservativen in seine Tatkraft setzten, im vollsten Maße rechtfertigte; in kürzester Zeit waren hinreichende Streitkräfte zusammengebracht, um die Stadt gegen einen feindlichen Handstreich sicherzustellen. Eine erkleckliche Anzahl Geschütze wurde auf den Wällen der Stadt aufgestellt, die zunächst gefährdeten Positionen wurden mit Soldaten besetzt. Aber guter Gott, was für Soldaten kamen da zum Vorschein! Zumeist waren letztere aus Vagabunden und Bettlern formiert worden, welche man durch Anwendung des berüchtigten Preßsystems gewaltsam auf den Straßen der Stadt zusammengerafft, notdürftig mit Waffen versehen und dann ohne weitere Umstände zur Bewachung der Stadt verwendet hatte. Hier und da passierte es, daß auch Männer aus den besseren Klassen der Bevölkerung diesem in Mexiko üblichen Rekrutierungssystem, der sogenannten „leva“ zum Opfer fielen; im allgemeinen aber galt es als Grundsatz, vorherrschend auf den „lepero“, den mexikanischen Lazzarone, Jagd zu machen. Begreiflicherweise war auf die



Oberst Graf Khevenhiller.

Verläßlichkeit jener improvisierten Helden nicht viel zu zählen, da sie keinen sehnlicheren Wunsch hatten, als möglichst bald zu ihrer früheren, zumeist ziemlich beschaulich gestalteten Lebensweise zurückzukehren. Da jedoch der Feind gleichfalls vielfach zur leva seine Zuflucht nahm, um die Cadres seiner Truppe zu ergänzen, war der kriegerische Eifer auf beiden Seiten kein übermäßig großer. Als Kern der im Entstehen begriffenen neuen kaiserlichen Armee galt das rote Husarenregiment des Obersten Graf Khevenhiller (eine kürzlich erst zumeist aus ehemaligen österreichischen Freiwilligen organisierte Kavallerie), welches am 8. Februar in die Stadt rückte; am gleichen Tage traf aus Puebla ein daselbst soeben erst durch die leva zusammengebrachtes Bataillon Infanterie in Mexiko ein.

Der Zufall ließ mich diese Truppe begegnen, als sie eben in die Citadelle einrückte; ich erblickte bei diesem Anlasse zum ersten Male eine größere Anzahl mexikanischer Soldaten in Marschadjustierung. Das Schauspiel war ein höchst originelles: die Mannschaft, deren unmilitärische Haltung über alle Begriffe ging (die Bettler vor der Kathedrale in Puebla hatten wohl auch bei der Aufstellung dieses Bataillons eine Rolle mitspielen müssen!), trug als Uniform weite weiße (?) Zwilchhosen, eine kurze Jacke von gröbstem grauen Tuche, einen niederen Ledertschako auf dem Kopfe und Sandalen an den nackten Füßen. Seltsamerweise gingen viele der Offiziere — unter diesen auch der Kommandant des Bataillons — in Civilkleidung von eher armseligem Aussehen einher. Man erklärte mir diese auffallende Erscheinung damit, daß die mexikanischen Offiziere es möglichst vermieden, im Gefechte irgend ein Abzeichen ihres Grades zu tragen, um nicht im Falle ihrer Gefangennehmung wegen ihres höheren Ranges sich einer härteren Behandlung auszusetzen. Jene Offiziere im Civilanzuge befanden sich somit — was ich damals nicht vermutet hatte — eben in vollständiger Kampfadjustierung.[1]

---

[1] Der Volkswitz hatte für die Civilkleidung der Offiziere den bezeichnenden Ausdruck „traje de derrota“, Kostüm für die Niederlage, erfunden.

Nachdem diese geringfügigen Verstärkungen in der Hauptstadt eingetroffen waren, kannte das Siegesbewußtsein der Konservativen keine Grenzen. Wer nur von der Möglichkeit eines Triumphes der Chinacos zu sprechen wagte, galt als unverbesserlicher Pessimist. Schon freute man sich in jenen Kreisen über den Abzug der Franzosen, die ja in der letzten Zeit mit den Juaristen insgeheim gemeinsame Sache gemacht und dem Kaiserreiche jedenfalls durch ihre Anwesenheit mehr geschadet als genützt hätten. Nun würden die Liberalen bald zur Einsicht kommen, daß sie zu früh von ihrem Siege geträumt hatten.

Binnen zwei Tagen war es dem General Marquez gelungen, die Garnison Mexikos mit Zuhilfenahme der leva auf den Stand von 8000 Mann zu bringen. Im Arsenale fehlte es an den zur Ausrüstung dieser Verstärkungen erforderlichen Waffen; ein beträchtlicher Teil der neu eingereihten Mannschaft wurde daher vorläufig in den Höfen der Kasernen eingeschlossen gehalten, um dann nach Maßgabe des reichlicher verfügbaren Waffenmateriales sofort zum aktiven Dienste verwendet zu werden. Von einem Einexerzieren der Mannschaft war nicht die Rede; dazu hatte man keine Zeit übrig. Der ohnehin sehr kärglich bemessene Sold wurde der Mannschaft nur dann ausbezahlt, wenn das nötige Geld in den Kassen vorhanden war — eine Voraussetzung, auf welche nur ausnahmsweise gezählt werden durfte. Der Mexikaner gewöhnte sich übrigens damals ungemein schnell an den ihm doch gründlich verhaßten Militärdienst. Wenn auch Desertionen ganzer Abteilungen an der Tagesordnung waren, mußte es doch immer Wunder nehmen, daß es möglich war, Truppenkörper vor den Feind zu führen, welche fast ausschließlich durch die Anwendung brutaler Gewalt zusammengebracht worden waren. Wie sollte dem General Marquez geholfen werden, wenn seine zum Dienste gepreßten Soldaten en masse renitent geworden wären? Aber dem mexikanischen Indianer (das indianische Element kam bei der Formierung der Truppen fast ausschließlich in Betracht zu ziehen) lag der Gedanke an gewaltsame Widersetzlichkeit ferne; hatte er das Unglück gehabt, zum Dienste ge-

preßt zu werden, so wartete er eben geduldig ab, bis sich ihm die Gelegenheit zur Wiedererlangung seiner Freiheit darbieten würde. So war es in den Kämpfen der in Mexiko chronisch gewordenen Bürgerkriege kein seltenes Vorkommnis gewesen, daß eine Armee infolge einer erlittenen Niederlage fast spurlos vom Schauplatze des letzten Kampfes verschwand; eine so besonders günstige Gelegenheit zum Desertieren ließ man eben nicht unbenützt vorübergehen. Die heldenmütige Verteidigung Queretaros und auch jene Pueblas gegen die Franzosen im Jahre 1862 haben übrigens bewiesen, daß selbst der durch die leva rekrutierte mexikanische Soldat sich gut zu schlagen im stande war, wenn seine Vorgesetzten ihn zu führen verstanden und ihm mit gutem Beispiele in der Erfüllung ihrer Pflicht vorangingen.

Inzwischen ereignete es sich, daß einzelne feindliche Guerrillas, welche das Valle de Mejico unsicher machten, ihre Streifungen bis zu den Toren der Stadt ausdehnten und hier einige Schüsse mit der Besatzung wechselten. Niemand beachtete aber dieses zwecklose Geplänkel, da man in Mexiko vor einem ernsten Angriffe seitens der Dissidenten gesichert zu sein glaubte. Die Armee des Generals Porfirio Diaz schickte sich eben zur Belagerung Pueblas an und die übrigen juaristischen Streitkräfte von Belang standen noch zu weit von der Hauptstadt entfernt, um diese bedrohen zu können. Die Konservativen frohlockten, daß der erste Moment der gefährlichen Krisis nach dem Abzuge Bazaines glücklich überwunden worden war; in ihren Augen war jetzt der Sieg nur mehr eine Frage der nächsten Zukunft.

Als ich am Morgen des 9. Februar zufällig an der kaiserlichen Residenz vorüberging, vermißte ich zu meinem Befremden auf der Zinne derselben die große Fahne, welche die Anwesenheit des Monarchen anzuzeigen pflegte. Sollte Kaiser Maximilian etwa doch ganz unvermuteterweise die Stadt verlassen haben, um sich zugleich mit dem französischen Expeditionskorps in Vera Cruz einzuschiffen? In der kaiserlichen Kabinettskanzlei wurde mir alsbald die Auskunft erteilt, daß der Kaiser bei Tagesanbruch an der Spitze von 3000 Mann unter Führung des Generals Marquez nach Quere-

taro abmarschiert sei, um sich dort mit den Generalen Miramon und Mejia zu vereinigen und dann den Entscheidungskampf gegen die Feinde der Monarchie in Angriff zu nehmen. Das Geheimnis dieses in der letzten Stunde erst ausgearbeiteten Operationsplanes war sehr sorgfältig bewahrt worden, und zwar mit solchem Erfolge, daß selbst um die Mittagsstunde die Wahrheit in der Stadt nur wenigen bekannt war. Man glaubte allgemein, der Kaiser habe nur eine größere Rekognoszierung im Valle de Mejico ausführen wollen. Als aber bekannt geworden war, daß es sich um eine wichtigere militärische Operation handle, begrüßten die Konservativen mit Befriedigung diesen Entschluß des Monarchen, der ihnen einen schlagenden Beweis dafür lieferte, daß letzterer sein Los unzertrennlich mit demjenigen ihrer Partei verbunden hatte und daß er nun persönlich zur Verteidigung seines Thrones ins Feld ziehen wolle. Minder fanatische Politiker bemerkten es mit Bedauern, daß der Kaiser sich noch weiter von Vera Cruz, seiner letzten Rückzugslinie, entfernte und daß er gewissermaßen — als ein zweiter Fernan Cortez — die Schiffe zu seiner Rückkehr nach Europa verbrannt hatte.

In antiimperialistischen Kreisen beschuldigte man den preußischen Gesandten, Baron von Magnus, durch seinen Einfluß im kaiserlichen Palaste dahin gewirkt zu haben, daß der Entscheidungskampf nach Queretaro verlegt werden sollte. Diese Ansicht gründete sich namentlich auf die Tatsache, daß der Gesandte mit Pater Fischer, dem Vorstande der kaiserlichen Kabinettskanzlei, auf sehr intimem Fuße stand, und, daß der Pater zum Zuge nach Queretaro geraten habe, galt als eine unzweifelhaft feststehende Tatsache.

Nach dem Abzuge des Kaisers war in Mexiko nur eine schwache Garnison unter General Tabera zurückgeblieben. Zum zweiten Male bot sich den Dissidenten eine günstige Gelegenheit zur Überrumpelung der nur notdürftig verteidigten Hauptstadt dar: zum Glücke für uns fehlte es aber den feindlichen Banden an dem erforderlichen Mute zur Ausführung eines Handstreiches und sie ließen es wie bisher dabei bewenden, die Vorposten der Garnison gelegentlich

zu alarmieren, ohne sich in irgend ein ernstes Gefecht einzulassen. Damals ist auf beiden Seiten sehr viel Munition verbraucht worden; aber von Verwundeten oder gar von Toten war vorläufig während dieser merkwürdigen Belagerung nicht die Rede. Sobald sich im Umkreise der Stadt irgend ein Chinaco zu Pferde blicken ließ, wurde sofort ein Kanonenschuß gegen ihn abgegeben. Ein Offizier gestand mir auf meine Frage, warum man so verschwenderisch mit der Munition umgehe, daß dies deshalb geschehe, damit sich die Mannschaft an den Donner der Geschütze besser gewöhne und dann auch ordentlich standhalte, wenn es mit dem Schießen ernst gemeint sei.

Zu den Eigentümlichkeiten mexikanischer Kriegsführung scheinen auch die Gespräche gehört zu haben, welche zwischen den beiderseitigen Vorposten gewechselt wurden und wobei es statt der Kugeln nur Schmähworte regnete. Es war geradezu belustigend, mit anzuhören, wie sich die Tapfern über ihre wechselseitigen ehelichen Verhältnisse die unerfreulichsten Dinge zu erzählen wußten. Wie man mir mitteilte, soll es mitunter vorgekommen sein, daß besonders friedfertig gesinnte Soldaten erst, nachdem sie gründlich vom Gegner ausgeschimpft worden waren, in den entsprechenden Grad der Erbitterung versetzt wurden, um das Bedürfnis zu fühlen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Ähnliches soll nach der Iliade auch bei der Belagerung Trojas schon vorgekommen sein!

Das Geknatter der Gewehre und selbst der Donner der Kanonen hinderte nicht, daß die öffentliche Promenade des Nachmittags ebenso fleißig besucht war wie ehedem. Mit größter Gemütsruhe fuhren da die reizenden Rositas, Doloritas und Carmencitas spazieren, während schon auf Entfernung einiger hundert Schritte die Schüsse krachten; wußten sie doch, daß diese Schüsse nicht viel Unheil anstifteten. Als aber eines Tages einige besonders kühne Chinacos sich auf Pistolenschußweite vom Paseo (der öffentlichen Promenade) hereingewagt hatten, um sich einiger daselbst weidender Pferde zu bemächtigen, schien die Sache doch nicht ganz geheuer und der Tummelplatz der Corsofahrt wurde

nach der mehr im Innern der Stadt gelegenen Alameda verlegt.

Der Kaiser war inzwischen, sich den Weg durch einige feindliche Guerrillas bahnend, glücklich in Queretaro angelangt. Sein Plan, die von verschiedener Seite gegen ihn heranrückenden juaristischen Truppenkolonnen vor ihrer Vereinigung einzeln anzugreifen, fand an General Marquez lebhaften Widerspruch, weil dieser darauf bestand, daß man im Gegenteile sämtliche juaristische Streitkräfte vor Queretaro sich vereinigen lasse, um sie dann insgesamt mit Einem Schlage zu vernichten. Von Seite der tüchtigsten republikanischen Anführer wurde nachträglich erklärt, daß Kaiser Maximilian auf diese Art die einzige Möglichkeit verscherzt hätte, einen entscheidenden Erfolg zu erringen; die Ratschläge eines Marquez dürften also schon zu Beginn der Belagerung Queretaros für die Sache des Kaisers verhängnisvoll gewesen sein.

In den ersten Tagen des Monates März standen bereits an 30.000 Dissidenten vor Queretaro, dessen Garnison gegen 10.000 Mann gezählt haben mag. Aber die kaiserliche Armee war, wenn auch weniger zahlreich, so doch in jeder anderen Beziehung den Streitkräften der Republik derart überlegen, daß sie nicht ohne Aussicht auf Erfolg hätte die Offensive gegen den Gegner ergreifen können. Miramon und Mejia beschworen wiederholt den Kaiser, den Befehl zum Angriffe zu erteilen; Marquez hatte aber die entscheidende Stimme im Kriegsrate und nach seiner Ansicht war der Moment zum Losschlagen noch immer nicht gekommen. Der ehemalige Maultiertreiber Escobedo, welcher das Oberkommando über die Belagerungsarmee übernommen hatte, konnte daher ganz unbehelligt sich vor Queretaro festsetzen, bis er sich am 15. März seinerseits zur Ergreifung der Offensive entschloß.

Der mit großer Energie unternommene Angriff gegen die von den Kaiserlichen in den letzten Tagen flüchtig um die Stadt herum aufgeworfenen Schanzen wurde von der durch das heldenmütige Beispiel Maximilians begeisterten Garnison nach hartem Kampfe zurückgeschlagen und unter

schweren Verlusten bezogen die Angreifer gegen Abend ihre früheren Stellungen wieder.

Zwei Tage nach diesem seinem ersten Mißerfolge versuchte Escobedo von einer anderen Seite in die Stadt einzudringen, aber auch diesmal zog er den kürzeren.

Insoweit hatte die Garnison Queretaros den Beweis geliefert, daß sie durch einen feindlichen Sturmangriff nicht so leicht zu bezwingen sei. Aber ihre Lage gestaltete sich dessenungeachtet als eine höchst bedenkliche, wenn es ihr nicht möglich gemacht wurde, Verstärkungen an sich heranzuziehen, um sich aus Queretaro herausschlagen zu können; denn ein längeres Verweilen in jener Stadt mußte für die kaiserliche Armee schon allein aus Verproviantierungsrücksichten verhängnisvoll werden. Unter diesen Verhältnissen erbot sich General Marquez, mit 1200 Reitern einen waghalsigen Zug nach Mexiko zu unternehmen, um nach Heranziehung aller dort verfügbaren Streitkräfte längstens binnen zwei Wochen mit letzteren wieder nach Queretaro zurückzukehren, worauf dann mit Escobedo endgültig abgerechnet werden sollte. Dem Kaiser bürgte Marquez persönlich mit seinem Kopfe dafür, daß er sein gegebenes Wort einhalten werde.

In der Nacht vom 22. März gelang es Marquez, mit einer starken Kavallerieeskorte unter Oberst Quiroga unbemerkt die feindlichen Linien vor Queretaro zu passieren, und nachdem er in nicht ganz drei Tagen eine Strecke von 52 spanischen Leguas — für eine Kavallerietruppe eine glänzende Leistung — zurückgelegt hatte, hielt er mit seinen todmüden Reitern zur nicht geringen Überraschung der Mexikaner seinen Einzug in die Hauptstadt. Niemand hatte hier eine Ahnung davon, was Marquez veranlaßt haben konnte, nach Mexiko zu kommen. Das Geheimnis seines Erscheinens wurde aber bald gelöst: schon am Tage seiner Ankunft erließ er ein Manifest, durch welches er bekannt machte, daß er kraft der ihm als kaiserlicher Lugarteniente (Statthalter) verliehenen außerordentlichen Vollmachten das bisherige Ministerium Lares wegen seines Mangels an Tatkraft absetze und den Vorsitz im Ministerrate dem General

Santiago Vidaurri (einem Manne von nicht ganz unbedenklicher Vergangenheit) übertrage. Mexiko stand fortan unter dem absoluten Regime eines Diktators und dieser Diktator war kein anderer als der berüchtigte asesino [1] (Mörder) von Tacubaya!

Marquez trug kein Bedenken, den ihm vom Kaiser in Queretaro ausgestellten Vollmachten als kaiserlicher Lugarteniente ein von ihm gefälschtes kaiserliches Handschreiben zu substituieren. In den ersteren war nämlich ausdrücklich bemerkt, daß Marquez mit größter Beschleunigung nach Queretaro zurückkehren solle. Da aber dieser Befehl mit den anderweitigen Kombinationen jenes Schurken nicht im Einklange stand, fabrizierte er kurzweg ein von ihm selbst entworfenes kaiserliches Handschreiben, welches er nun zur Begründung seiner Autorität in Mexiko vorwies und in welchem von seiner beschleunigten Rückkehr nach Queretaro gar nicht die Rede war. Man darf daher wohl sagen, daß von jenem Tage an in Mexiko nicht mehr für die Sache des Kaisers, sondern für die politischen Zwecke eines Verräters gekämpft wurde.

Die konservative Partei fügte sich bereitwillig allen von Marquez ergriffenen Maßregeln; man zählte so vertrauensvoll auf seine Ergebenheit für die gute Sache, daß es freudig begrüßt wurde, wenn die Zügel der Regierung mit diktatorischer Gewalt von einer Hand gelenkt wurden, welche dem Gegner niemals zur Versöhnung dargeboten worden war.

Der neue Lugarteniente setzte gar bald selbst seine eigenen Anhänger durch die Rücksichtslosigkeit in Erstaunen, mit welcher er den Stand der Garnison vermehrte und die Regierungskassen zu füllen bemüht war. Niemals war bei früheren Gelegenheiten die leva in Mexiko mit solcher Strenge gehandhabt worden wie damals; es galt als etwas ganz Unerhörtes, daß selbst gente de levita (Leute im Gehrocke) in die Kasernen geschleppt wurden. Des Nachts

---

[1] Marquez führte diese Bezeichnung zur Erinnerung an eine grausame Metzelei, welche er vor einigen Jahren an wehrlosen Ärzten vollziehen ließ, die sich eben mit der Pflege der vom flüchtigen Feinde zurückgelassenen Verwundeten befaßt hatten.

traute sich schon kein harmloser Bürger mehr über die Straße, aus Furcht, einer der zahlreichen, dem Rekrutenfange obliegenden Patrouillen in die Hände zu fallen. Die sonst so rege und heitere Stadt gewann alsbald ein düsteres, unheimliches Aussehen: Theater, Kaffeehäuser, Schenken u. dgl. blieben vollkommen verödet, Grabesstille herrschte die Nacht hindurch in den menschenleeren Gassen; hie und da ließ sich der Donner eines auf den Wällen abgefeuerten Geschützes vernehmen, ein Ereignis, das kaum mehr von irgend jemand beachtet wurde. Bisweilen gab es doch auf der Straße einige Bewegung: wurde in der Ferne Pferdegetrappel gehört, dann ergriffen die spärlichen Wanderer mit dem Rufe: la leva! la leva! schleunigst die Flucht. Aber die leva verstand es gut, die Leute einzufangen. Denn während diese, durch die heranrückenden Reiter erschreckt, das Weite suchten, fielen sie der am anderen Ende der Straße in aller Stille aufgestellten Infanteriemannschaft in die Hände; man hörte einige Minuten lang schreien und fluchen; aber bald war es wieder totenstill wie früher und stumm wanderte der Zug der Gefangenen, von Soldaten geführt, welche vielleicht erst am vorigen Tage auf dieselbe Weise eingebracht worden waren, widerstandslos in die Kaserne. Bei diesen „Rekrutierungen" spielte häufig der „laso" eine ausschlaggebende Rolle und, wer auf einem offenen Platze mit einer Patrouille zusammenzutreffen das Unglück hatte, war rettungslos verloren; denn dem Wurfe der verhängnisvollen Schlinge entkam nicht bald einer.

Binnen zwei Tagen hatte Marquez mittels der leva die Garnison Mexikos auf volle 10.000 Mann gebracht, worunter sich aber kaum 2000 einigermaßen ausgebildete Soldaten befanden.

Unmittelbar nach dem Eintreffen des Generals Marquez mit einer stärkeren Kavallerieabteilung schienen es die verschiedenen Guerrillas, welche bis dahin die Umgebung der Hauptstadt beunruhigt hatten, für ratsam zu erachten, sich nach den entfernteren Gegenden des Valle de Mejico zurückzuziehen. Auf den Wällen der Stadt herrschte wieder vollständige Ruhe und der Corso konnte wieder ohne Gefahr auf der gewohnten Promenade Bucarelli abgehalten werden,

da keinerlei unliebsame Besuche seitens der Chinacos zu besorgen waren. Dieser Feind beunruhigte uns also nicht mehr. Aber wir hatten einen böseren Feind in das Innere der Stadt hineinbekommen. Mit der Begründung, daß der Soldat nicht nur eingefangen und bewaffnet, sondern auch bezahlt und ernährt werden müsse, schrieb Marquez ein Zwangsanlehen im Werte von 2,500.000 Francs aus, welches binnen 24 Stunden abgezahlt werden sollte. Die an derlei Finanzmaßregeln schon gewöhnten Mexikaner wagten gegen die ihnen zugemutete Zahlung keinen Widerstand und zur festgesetzten Zeit war das begehrte Geld richtig vollzählig zusammengebracht. Nur einzelne Renitenten machten in diesem Falle die Anwendung von Gewaltmaßregeln erforderlich, welche auch ohne Zögern von kompetenter Seite zur Ausführung gebracht wurden. Ungewöhnliches Aufsehen erregte damals die grausame Behandlung, welche der Familie Rincon, einem der angesehensten mexikanischen Adelsgeschlechter, zuteil wurde: Marquis Rincon, kaiserlicher Kämmerer und aufrichtiger Konservativer, hatte sich der ihm auferlegten Zahlung von 5000 Pesos dadurch zu entziehen versucht, daß er sich bei einem seiner Freunde versteckte. Marquez ließ jedoch seine Wohnung, wo die Marquise mit zwei Töchtern zurückgeblieben war, militärisch besetzen und jenen Damen wurde bekanntgegeben, daß sie nicht einen Bissen Brot würden verzehren dürfen, bis das verlangte Geld nicht eingezahlt sei. Zum Beweise, daß jene Drohung ernst gemeint war, wurde eigens eine Wache in der Küche des Rinconschen Hauses aufgestellt. Selbstverständlich kam der Marquis Rincon bald wieder mit dem verlangten Gelde zum Vorscheine.[1]

Von einer Rechnungslegung über das zwangsweise eingesammelte Geld wurde im kaiserlichen Finanzministerium ein- für allemal als einer vollkommen entbehrlichen Prozedur Abstand genommen.

---

[1] Ein jüngeres Mitglied dieser Familie, welches der Sache des Juarez diente, war unter den ersten republikanischen Offizieren, welche bei dem Verrate des Oberst Lopez in die Stadt Queretaro eindrangen.

II. Kapitel.

Niederlage des Generals Marquez bei San Lorenzo, Fortsetzung der Belagerung von Mexiko.

An einem der ersten Tage des Monates April schlenderte ich eben ziellos in den Straßen Mexikos umher, als aus der Gegend der Citadelle Trompetengeschmetter in ganz ungewohnter Stärke sich vernehmen ließ. Ich eilte sofort dahin, um zu sehen, was es gäbe, und bald sah ich mich von allen Seiten von marschfertig heranrückenden Kolonnen umgeben, welche sich nach dem großen Platze im Innern der Citadelle begaben.

Von einem mir persönlich näher bekannten mexikanischen Offizier erhielt ich die Auskunft, daß General Marquez eine Musterung über die Garnison vornehmen wolle und daß es sich um irgend eine Expedition handle, deren Ziel aber noch nicht bekanntgegeben worden sei. Von einem Mitgliede der kaiserlichen Kabinettskanzlei, mit welchem ich in der Citadelle zusammentraf, wurde mir versichert, daß es sich um nichts anderes handle, als um den unruhigen Elementen durch die Entfaltung dieser der Regierung zur Verfügung stehenden Macht entsprechend zu imponieren.

Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich binnen kurzem vor dem Eingange zur Citadelle angesammelt: Juaristen und Konservative befanden sich da in einem Zustande ungewöhnlicher Aufregung; denn beide Teile ahnten, daß diese Truppenansammlung — es mochten an 5000 Mann beisammen gewesen sein — einen entscheidenden Wendepunkt in dem Kampfe zwischen Monarchie und Republik zu bedeuten haben werde. Die Imperialisten betrachteten siegesbewußt

jene Streitkräfte, mit denen nun zweifellos ein vernichtender Schlag gegen die Dissidenten geführt werden sollte; die Republikaner wieder waren nicht wenig durch den Gedanken beunruhigt, daß Marquez schon mit weit geringeren Hilfsmitteln, als ihm gegenwärtig zur Verfügung standen, glänzende militärische Erfolge errungen hatte.

Von befreundeter Seite wurde mir die Erlaubnis verschafft, den inneren Raum der Citadelle betreten zu dürfen, von wo aus ich mir dieses hochinteressante Schauspiel aus nächster Nähe ansehen konnte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß, wenn die mexikanischen Soldaten damals in ihrem Auftreten von den Leistungen eines Exerziermeisters wenig wahrnehmen ließen, sie in anderer Hinsicht jedenfalls einen ungemein malerischen Anblick darboten. Mit Rücksicht darauf, daß vor mir fast ausschließlich erst kürzlich durch die leva gepreßte Soldaten standen, war es noch wunderzunehmen, daß die Mannschaft noch leidlich in Reihe und Glied aufzumarschieren im stande war. Eine in jüngster Zeit aus Toluca eingerückte Kompagnie der dortigen Ruralgarde leistete in dieser Hinsicht sogar recht Anerkennenswertes. Auch jenes Bataillon aus Puebla hatte, seit ich es vor einem Monate zum erstenmale gesehen hatte, in seinem militärischen Aussehen entschiedene Fortschritte gemacht.

Würde man die mexikanischen, fast durchwegs der indianischen Rasse angehörigen Soldaten nach dem trotzigen und wilden Ausdrucke ihrer Gesichtszüge beurteilt haben, so hätte es nirgends in der Welt eine martialischere und kampflustigere Truppe gegeben, als hier versammelt war. Aber jene braunen, ernsten Gesichter mit den unter dem struppigen Haare finster hervorblickenden Augen gehörten einer durchwegs sanftmütig gestimmten Rasse an, welche die Beschäftigungen des Friedens ganz entschieden jenen des Krieges vorzog.

Die Infanterie war fast durchgehends ziemlich gleichmäßig uniformiert, ein Schauspiel, das damals in Mexiko nur selten zu sehen war. Schuhe besassen aber nur die aus Österreichern, Belgiern und Franzosen zusammengesetzten

fremden Truppen, da die Eingeborenen auf dem Marsche ausnahmslos nur der Sandalen sich zu bedienen gewohnt waren.

Die mit General Marquez aus Queretaro gekommene Quirogasche Reiterei war anscheinend von dem jüngsten reorganisatorischen Einflusse in ihrer äußeren Erscheinung vollkommen unberührt geblieben und sie repräsentierte daher unstreitig das interessanteste Moment der ganzen Heerschau. Ich hatte mir nie träumen lassen, daß in einer regulären Truppe ein so buntes Gemisch aller erdenklichen Uniformen und Volkstrachten vereint sein könne. Hatte ich ein Regiment kaiserlicher, regulärer Kavallerie vor mir oder waren da die barocken Masken irgend eines tollen Mummenschanzes aufgestellt, welche sich seit Monaten in Kot und Schlamm herumgewälzt hatten?! Dieses Regiment mußte offenbar irgendwo in einem Sumpfe gelagert haben, anders ließ sich der greuliche Schmutz von Roß und Mann nicht erklären. Hier prangte ein Reiter vom Halse bis zum Fuße im grellsten Scharlachrot des englischen Soldaten, dort trug ein anderer auf dem frei über dem leinenen Unterbeinkleide herumflatternden Hemde (die moderne Tracht in der tierra caliente!) eine jämmerlich zerrissene papageigrüne Jacke; dort wieder steckte ein Reiter in abgerissenen leinenen Fetzen, durch welche nach allen Seiten die braune Haut des Indianers hindurchsah; hie und da machte sich auch ein französischer Deserteur in seiner



Mexikanischer Infanterist (guardia municipal).

noch erträglich gut konservierten Adjustierung als chasseur d'Afrique bemerkbar. Wer in diesem Schwarme im Besitze eines leidlichen Beinkleides war, zählte schon zu den Honoratioren der Gesellschaft. Einzelne Reiter trugen Reste von Uniformen, welche zweifellos aus den Zeiten des Präsidenten Santa Anna stammten und welche sich in einem so elenden Zustande der Verwahrlosung befanden, daß sie kaum noch auf die Bezeichnung als Kleidungsstück Anspruch machen konnten. Einzelne besonders sorgfältige Reiter hatten die beschädigten Uniformen geflickt — so gut es eben ging, d.h. ein Stück blaues Tuch deckte die Gebrechen einer roten Jacke und ein Leinwandfleck war auf einem ehemals blau gefärbt gewesenen Dolman angebracht. Die größte Variation wiesen die Kopfbedeckungen auf: vom nationalen Strohsombrero kolossalster Dimension bis zum modernen Infanteriekäppi des französischen Soldaten waren alle nur erdenklichen Formen vertreten; es gab auch einzelne Reiter, welche keine andere Kopfbedeckung besaßen als ihr eigenes struppiges Haupthaar, welches allerdings dicht genug war, um sie besser als ein Helm vor Säbelhieben zu beschützen. Mit Schuhen waren die wenigsten versehen; der schwere mexikanische Sporn wurde zumeist mit einem Riemen um den nackten Fuß befestigt. Die ganze Gesellschaft bot im reichsten Maße jene Typen des Räubers und Landstreichers, welche Salvator Rosa so meisterhaft darzustellen



Mexikanische Artillerie.

verstand. Neben würdigen Veteranen, die vielleicht seit 30 Jahren alle Bürgerkriege in Mexiko mitgemacht hatten, saßen oft Jungens, die zur Not dem Knabenalter entwachsen waren und in deren Hand Säbel oder Lanze sich mehr wie ein Spielzeug denn wie eine gefährliche Waffe ausnahm.

Die Bewaffnung stand vollkommen im Einklange mit der übrigen Adjustierung dieser aus den buntesten Elementen zusammengewürfelten Truppe: lange, schwerfällige Flinten mit Feuersteinschloß, amerikanische Repetiergewehre neuester Konstruktion (aus dem letzten Bürgerkriege), kurze Lanzen, deren Fähnchen schon längst jede Spur ihrer ursprünglichen Farbe verloren hatte, alte spanische Kavalleriesäbel, gekrümmte orientalische Säbel, kurz jede nur erdenkliche Waffengattung war da zu finden. Ich erinnere mich sogar, einzelne Reiter gesehen zu haben, welche statt eines Säbels ein Bajonett in der Hand hielten. Oberst Quiroga war mit dem nationalen „machete“ bewaffnet, eine Art Faschinenmesser, wie es die Indianer in der tierra caliente zu tragen pflegen, um sich in den dortigen Urwäldern die Wege zu bahnen. Seine Reiter hatten sich schon bei verschiedenen Anlässen als eine gut brauchbare Truppe bewährt. Der letzte Ritt Quirogas von Queretaro nach Mexiko, durch die Escobedosche Belagerungsarmee hindurch zählte zweifellos zu einer hervorragenden kavalleristischen Leistung.

Nach vollendeter Musterung marschierten die Truppen wieder aus der Citadelle, ohne daß ihnen ihre weitere Bestimmung bekanntgegeben worden wäre. Sämtliche Trompeten und Trommeln wurden jetzt zu gleicher Zeit aus Leibeskräften bearbeitet; mir wurde über den Heidenlärm ganz schwindlig im Kopfe. Die fremden Truppen marschierten in Erwartung eines in Aussicht stehenden Kampfes stramm und martialisch einher; die mexikanischen Soldaten folgten ihnen mit auffälliger Gleichgültigkeit: die Erringung militärischer Triumphe schien sie offenkundig nicht besonders anzuregen.

Die Dunkelheit des Abends war bereits hereingebrochen, als die Reihe zum Abmarschieren an die Reiterei kam. Mir ist es ein unvergeßliches Bild geblieben, wie jene wilden, buntscheckigen Gestalten, infolge der Dunkelheit noch phan-

tastischer erscheinend, im gestreckten Galopp ihrer kleinen, aber außerordentlich dauerhaften Pferde unter einem geradezu betäubenden Trompetengeschmetter an mir vorbeisprengten. Das waren gewiß keine Soldaten zur Abhaltung einer glänzenden Parade — nein, das waren Soldaten, die nur zum Kriege gebraucht werden, und zwar zum Kriege in seiner traurigsten, unheilvollsten Gestalt — dem Bürgerkriege!

General Marquez hatte im strengsten Incognito in Zivilkleidung dem Defilieren der Truppen beigewohnt. Niemand ahnte, daß der Lugarteniente noch in derselben Nacht persönlich das Oberkommando über jene Kolonne übernehmen würde. Ich bekam hier den General zum ersten- und zum letztenmale zu Gesicht; die kleine, hagere Gestalt mit den hinterlistig umherblickenden Augen machte auf mich sofort einen höchst ungünstigen Eindruck. Scheu wie eine Hyäne schlich Marquez in der Citadelle umher, das getreue Bild eines auf Beute lauernden Raubtieres. Vor drei Jahren hatte er bei der Verteidigung der Stadt Morelia einen Schuß in die Wange bekommen; infolge dieser Verwundung verzerrte sich sein Gesicht, wenn er zu lächeln für gut fand, in der widerlichsten Weise zum häßlichen Grinsen eines Satans, der er auch in der Tat war.

Hinter den abmarschierenden Truppen wälzte sich ein wüster Troß von indianischen Weibern zu Fuß und zu Pferd (oder auch zu Esel), welche mit Kindern und sonstigem Gepäck aller Art schwer beladen waren. Die mexikanischen Soldatenweiber, die sogenannten soldaderas, bilden ein ganz unentbehrliches Element einer mexikanischen Truppe auf dem Marsche: sie repräsentieren vor allem die in anderer Form überhaupt nicht vorhandene Armeeintendanz; Aufgabe eines solchen Weibes ist, für den bezüglichen Soldaten ihrer Wahl den nötigen Proviant aufzutreiben und, wenn nötig, letzteren auch auf einer mehr oder weniger langen Etappe mit sich zu schleppen; ihr obliegt es auch, den Verwundeten aus dem Feuer zu tragen und ihn dann so gut es geht (ein indianischer Soldat ist nicht besonders anspruchsvoll in dieser Hinsicht) zu pflegen. Der einheimische Soldat läßt sich nur dazu herbei, seine Waffe und den nationalen Schal, „serape"

genannt, zur Bedeckung während der Nacht zu tragen; seine übrige Ausrüstung, Kochgeschirr u. s. w. bürdet er den Schultern eines solchen zum Lasttiere umgewandelten Weibes auf. Diese Soldaderas pflegen auch während des heftigsten Kugelregens in der Nähe ihres mehr oder weniger legitimen Ehegatten zu verweilen, kann sich ja doch der Fall ergeben, daß ihre Hilfe da benötigt wird. Geradezu erstaunlich ist die Marschfähigkeit der Troßweiber, welche bisweilen mit schwerer Belastung selbst einer trabenden Kavallerieabteilung nachzufolgen vermögen. Man macht sich in Europa keine Vorstellung von der Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher ein Azteke die beträchtlichsten Distanzen zurückzulegen im stande ist.[1] Das Verhältnis zwischen dem Soldaten und seinem Weibe ist zumeist nur ein durch den Zufall geknüpftes, welches aber selten vor dem Tode eines der beiden Teile gelöst wird, in welchem Falle dann der Überlebende sich beeilt, möglichst bald eine neue Verbindung abzuschließen. Ich muß übrigens bemerken, daß nach den von mir gemachten Erfahrungen die Soldadera als Urtypus weiblicher Häßlichkeit betrachtet werden muß. Es scheint eben, daß der mexikanische Soldat bei seinem Weibe weniger auf Schönheit als auf Kraft und



Soldadera (Troßweib).

[1] Man hat mir als Kuriosum von einem Ritte von 40 leguas erzählt, den eine mexikanische Reiterabteilung in zwei Nächten und einem Tage zurücklegte; die Mannschaft fand regelmäßig den Troß an Ort und Stelle eingetroffen, um sich mit dem Kochen der Mahlzeit zu beschäftigen.

Ausdauer Gewicht legt; und beides besitzen jene vertrockneten, verkümmert aussehenden Indianerinnen im ausgedehntesten Maße.

Spät des Abends herrschte in der Citadelle wieder die größte Ruhe und Stille, da der größte Teil der daselbst versammelt gewesenen Truppen inzwischen die Stadt verlassen hatte: zum drittenmale in einem Zeitraume von zwei Monaten befand sich die Hauptstadt in wehrlosem Zustande, da die zum Schutze derselben zurückgebliebenen Truppen durchwegs aus sehr minderwertigem Materiale zusammengesetzt waren. Die feindlichen Guerrillas reflektierten jedoch nicht auf einen Angriff auf Mexiko, sondern zogen es vor, sich an die Fersen der Marquez'schen Armee zu hängen, welche nach der eingeschlagenen Richtung des Marsches zu urteilen, zum Entsatze der von Porfirio Diaz belagerten Stadt Puebla bestimmt zu sein schien.

Schon am zweiten Tage, nachdem Marquez Mexiko verlassen hatte, kam uns die Nachricht zu, daß Puebla durch Verrat in die Hände der Chinacos gefallen war. Gleichzeitig verkündete uns aber das Amtsblatt, daß Marquez an der Spitze seiner Kavallerie bereits in Puebla eingerückt sei. Welche von den beiden Versionen war nun die richtige? Daß die Regierungsorgane in der Verbreitung falscher Nachrichten Erstaunliches zu leisten vermochten, wußte man aus früheren Erfahrungen; gegen die Glaubwürdigkeit der Siegesnachricht im Amtsblatte sprach schon der Umstand, daß in zahlreichen von den Dissidenten besetzten Ortschaften des Valle de Mejico in der letzten Nacht zahlreiche Raketen abgebrannt worden waren, woraus eben der Schluß zu ziehen war, daß die Republikaner Anlaß zur Feier irgend eines Triumphes hatten. Aber die Ultrakonservativen in der Hauptstadt kümmerten sich nicht weiter um die Bedeutung jener Raketengarben — wußten sie doch aus bester Quelle, daß Marquez Puebla glücklich entsetzt und den General Diaz nach Verlust seiner gesamten Artillerie in die Flucht geschlagen habe. Personen aus der nächsten Umgebung der Minister beteuerten, daß sie selbst die eigenhändigen Berichte des Lugarteniente gesehen hätten, welche nähere Details über

den vollzogenen Entsatz Pueblas mitteilten. Ein derartiges Schreiben wurde auch im Amtsblatte zur Kenntnis des Publikums gebracht. In liberalen Kreisen wieder befand man sich im Besitze von Schreiben aus Puebla, welche den Einzug der Dissidenten und auch die erfolgte Erschießung einiger gefangener kaiserlicher Generale meldeten. Die Konservativen blieben die Antwort auf letztere Nachricht nicht schuldig und von dieser Seite wurde gemeldet, daß Marquez ein Dutzend gefangener Offiziere auf der Landstraße habe aufknüpfen lassen. So verfolgten sich durch einige Tage die widersprechendsten Nachrichten, bis in der Nacht des 12. April die Wahrheit dadurch festgestellt wurde, daß die Trümmer der unter Marquez ausgerückten Armee in Mexiko anlangten und hier selbst die Liberalen durch die ganz unerwartete Nachricht überraschten, daß letzterer vollständig aufs Haupt geschlagen worden war. Ich eilte sofort auf die Straße, um mich durch den Augenschein über den Sachverhalt aufzuklären. Hier erfuhr ich alsbald, wie sich die Ereignisse in den letzten Tagen abgewickelt hatten: Marquez hatte nach dem Falle Pueblas, das er vielleicht durch einen beschleunigteren Anmarsch noch zu retten vermocht hätte, sofort in Eilmärschen die Rückkehr nach Mexiko angetreten. Von Porfirio Diaz nur schwach verfolgt, gelang es ihm anfänglich, seine Absicht ungehindert auszuführen, bis er ganz unvermutet in der Nähe



Mexikanische Kavallerie.

von San Lorenzo auf eine stärkere Abteilung feindlicher Reiterei stieß, welche von Escobedo aus Queretaro zur Unterstützung Diaz' abgesendet worden war. Marquez wäre jener Truppe mit seinen Truppen ausreichend gewachsen gewesen, aber ehe es noch zu einem Gefechte gekommen war, bemächtigte sich unerklärlicherweise der Kaiserlichen ein panischer Schrecken und, ehe man es sich versah, befand sich die ganze Kolonne in völliger Auflösung, die noch dadurch gesteigert wurde, daß einzelne Abteilungen der Kaiserlichen mit Sack und Pack zum Feinde übergingen; die Verwirrung wurde eine allgemeine und der frühere eilige Rückzug artete bald in die wildeste Flucht aus; sämtliche aus Mexiko mitgenommene Geschütze (18 Piecen) wurden in einen Graben geworfen, weil sich niemand mit ihrer Verteidigung befassen wollte. Marquez, der sonst so tapfere und kaltblütige General, schien ganz den Kopf verloren zu haben und, ohne auch nur den geringsten Versuch zur Herstellung einiger Ordnung zu unternehmen, sprengte er mit einer Handvoll Quirogascher Reiter ventre à terre nach Mexiko davon und überließ seine Soldaten ihrem Schicksale, ohne den Oberbefehl an irgend einen Offizier übertragen zu haben. Der österreichische Oberst v. Kodolich, der diese Expedition gewissermaßen als amateur ohne bestimmte Verwendung mitgemacht hatte, nahm es in jenem kritischen Momente auf sich, aus der fliehenden Horde eine Arrieregarde zu bilden, um wenigstens einige Trümmer der Kolonne zu retten. Die fremden Truppen, namentlich die Husaren Khevenhillers, sammelten sich rasch unter Kodolichs Befehl und so gelang es, dem nachsetzenden Feinde wenigstens einigen Widerstand entgegenzustellen. Letzterer, obwohl er den Kaiserlichen an Zahl weitaus überlegen war, unterließ jeden ernsteren Angriff und beschränkte sich darauf, die fremden, noch in leidlicher Ordnung marschierenden Truppen während ihres 16 stündigen Rückzuges bis zu den Toren der Hauptstadt nach Möglichkeit zu beunruhigen. Von den eingeborenen Soldaten dachte keiner mehr daran, sich zu verteidigen; was sich nicht über das offene Feld nach allen Himmelsgegenden zerstreut hatte, lief eiligst gegen Mexiko zu. Nur der mehr als vorsichtigen

Zurückhaltung und dem gänzlichen Mangel an taktischer Befähigung seitens seiner Gegner hatte es Oberst v. Kodolich zu danken, daß er in der Nacht vom 12. April mit seiner infolge der bestandenen Strapazen des Marsches kaum noch widerstandsfähigen Mannschaft Mexiko zu erreichen vermochte.

Der Feind hatte die Verfolgung auf Distanz von zwei Meilen von der Stadt eingestellt, so daß sich die versprengten Flüchtigen, ohne von ihm weiter belästigt zu werden, vor den Toren Mexikos sammeln konnten.

Ich eilte zur garita de San Lazaro, um das mir vollkommen neue, betrübende Schauspiel einer bis zur vollständigen Auflösung geschlagenen Armee anzusehen. Von den 5000 Mann, die noch vor wenigen Tagen unter lustigem Trompetengeschmetter an mir vorbeigezogen waren, erblickte ich nun ein Häuflein ausgehungerter, abgehetzter Gestalten, denen man es wohl ansah, daß sie den letzten Rest ihrer Kräfte daran gesetzt hatten, um noch die Stadt zu erreichen. Die Ärmsten hatten einen 16stündigen Marsch zurücklegen müssen, ohne auch nur einen Bissen genießen und eine kurze Rast sich vergönnen zu können. Am grellsten machten sich die Nachwirkungen der erlittenen Niederlage bei den Österreichern geltend, die auch in den letzten Stunden fast allein die Last des Kampfes gegen den sie von allen Seiten umschwärmenden Feind zu bestehen gehabt hatten. Weniger erschienen die mexikanischen Soldaten von den bestandenen Strapazen zu leiden gehabt zu haben; dies war dadurch zu erklären, daß der Mexikaner für den Mangel an Schlaf und an Nahrung nicht in demselben Maße wie der Europäer empfänglich ist. Und vollends was die Marschfähigkeit der Truppe betrifft, kann sich der Europäer überhaupt mit dem Mexikaner nicht messen. Letzterem kommt überdies sein apathisches Temperament zugute, welches ihn für die demoralisierenden Eindrücke einer Niederlage geradezu unempfindlich macht. Der indianische Soldat, für welchen der Sieg zumeist keine andere Bedeutung als die Aussicht auf Beute hat, tröstet sich im Unglücke sehr leicht durch den Gedanken, daß er das nächste Mal mehr Glück haben werde.

Sobald sich der Verfolger nicht mehr sehen läßt, ist auch die erlittene Niederlage rasch vergessen und es soll kein seltenes Vorkommnis gewesen sein, daß eine des Morgens vollständig zersprengte mexikanische Truppe, nachdem sie sich im Verlaufe des Tages wieder gesammelt hatte, nach Ablauf von wenigen Stunden neuerdings vor den Feind geführt werden konnte und diesen bisweilen dann auch aufs Haupt schlug.

Die Quirogaschen Reiter sahen jetzt nicht viel anders aus als bei der Parade in der Citadelle, nur war das ganze Regiment von 1200 Mann auf den Stand von einigen hundert Reitern zusammengeschmolzen. Den Oberst Quiroga mit seinem imposanten machete suchte ich vergebens bei seiner Mannschaft. In einem unbeschreiblich verwahrlosten Zustande befand sich die militärische Adjustierung der eingeborenen Infanterie; ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß binnen einer Woche nagelneue Uniformen bis zu einem derartigen Grade trostloser Verwahrlosung gebracht werden könnten. Es war, als hätte die ganze Schar tagelang in einem Dornengestrüpp umherwandern müssen. Besonders fiel mir ein Trommler auf, ein junges Bürschchen im Alter von etwa 15 Jahren; der Kerl war geradezu nur mit Fetzen bekleidet und doch war er kürzlich erst in einen neuen Anzug gesteckt worden. Die mexikanischen Soldaten leisteten übrigens damals selbst unter normalen Verhältnissen Erstaunliches in der Verwahrlosung ihrer Adjustierung und sie schienen sich in der Tat nicht wohl zu fühlen, wenn sie eine stramme und saubere Uniform auf dem Leibe trugen.

Besonders schlimm sah es mit den Pferden aus, welche seit zwei Tagen keinerlei Futter bekommen hatten; die meisten Tiere waren so ermattet, daß sie nicht mehr aufrecht stehen konnten, und neben ihnen lagen auf dem Boden die ausgehungerten Kavalleristen. Ein bejammernswerter Anblick, dieser Schwarm von Menschen und Tieren, die vom Hunger gepeinigt wurden, ohne daß General Marquez, der schon längst in Mexiko eingetroffen war, irgendwelche Anstalten zu ihrer Verproviantierung getroffen hätte! Mehrere Stunden lang mußten die erschöpften Soldaten ohne Nahrung

vor den Toren der Stadt aushalten, weil der Oberkommandant Befehl gegeben hatte, daß niemand in die Stadt hineingelassen werden solle, bis sich nicht eine größere Anzahl flüchtiger und versprengter Soldaten gesammelt hätten. Schon murrten die Soldaten laut über jenen grausamen und vollkommen zwecklosen Befehl, als endlich ein Adjutant die Meldung überbrachte, daß die Truppen sich nun in ihre Kasernen begeben dürften.

Welch ein betrübender Kontrast zwischen jenem flotten Ausmarsche aus der Citadelle und diesem Einzuge! Gar melancholisch klangen die Trompeten, als sich das kleine Häuflein gegen die Stadt zu in Bewegung setzte. Den Zug eröffnete die Quirogasche Reiterei; von dem zahlreichen Trompeterkorps dieses Regiments war nur ein einziger übrig geblieben, ein Bursche, der mir bei der Parade durch seine grenzenlos verwahrlost aussehende Uniform besonders aufgefallen war. Das Pueblaner Infanteriebataillon, beim Ausmarsche an 800 Mann stark, war jetzt durch ganze 30 Soldaten vertreten; aber vier Trommler wirbelten ihnen voran auf ihren Eselshäuten darauf los, als hätte sich das Bataillon gar nicht seiner grenzenlosen Feigheit vor dem Feinde zu schämen gehabt. Die eine jener vier Trommeln war zwar im Verlaufe der letzten Ereignisse eingeschlagen worden; aber sie wurde nichtsdestoweniger vom betreffenden Soldaten mit Eifer bearbeitet, ohne Rücksicht darauf, daß sie keinen Schall von sich gab. Einzelne Abteilungen, die mir in der Citadelle durch irgend ein Detail ihrer Erscheinung einen lebhafteren Eindruck gemacht hatten, schienen bis auf den letzten Mann verschwunden zu sein.

Die Bestürzung der Konservativen bei dem Anblicke dieser jammervollen Reste einer nach ihren Begriffen auf das Glänzendste ausgerüstet gewesenen Armee war eine um so größere, als man sich noch am Vorabende den schönsten Siegeshoffnungen hingegeben hatte. Der von ihnen für unüberwindlich gehaltene General Marquez war von den verachteten Chinacos auf das Schmählichste in die Flucht geschlagen worden! Wer sollte nun den Triumphzug der letzteren aufhalten, wenn Marquez dies nicht zu tun ver-

mocht hatte? Der früher so vergötterte Heerführer wurde mit einemmale von allen Seiten zum Gegenstande der leidenschaftlichsten Angriffe gemacht. Daß er als Verräter am Kaiserreiche gehandelt habe, mutete ihm damals noch niemand zu; andererseits ließ es sich aber nicht leugnen, daß er in der letzten Kampagne sich eine ganze Reihe von verhängnisvollen Fehlern hatte zu Schulden kommen lassen, deren man sich bei einem so erfahrenen Feldherrn, wie er es war, füglich nicht versehen konnte. In dieser Hinsicht wußte man es sich namentlich nicht zu erklären, wie Marquez, dem selbst seine grimmigsten Feinde niemals Feigheit vorgeworfen hatten, es über sich gebracht hatte, bei San Lorenzo unter den ersten sein Heil in der Flucht zu suchen. Seine Haltung erschien so befremdend, daß vielfach vermutet wurde, daß die Wunde, welche Marquez vor zwei Jahren am Kopfe erhalten hatte, seine geistigen Fähigkeiten geschwächt haben mochte.

In der Nacht vom 12. April wurde ein Ministerrat abgehalten, um darüber Beschluß zu fassen, ob Mexiko noch zu halten oder dem Feinde preiszugeben sei. Marquez soll dafür gewesen sein, daß die gesamte Garnison unverzüglich nach Queretaro zu aufbreche, weil die Stadt doch nicht länger zu halten sei; die Mehrzahl der Minister stimmte aber dafür, daß Mexiko um jeden Preis behauptet werden müsse, zumal die Garnison, welche bei San Lorenzo ihre gesamte Feldartillerie verloren hatte, sich nicht in der Verfassung befand, um einen längeren Marsch antreten zu können. Es wurde also der Beschluß gefaßt, in Mexiko zu verbleiben, und zu diesem Zwecke wurden auch neue Zwangsanlehen ausgeschrieben und die leva abermals in Tätigkeit gesetzt. Letztere machte aber in jener und der folgenden Nacht nur sehr geringe Beute, denn die Bevölkerung, welche derartiges vorausgesehen hatte, war auf ihrer Hut und in den verödeten Gassen ließ sich niemand blicken.

Behufs Beschaffung der benötigten Remonten wurde kurzweg in den nächstbesten Stall eingedrungen und das vorhandene Pferdemateriale mit Beschlag belegt. Dem Eigentümer war es freigestellt, das ihm entführte Tier im

Kriegsministerium wieder zurückzukaufen. Es sind Fälle vorgekommen, daß einzelne Reiter auf offener Straße gezwungen wurden, abzusitzen und ihr Pferd unentgeltlich dem Staate zu überlassen; wer sich da etwa widerhaarig zeigte, wurde von der leva zum Opfer auserkoren.

Sobald sich in der Stadt die Nachricht verbreitet hatte, daß in dieser Weise auf Remonten Jagd gemacht werde, bemühte man sich, die Pferde nach Möglichkeit zu verstecken. Ein mir bekannter französischer Photograph zeigte mir mit geheimnisvoller Miene sein im Garten gelegenes Wohnzimmer, wo er auch sein Pferd untergebracht hatte. Besonderes Unglück hatte ein Mexikaner, dem es gelungen war, das Tier bis auf das flache Dach seines Hauses hinaufzubringen. Hier hielt er es wohl für vollkommen sichergestellt und in der Tat hatten die nach Beute suchenden Soldaten bereits das Haus mit leeren Händen verlassen, als der allzuneugierige Pegasus zur Unzeit seinen Kopf über die Dacheinfassung heraussteckte und so sein Versteck verriet.

Da man nicht wissen konnte, was sich im Verlaufe der nächsten Tage ereignen mochte und der baldige Fall Mexikos als wahrscheinlich angenommen werden mußte, schaffte ich das politische Archiv der Gesandtschaft (welches zahlreiche Dokumente von höchster Wichtigkeit enthielt) in das Haus einer mir befreundeten mexikanischen Familie, um ihr dieses kostbare Depositum zur Aufbewahrung anzuvertrauen. Señorita Margarita G. übernahm bereitwillig die für sie doch sehr kompromittierenden Papiere, ohne zu bedenken, daß es für sie unter Umständen die unangenehmsten Folgen haben konnte, wenn es auf republikanischer Seite bekannt wurde, daß sie der österreichischen Gesandtschaft einen solchen Dienst erwiesen habe. Das Depot ist mir nachträglich behufs Vernichtung desselben durch das Feuer unverletzt zurückgestellt worden.

Als nach Verlauf einiger Tage Porfirio Diaz mit seiner siegreichen Armee vor Mexiko erschien, hatten sich die Kaiserlichen schon einigermaßen von ihrem Schrecken über die letzte Niederlage erholt und die von der Garnison zur Verteidigung der Stadt getroffenen Anstalten erwiesen sich

immerhin als ausreichend, um die Dissidenten von der sofortigen Vornahme eines Sturmangriffes abzuschrecken. Porfirio Diaz beschränkte sich darauf, die Stadt von allen Seiten einzuschließen, um eine förmliche Belagerung derselben zu unternehmen. Wie mir Offiziere aus der republikanischen Armee später mitteilten, waren letztere über einen so weit ausgedehnten Raum zerteilt worden, daß ihre Positionen nur mit schwachen Kräften besetzt werden konnten und Marquez daher sich sehr leicht hätte durch die Belagerungsarmee an irgend einem beliebigen Punkte durchschlagen können. Ein derartiger Versuch wurde aber von der Garnison niemals unternommen.

Während man sich in Mexiko mit jeder Stunde auf eine ernstliche Beschießung der Stadt gefaßt machte und die flachen Dächer der Häuser von zahlreichen Neugierigen besetzt waren, welche sich von dort aus das erwartete Bombardement mitansehen wollten, beschränkte sich der Kampf vorläufig auf ein belangloses Geplänkel zwischen den beiderseitigen Vorposten, wo wohl wieder die früher erwähnten entsprechenden Reden gehalten worden sein mögen.

Ich konnte mir es nicht erklären, wie es geschehen konnte, daß bei dem grimmigen Hasse der beiden sich gegenüberstehenden politischen Parteien der Kampf nicht mit mehr Nachdruck geführt wurde. Aber freilich, die eigentlichen Kombattanten hatten — bis auf vereinzelte Ausnahmen — überhaupt keine politische Ansicht und der vom Feinde gefangen genommene Soldat wurde unwandelbar ohneweiters der Truppe des Siegers einverleibt. Von dergestalt zusammengesetzten militärischen Elementen durfte man wohl auch keine höher entwickelte Kampflust erwarten.

Die konservative Partei kämpfte damals um ihre Existenz und sie wußte wohl, was ihr im Falle ihrer Niederlage bevorstand; nichtsdestoweniger fand sich aber unter jenen mochos (der volkstümliche Spottname für die Konservativen), welche auf der öffentlichen Promenade Feuer und Flammen gegen die Liberalen spien, auch nicht ein einziger Mexikaner aus den besseren Kreisen, der bereit gewesen wäre, als Freiwilliger zur Verteidigung seiner Sache in das Heer

einzutreten. Genügte es ja doch, wenn man diese Arbeit den indianischen Soldaten und ihren Offizieren überließ, welch letztere in Mexiko keineswegs eine besonders geachtete Stellung einnahmen.

Die Neugierde verlockte eines Tages mich und einige meiner Kollegen zu einem Ritte nach der Umfassungsmauer der Stadt, um uns die Sachlage dort näher anzusehen. Sechs Mann hoch ritten wir — selbstverständlich im Civilanzuge — nach der garita de Nonoalco. Kaum hatte der dort aufgestellte Wachposten unser Herankommen bemerkt, als er mächtig zu brüllen anfing; eiligst lief die ganze Besatzung der garita aus ihrer Behausung heraus, um sich, das Gewehr präsentierend, vor uns in Reih und Glied aufzustellen. Wir hatten keine Ahnung davon, wie wir zu einer derartigen Ehrenbezeigung kamen, als ein alter Kapitän, der inzwischen seiner Mannschaft abgewinkt hatte, lachend auf uns zukam, um uns zu erzählen, daß seine Leute geglaubt hatten, General Marquez mit seinem Stabe sei im Anzuge, um den Posten zu inspizieren. Wir erkundigten uns, ob es ratsam sei, über die garita hinaus einen Ritt ins Freie zu unternehmen. Der Kapitän war anfänglich durch unsere Frage eher betroffen und schien sogar nicht übel Lust zu haben, uns als mit dem Feinde im Einvernehmen stehende Individuen festnehmen zu lassen. Als er sich jedoch von unserer Harmlosigkeit überzeugt hatte, befahl er sofort, das Tor der garita für uns zu öffnen, gab uns aber zugleich den wohlgemeinten Rat, uns nicht zu weit von der Stadt zu entfernen, weil schon beim nächsten Kilometer feindliche Vorposten im Verstecke lägen. Es war von unserer Seite ein toller Streich, daß wir uns ganz zweckloser Weise der Gefahr aussetzten, von irgend einem hinter einem Busche lauernden Chinaco vom Pferde geschossen zu werden; aber die Existenz in Mexiko war uns durch ihre Eintönigkeit schon so unerträglich geworden, daß wir in dem Aufsuchen der Gefahr eine willkommene Abwechslung erblickten. Wir galoppierten aber doch wohlweislich nur eine ganz kurze Strecke auf die offene Straße hinaus und kehrten, ohne einen Chinaco auch nur von Weitem zu Gesicht bekommen zu haben, wohlbehalten wieder nach der Stadt zurück.

Wenige Tage später unternahm ich mit meinem Chef, dem k. k. Geschäftsträger Baron Lago, bei der garita de San Cosme einen Ritt ins Freie. Die feindlichen Positionen lagen an diesem Punkte ziemlich weit entfernt und arglos trabten wir beide an einigen halbzerfallenen Ranchos (Lehmhütten) vorbei, als uns eine Indianerin von dort aus zurief, wir möchten nicht weiter vordringen, wenn wir unsere Pferde behalten wollten, denn eine Abteilung Chinacos befinde sich in nächster Nähe: sofort setzten wir unsere Pferde in schärfstem Galopp nach der Stadt zu in Bewegung.



Baron Lago,
k. k. Geschäftsträger.

Die Garnison unternahm häufig kleinere Ausfälle unter Führung des Generals O'Horan nach den verschiedensten Richtungen, ohne jedoch irgendwo auf ernsteren Widerstand zu stoßen. Schon versicherte man mir, daß Porfirio Diaz nicht genug Truppen zur Verfügung habe, um eine regelrechte Belagerung zu unternehmen, und daß er nur die militärische Demonstration einer solchen zum besten geben könne.

Aus bester Quelle ist mir nachträglich mitgeteilt worden, daß General O'Horan, der Stadtpräfekt von Mexiko, mit dem Feinde im Einverständnisse gestanden sei und diesem regelmäßig Kenntnis davon gegeben habe, wenn ein Ausfall stattfinden sollte; auf diese Weise sei es auch zu erklären gewesen, daß es hiebei niemals zu einem ernsteren Gefechte kam, da die durch O'Horan gewarnten Dissidenten sich immer rechtzeitig vom Kampfplatze zurückzogen.

In der Stadt bemühte sich eine zumeist aus fremden Kaufleuten gebildete Gruppe, sich mit Porfirio Diaz betreffend einer Kapitulation der Stadt zu verständigen. Selbstverständlich durfte der lugarteniente über derartige Verhandlungen nichts erfahren; letztere blieben übrigens ganz resultatlos, weil die große Mehrheit der Konservativen jeden Gedanken an den Abschluß einer Kapitulation von sich wies. Man zählte in dieser Hinsicht auf den baldigen Eintritt der tropischen Regenzeit, welcher den Dissidenten den Aufenthalt in ihren flüchtig aufgeworfenen Schanzen zur Unmöglichkeit machen und sie nötigen würde, ihre Geschütze rechtzeitig von dort fortzuschaffen. Was aber dann von der Garnison zur Verbesserung ihrer Lage unternommen werden sollte, darüber zerbrach sich kein Konservativer den Kopf.

Geradezu Unglaubliches wurde von der offiziösen Presse in der Erfindung falscher Nachrichten geleistet: mochte aber die Wahrheit von letzterer in noch so plumper Weise entstellt worden sein, in den Kreisen der eigenen Partei fanden derartige literarische Produktionen stets die willkommenste Aufnahme und, wenn sich nachträglich die Unrichtigkeit einer pompös angekündigten Siegesnachricht herausstellte, half man sich rasch damit aus der Verlegenheit, daß man dem Publikum eine womöglich noch krassere Lüge auftischte. In konservativen Kreisen schien man vollends die Fähigkeit zur Beurteilung der Verhältnisse verloren zu haben, da bei jenen der Fundamentalgrundsatz als unverrückbar feststand, daß die Liberalen nicht siegen konnten. Darauf kam es gar nicht weiter an, ob diese Ansicht auch den Schein einer Begründung besaß. So kam ein angesehener Mexikaner eines Tages eigens auf mich zu, um mir mitzuteilen, daß die Armee Escobedos vor Queretaro vernichtet worden sei. Als ich ihn befragte, an welchem Tage die große Schlacht stattgefunden habe, antwortete er mir: „Das weiß ich nicht, aber zur Stunde sind sie jedenfalls schon geschlagen.“ (Ya han de ser derrotados.) Die republikanische Presse leistete übrigens in der Erfindung von Nachrichten auch ganz Erkleckliches und im „Bolletin de noticias“ war der Fall Queretaros schon zu wiederholtenmalen gemeldet worden.

Trotz der eingetretenen Regenzeit schritten die Schanzarbeiten der Belagerer ununterbrochen fort und immer enger zog sich der Ring der feindlichen Batterien um die Stadt zusammen. Von beiden Seiten wurde viel geschossen, ohne — wie es den Anschein hatte — irgend eine Wirkung hervorzubringen. Im Zentrum der Stadt wurden mehrere harmlose Indianer von feindlichen Granaten getötet und in der nächsten Nähe des Hotels Iturbide, welches ich bewohnte, riß ein Geschoß einem Kutscher auf seinem Kutschbocke die Hand weg. Je mehr aber geschossen wurde, desto dichter bevölkerten sich die Dächer mit Neugierigen, welche sich die Kanonade mit echt kreolischer Apathie ansahen. Auf der Kuppel der Kathedrale konnte man häufig das ganze Domkapitel mit Ferngläsern u. dgl. ausgerüstet versammelt sehen; einmal dürften die geistlichen Herren doch etwas Angst bekommen haben, als eine Granate in der Luft zwischen den beiden Türmen der Katedrale barst, glücklicherweise ohne irgend jemanden zu verletzen.

Eines Tages, als ich eben bei der Familie G. auf Besuch war, krachte es mit einemmale lebhafter als gewöhnlich: schleunigst begaben sich die anwesenden Damen auf das Dach und sobald irgendwo Rauch aufstieg, wurde lachend gewettet, ob da eine Granate oder eine Vollkugel abgeschossen worden sei. Ein dreizehnjähriges Mädchen beobachtete aufmerksam jeden Schuß, indem sie mit dem lieblichsten Lächeln fort und fort ausrief: Ay Dios! Aber trotz des heftigen Schießens verweilten wir nicht lange auf dem Dache, denn man hatte mich ja erwartet, um ein Lied auf dem Piano zu akkompagnieren, und da durfte man doch nicht unnötigerweise die Zeit verlieren.

In der Stadt war schon viel von einer großartigen Batterie die Rede gewesen, welche der Feind eben vor der garita del Peralvillo anlege. Da man gewärtigte, daß an diesem Punkte später ein Sturmangriff gegen die Stadt unternommen werden solle, ermangelte ich nicht, mir vorher die Position noch etwas näher anzusehen. Der Zutritt zu den kaiserlichen Schanzen stand jedermann offen; die Soldaten lagen nach allen Richtungen auf der bloßen Erde um-

her und schienen sich für die Vorgänge in ihrer nächsten Nähe weniger zu interessieren als die zahlreich herbeigeeilten Zuschauer. Unter diesen befanden sich selbst Knaben, welche nicht die mindeste Anwandlung von Angst verrieten, obgleich die Gewehrkugeln recht nahe von uns vorbeipfiffen. Aber in Mexiko gewöhnt man sich daran, daß viel geschossen und wenig getroffen und der Kampf selbst mit einer gewissen Gemütlichkeit geführt wird: während dieser Belagerung ereignete es sich, daß ein mexikanischer Offizier, der befragt worden war, warum er denn nicht auf die feindlichen Schanzarbeiter dort drüben schießen lasse, die Antwort gab: „Ay Senor, das kann ich doch nicht tun; das sind ja keine Soldaten, sondern bezahlte Taglöhner!"

Am Karfreitage, dem 21. April, richtete ich in Begleitung von einigen Kollegen meine Schritte abermals nach der garita del Peralvillo, wo eben einige österreichische Offiziere den Dienst versahen. Dank ihrer Verwendung wurde es uns gestattet, das Dach eines Wachhauses bei jener garita zu besteigen, von wo aus man die feindlichen Approchen bequem übersehen konnte. Auch die Trompetensignale des Feindes waren deutlich vernehmbar. Die vielbesprochene Batterie stand mit 11 Kanonen gerade uns gegenüber; weit und breit ließ sich aber kein Chinaco blicken. Wir gaben uns infolge dessen auf unserem Beobachtungsposten dem Gefühle voller Sicherheit hin, als wir von dem uns begleitenden Offizier gewarnt wurden, nicht zu lange oben auf dem Dache zu verweilen, weil draußen schon in nächster Nähe feindliche Schützen hinter den Bäumen postiert seien, die uns sehr leicht mit ihren Kugeln erreichen könnten. Der Rat wurde rechtzeitig gegeben und auch rechtzeitig befolgt; denn kaum hatten wir den Rückzug angetreten, als eine Kanonenkugel in das Dach fuhr und einen dort zurückgebliebenen Soldaten als Leiche in den Hof des Gebäudes hinabschleuderte. Die Geschütze der garita beantworteten sofort diesen Gruß und es entspann sich — anscheinend unserem Besuche zu Ehren — daselbst eine recht lebhafte Kanonade, daß uns die Ohren gehörig davon sausten.

Die anwesenden Zuschauer schienen sichtlich darüber erfreut zu sein, daß sie nicht vergeblich so weit gewandert waren, und einzelne aus ihnen exponierten sich, um das Blitzen der Geschütze besser beobachten zu können, in ganz unverantwortlicher Weise. Auf einem kleinen Erdhügel hinter einer Batterie stand ein dichter Knäuel Neugieriger beisammen, die, nach ihren lebhaften Bewegungen zu urteilen, einen besonders günstigen Beobachtungspunkt eingenommen haben mußten. Eben wollten auch wir uns dorthin begeben, als ein Soldat in unserer Nähe ganz unvermutet sein Gewehr abfeuerte; sofort krachte von draußen eine Kanone herein und wir vernahmen ganz deutlich das Sausen der Kugel durch die Luft. Instinktmäßig bückten wir alle schleunigst den Kopf; die Kugel flog aber harmlos an uns vorbei und grub sich mit einem dumpfen Schlage in einen Erdhügel ein, auf welchem mehrere Zuschauer aufgestellt gewesen waren. Ich sah, daß einige Menschen niederstürzten, konnte aber wegen des durch die Kugel aufgewirbelten Staubes nicht gleich wahrnehmen, ob jene nur vor Schreck umgefallen waren oder ihre allzu große Neugierde mit dem Verluste ihres Lebens hatten bezahlen müssen.[1] Als sich der Staub verzog, sah ich zu meiner Befriedigung, daß es weder Tote noch Verwundete gab und daß nur die durch den Schuß verursachte Erschütterung des Bodens einige Menschen umgeworfen hatte. Nun gab es unter den Zuschauern großes Gelächter über diesen so komischen (!?) Zwischenfall; aber gegen den brutalen Soldaten, der durch das Abfeuern seines Gewehres die feindliche Kanonenkugel herbeigelockt hatte, wurde arg losgezogen. „Ay, que bestia,“ hieß es da, „es una barbaritad!“ Wie konnte der Schurke gerade in einem Augenblicke schießen, wo so viel Menschen auf dem Hügel oben standen!

Die Kanonade nahm nun etwas größere Dimensionen an, da auch bei der benachbarten garita de Nonoalco das Feuer mit Lebhaftigkeit eröffnet wurde. Nach allen Rich-

[1] Bei dieser Gelegenheit wurde ich darüber belehrt, daß, wenn man das Sausen einer Kugel vernehme, man von dieser nichts zu fürchten habe, weil nur die seitwärts vorbeikommenden Kugeln, niemals aber die direkt gegen den Betreffenden gerichteten Kugeln ihre Gegenwart früher anmelden.

tungen flogen die Granaten unheimlich zischend über unsere Köpfe weg. Das Schlimmste für uns war, daß wir, um nach der Stadt zurückzukehren, einen großen offenen Platz zu überschreiten hatten, auf dem die feindlichen Granaten recht fleißig einschlugen. Wir suchten daher vorläufig hinter einer dicken Lehmmauer Schutz, um abzuwarten, bis die Luft wieder rein sei. Unter den Mexikanern vernahm man die bittersten Klagen über die Rücksichtslosigkeit der Soldatesca, welche da so zur Unzeit den Aufenthalt bei der garita durch ihr Geschützfeuer verdarb! Ein hagerer Yankee hatte sich, jeder Gefahr spottend, auf einem vollkommen ungedeckten Punkte aufgestellt und sprang da vor Freude wie ein Clown herum, wenn eine Granate besonders nahe an ihm vorbeisauste.

Nach Verlauf einer halben Stunde beruhigte sich das Feuer, welches zufällig auch einigen Troßweibern das Leben gekostet hatte, und nun konnten wir gefahrlos den Rückzug nach der Stadt antreten. Meine Neugierde war zur Genüge befriedigt und ich erneute nie wieder den Versuch, mir ein Bombardement aus nächster Nähe anzusehen.

General Porfirio Diaz hatte inzwischen ausreichende Verstärkungen herangezogen, um Mexiko von allen Seiten enge einzuschließen. Da sein Plan war, die Stadt durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, wurde uns die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. Augenblicklich war an solchen in Mexiko noch kein Mangel; aber es ließ sich wohl voraussehen, daß eine Bevölkerung von mehr als 200.000 Seelen nicht lange damit auskommen würde. Die Komödie der Ausfälle wurde noch immer — mit demselben unblutigen Erfolge wie früher — aufgeführt. Schon murrten die österreichischen Husaren über dieses ganz zwecklose Hin- und Herreiten, wobei sie niemals auf den Feind stießen. „Wieder eine große Schlacht gewonnen,“ rief mir Graf Z. ironisch zu, als er an der Spitze seiner Schwadron nach der Husarenkaserne zurückritt, ohne einen Chinaco auch nur von weitem erblickt zu haben. Ein einziges Mal traf es sich — wohl infolge eines Versehens des Generals O'Horan! —, daß die Husaren auf eine feindliche Reiterabteilung stießen; letztere ergriff aber rechtzeitig das Weite und so kam es auch das eine Mal nicht zum Kampfe.

III. Kapitel.

Nachrichten über die Gefangennehmung des Kaisers in Queretaro. Abreise der österreichischen Gesandtschaft aus Mexiko.

Während sich Marquez in der Hauptstadt auf eine wenig ruhmvolle Defensive beschränkte, kämpfte Kaiser Maximilian in Queretaro wie ein Löwe um seinen Thron. Aber trotz der gelegentlich von den Kaiserlichen über die Armee Escobedos errungenen Erfolge gestaltete sich doch die Lage der ersteren wegen des Ausbleibens der von Marquez herbeizuschaffenden Verstärkungen von Tag zu Tag immer bedenklicher. Mit sorgerfülltem Herzen mag wohl der Kaiser damals vom Turme seines Hauptquartiers im Kloster der Cruz nach der nach Mexiko führenden Straße ausgeblickt haben, um zu sehen, ob der erwartete Entsatz im Anrücken sei. Aber Woche um Woche verging und zahlreiche Kuriere wurden nach Mexiko abgesendet, um Marquez zur Einhaltung des von ihm gegebenen Versprechens aufzufordern — von einer Entsatzarmee war jedoch nichts wahrzunehmen. Der lugarteniente dachte auch gar nicht mehr daran, zur Rettung des Kaisers sein Kriegsglück zu versuchen. In Mexiko wurden konsequent gefälschte Berichte aus Queretaro verbreitet, in denen regelmäßig gemeldet wurde, daß Escobedos Armee der Auflösung entgegengehe und daß der Kaiser demnächst an der Spitze seiner siegreichen Armee in Mexiko einziehen werde. Das Ministerium ermangelte nicht, uns wenigstens einmal in der Woche zu verkünden, daß das Ende unserer Belagerung nahe bevorstehe. Große Entrüstung erregte unter der Bevölkerung der Hauptstadt das von den Dissidenten mit großer Strenge durchgeführte

Absperrungssystem; nur Barbaren, sagte man, könnten auf so rücksichtslose Weise Krieg führen; Ähnliches sei in der mexikanischen Geschichte noch niemals vorgekommen. Bei früheren Pronunciamientos soll es allerdings üblich gewesen sein, daß das Feuer der sich bekämpfenden Parteien des Abends durch stillschweigendes Übereinkommen beiderseits eingestellt wurde, damit die Köche auf dem Markte der Stadt ihre Einkünfte besorgen konnten. Nun ja, wenn man seit 50 Jahren ohne Unterbrechung sich im Kriegszustande befindet, ist es verzeihlich, wenn man sich die Sache so bequem wie möglich einrichtet!

Da das durch das letzte Zwangsanlehen erpreßte Geld von der Regierung bereits aufgebraucht worden war, wurden neuerdings Kontributionen zu Gunsten des Ärars vorgeschrieben. Zur Hereinbringung des verlangten Geldes wurden so barbarische Mittel angewendet, wie sie nur von dem Führer einer Räuberhorde ersonnen werden konnten: Man stellte unglückliche Väter auf irgend einen besonders bedrohten Punkt der Verschanzungen hin und gab dann einige Schüsse auf den Feind ab, welcher niemals diese Schüsse zu erwidern unterließ; auf diese Art erpreßte man von den um ihr Leben zitternden Bürgern die Zahlung der ihnen auferlegten Kontribution. Viele wohlhabende Mexikaner verbargen sich, als hätte es der lugarteniente auf ihr Leben abgesehen; aber schließlich gelang es nur wenigen, der Einzahlung zu entgehen. Einzelne minder starrsinnige Konservative ließen sich dazu verleiten, zur Rettung ihres Vermögens selbst die baldige Einnahme Mexikos herbeizuwünschen; die große Mehrheit der Partei murrte aber kaum über solch einen unerträglichen Zustand und tröstete sich damit, daß, da die Liberalen doch unterliegen mußten, es dann gewiß nicht an Gelegenheit fehlen würde, um die erlittenen finanziellen Verluste wieder hereinzubringen.

Ein öffentliches Geheimnis in der Stadt war es, daß das unter so schweren Opfern zusammengebrachte Geld vielfach seine Verwendung nicht zu Staatszwecken fand. Besonders arg trieb es in dieser Hinsicht der Konseilspräsident General Vidaurri. Der lugarteniente, der in seinen Ver-

rechnungen über dessen Finanzgebahrung auf ein Deficit von 20.000 Talern gekommen war, schwor, er werde den pflichtvergessenen Minister sofort erschießen lassen. Vidaurri erhielt rechtzeitig von der ihn bedrohenden Gefahr Kenntnis und kam durch die Flucht der Drohung des lugarteniente zuvor. Oberst Quiroga, der Mann mit dem großen Schlachtmesser, ein treu ergebener Anhänger Vidaurris, war nicht so bald von diesen Vorgängen in Kenntnis gesetzt worden, als er den von ihm selbst bewohnten Teil des kaiserlichen Palastes von seinen Leuten besetzen ließ und ihnen den Befehl gab, jeden, und sei es auch der lugarteniente, der gewaltsam zu ihm einzudringen versuchen sollte, ohne weiteres niederzumachen (vermutlich hatte sich Vidaurri dem Schutze Quirogas anvertraut). Marquez fand es für ratsam, die Sache nicht bis aufs äußerste zu treiben und — schon am folgenden Tage wohnte Vidaurri wieder wie gewöhnlich dem Ministerrate bei. Von den fehlenden 20.000 Talern war nicht mehr die Rede!

Kurz darauf ereignete sich abermals ein skandalöser Auftritt. Marquez hatte Befehl gegeben, in den zahlreichen Spielhäusern der Stadt eine allgemeine Razzia vorzunehmen und die Banken sowie die Spieler regelrecht auszuplündern. Dieser Befehl wurde pünktlich vollzogen; der Stadtpräfekt O'Horan jedoch, der in den Spielbanken eigenes Geld erliegen hatte, schlug da einen gewaltigen Lärm und verlangte peremtorisch die Zurückgabe des den Banken abgenommenen Geldes, was auch geschah, so daß fortan die Spielhäuser ausschließlich das Privilegium genossen, von Zwangskontributionen befreit zu sein.

Mitten in diesem Abgrund von Elend und Korruption spielte täglich eine Militärkapelle auf dem Hauptplatze vor einem zahlreich versammelten Publikum, welches (von den Gefahren der leva exemt) die Abendfrische der herrlichen Aprilnächte mit einer freudigen Ruhe genoß, als ob von einer Belagerung der Stadt gar nicht die Rede wäre. Selbst in den ruhigen Zeiten des Kaiserreiches hatte ich selten eine so zahlreiche Menschenmenge auf dem Platze versammelt gesehen; mit großer Sorgfalt ließ der städtische Magistrat

die dortigen Anlagen pflegen, wo die mexikanische Gesellschaft in ihren hervorragendsten Repräsentanten des Abends ganz vergnügt lustwandelte. Da es mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse nicht zum bon ton gehörte, bei sich zuhause Empfänge u. dgl. abzuhalten, half man sich damit, daß man sich allabendlich auf dem Hauptplatze versammelte. Hie und da tönte ein Kanonenschuß dumpf durch die Nacht; aber die Musik war durch solche Kleinigkeiten nicht aus dem Takte zu bringen und die durch den Kanonenschuß aufgeschreckten Señoritas lächelten vielleicht noch liebreizender als gewöhnlich! Ich habe diesen Promenadekonzerten nur selten und jedesmal nur ungern beigewohnt; denn für mich war diese bodenlose Apathie der kreolischen Rasse geradezu unerträglich.

Wenige Minuten, nachdem die Musik verstummt war, herrschte auf dem Hauptplatze, wo soeben erst eine dichte Menschenmenge gelacht und geschäkert hatte, wieder vollständig Grabesstille; die leva, welche rücksichtsvoll bis dahin sich ruhig verhalten hatte, trat nun wieder in Aktion, um zu sehen, ob sich nicht irgend ein verspäteter Nachzügler abfangen lasse: die Komödie war beendet, nun folgte wieder die Tragödie nach!

Am Vormittage diente die alameda der Jugend zum Tummelplatze: ich habe da manche Stunde dem lustigen Treiben der Kinder zugesehen, die ihr Spiel niemals auch nur auf einen Augenblick unterbrachen, wenn die Geschütze bei der nächsten garita lebhafter als gewöhnlich ihre Stimme vernehmen ließen.

Ich fand mich auch häufig auf dem hochgelegenen Dache des kaiserlichen Palastes ein, von wo aus man das ganze vollkommen flache valle de Mejico übersehen konnte. Es machte mir einen tiefen Eindruck, als ich von dort zum ersten Male eine ganze Kolonne von Chinacos auf dem Marsche erblickte, jener grausamen Wüteriche, von denen, wie man mir in Mexiko versichert hatte, kein ehrlicher Bürger, der in ihre Hände falle, Gnade zu erwarten habe. So also sahen diese berüchtigten Unholde aus, welche vorgeblich lediglich der Kategorie des Raubgesindels angehörten! Was die äußere Erscheinung betraf, vermochte ich

zwischen ihnen und den Truppen der Garnison wohl keinen Unterschied zu entdecken.

Eines Abends eröffneten ganz unerwarteterweise sämtliche feindliche Batterien gleichzeitig ein heftiges Feuer gegen die Stadt. Namentlich arbeiteten die bei Peralvillo aufgestellten 22 Geschütze mit voller Kraft. Dies schien darauf hinzudeuten, daß Porfirio Diaz sich endlich entschlossen hatte, den von ihm schon wiederholt angekündigten Sturm auf die Stadt zu unternehmen. Aber nach Verlauf einer Stunde schwieg der Donner der Geschütze und die Neugierigen konnten wieder von den Hausdächern herabsteigen — die Vorstellung war für diesen Abend beendet! Es wurde in der Stadt vermutet, daß Diaz in Erfahrung bringen wollte, ob etwa bei irgend einer garita sein Feuer nicht beantwortet würde, um dann den Verrat jenes Teiles der Garnison zum Eindringen in die Hauptstadt zu benützen. Alle garitas erwiderten aber wacker das gegen sie gerichtete Feuer und von einem Verrate war nicht die Rede. Die Dissidenten erneuerten nicht wieder den Versuch eines allgemeinen Bombardements und beschränkten sich fortan lediglich auf die strenge Einschließung der Stadt, wo die Lebensmittel schon recht selten zu werden anfingen. Schon kam es vor, daß Mexikaner aus den unteren Klassen der Bevölkerung bei den unerschwinglichen Preisen der Lebensmittel sich, um nicht Hungers zu sterben, als Freiwillige zum Militärdienste anmeldeten.

Da der Fall der Stadt kaum noch lange hinausgeschoben bleiben konnte, mußte unter den Mitgliedern des diplomatischen Korps rechtzeitig die anormale Stellung in Erwägung gezogen werden, welche sich für letzteres darbot, wenn Mexiko von den Dissidenten besetzt wurde. Keine Gesandtschaft konnte erwarten, daß Juarez ihre offizielle Stellung anerkennen würde. Da sich ein österreichisches Freiwilligenkorps sehr wirksam an der Verteidigung der Stadt beteiligt hat, durfte der österreichische Geschäftsträger wohl kaum für sich die Privilegien der Exterritorialität in Anspruch nehmen. In einer noch unliebsameren Situation befand sich der französische Gesandte Dano, der sowohl von

den Republikanern als von den Imperialisten gründlich gehaßt wurde. Die Stimmung gegen diesen Gesandten war in der Stadt eine derart feindselige, daß er selbst seine persönliche Sicherheit für gefährdet ansehen mußte und die Bewachung des Gesandtschaftshauses acht ehemaligen französischen Soldaten anvertraute, welche auch mit der erforderlichen Bewaffnung ausgerüstet wurden. Die Kollegen Danos pflegten sich häufig in seinem Hause zu gemeinsamer Beratung zu versammeln. Diese Besuche beim französischen Gesandten wären aber bald für erstere verhängnisvoll geworden; denn eines Abends platzte, kurz nachdem die Gesellschaft das Haus Danos verlassen hatte, in nächster Nähe des letzteren eine Granate: eine kleine Verzögerung beim Abschiede und das Geschoß hätte schweres Unheil angerichtet.

Was die künftigen eventuellen Beziehungen des diplomatischen Korps in Mexiko betraf, konnten die im Hause des französischen Gesandten hierüber abgehaltenen Besprechungen zu keinem Ergebnisse führen, weil bereits seit mehreren Monaten jede Verbindung der fremden Gesandtschaften mit ihren Regierungen abgeschnitten gewesen war und daher die Unmöglichkeit zur Einholung von Instruktionen für ihr Verhalten im Falle der Einnahme der Hauptstadt vorlag.

Die Konservativen erblickten nach wie vor die Sachlage im rosigen Lichte. In der Citadelle hatte man unter anderem einen riesigen, ganz veralteten Mörser in Stand gesetzt, dessen Bomben weithin in das Lager der Dissidenten Verderben schleudern und diese schließlich auch zur Aufhebung der Belagerung zwingen sollte. Nachdem aber dieses Ungetüm glücklich an Ort und Stelle untergebracht worden war, stellte es sich heraus, daß das Geschütz gänzlich unbrauchbar und eigentlich nur für die eigene Bedienungsmannschaft gefährlich war.

Am 16. Mai verbreitete sich in ganz Mexiko rasch die Nachricht, daß am Vorabend im Lager der Chinacos ein großes Fest gefeiert und insbesondere dort eine Unzahl von Raketen abgefeuert worden sei. Noch im Verlaufe desselben Tages entnahm man aus einem in die Stadt ge-

schmuggelten Zeitungsblatte (dem auch sehr phantasiereichen bolletin de noticias), daß Queretaro durch Überrumpelung der Garnison gefallen und der Kaiser mit seiner ganzen Armee gefangengenommen worden sei. Der Siegesjubel im juaristischen Lager dauerte ununterbrochen mehrere Tage hindurch. In der Stadt wollte man anfänglich an die Nachricht vom Falle Queretaros nicht glauben, weil es zu unwahrscheinlich vorkam, daß die ganze kaiserliche Armee — wie dies vom bolletin de noticias gemeldet wurde — sich habe widerstandslos gefangennehmen lassen. Glaubwürdiger gestaltete sich allerdings die Nachricht, als nach wenigen Tagen bekannt wurde, daß Queretaro durch Verrat gefallen war.

Der lugarteniente und seine Helfershelfer fielen aber auch jetzt nicht aus ihrer Rolle und ließen durch die Regierungspresse verkünden, daß Porfirio Diaz sich selbst zum Präsidenten der Republik proklamiert habe und daß deshalb in seinem Lager das bewußte mehrtägige Jubelfest gefeiert worden sei. Auch wurden (gefälschte) Briefe von Soldaten der Garnison Queretaros veröffentlicht, worin diese ihren Angehörigen in Mexiko ihre nahe bevorstehende Ankunft daselbst ankündigten, zumal die Dissidenten bereits die Belagerung Queretaros aufgegeben hätten. Um die Glaubwürdigkeit jener Briefe zu bestärken, hatte man schlauer Weise Geldsendungen an die betreffenden Adressaten beigeschlossen. Amtlich wurden auch die einzelnen Etappen bekanntgegeben, welche die kaiserliche Armee auf ihrem Marsche nach Mexiko bereits zurückgelegt hatte. Um vollends jeden Zweifel über die Richtigkeit dieser Nachrichten zu beseitigen, wurde ein Kurier produziert, welcher soeben mit einem eigenhändigen Schreiben des Kaisers in Mexiko eingetroffen sein sollte, worin dem lugarteniente empfohlen wurde, nur noch einige Tage länger auszuharren, da er ihm dann im kaiserlichen Palaste die Hand reichen werde. Sehr erschwert wurde die richtige Beurteilung der Sachlage dadurch, daß erfahrungsgemäß auch von republikanischer Seite mit der Erfindung falscher Nachrichten arger Mißbrauch getrieben wurde und daher auch die dortigen Nachrichten nicht im geringsten auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen

konnten. Auffällig erschien es allerdings, daß nicht irgend ein gefangener Offizier als Parlamentär aus Queretaro nach Mexiko geschickt worden war, um die Stadt im Auftrage des Kaisers zum Aufgeben des nutzlosen Kampfes aufzufordern. Befremdend war es auch, daß der Kaiser aus der Gefangenschaft weder an seinen lugarteniente noch an einen der Minister irgend eine Mitteilung gerichtet hatte. Wir wußten allerdings nicht, daß Marquez sich schon im Besitze eines von ihm unterschlagenen kaiserlichen Befehles zum Einstellen des Kampfes befand und daß er gleichfalls eine Mitteilung unterdrückt hatte, welche Porfirio Diaz über die Katastrophe in Queretaro direkt an ihn gerichtet hatte. Ein amtlicher Bericht verkündete der Bevölkerung Mexikos, daß der Feind — wie es auch tatsächlich der Fall war — sämtliche Geschütze aus seiner Batterie bei Peralvillo zurückgezogen habe; wohlweislich wurde aber gleichzeitig verschwiegen, daß an Stelle der früheren Kanonen bessere soeben erst aus Queretaro eingetroffene Geschütze aufgestellt worden waren. Auf der von Queretaro nach Mexiko führenden Straße waren stärkere Truppenkolonnen im Anmarsche bemerkt worden; auch dafür wußte die Regierung eine passende Erklärung: es handle sich nämlich um nichts anderes als um Truppen, welche Diaz des Nachts auf Umwegen absende, um sie dann am Tage als aus Queretaro zu ihm gestoßene Verstärkungen zur Schau zu stellen. Tatsächlich war aber bereits die ganze Division Riva Palacio mit 40 Geschützen aus Queretaro vor Mexiko eingetroffen. Den Angaben des lugarteniente wurde von seinen Untergebenen blinder Glauben geschenkt; der österreichische Hauptmann Baron H. versicherte mir auf sein Ehrenwort, daß alles Fabel sei, was man von den im Dissidentenlager angelangten Verstärkungen erzähle, und als ich dennoch den angeblichen großen Sieg des Kaisers in Zweifel zog, warf er mir mit Heftigkeit vor, daß ich ein schlechter Imperialist sei, und wenn ich zu den Chinacos hielte, möchte ich es lieber gleich heraussagen! So weit war es also schon gekommen, daß man, um als gut kaiserlich zu gelten, alles glauben sollte, was Marquez zu erfinden beliebte.

Unter jenem Gewirre von sich widersprechenden Nachrichten stand wohl bald die Tatsache des Falles Queretaros fest; das einzige, das wir noch zu hoffen wagten, war, daß es dem Kaiser gelungen sei, sich nach der nahegelegenen Sierra gorda zu retten und daß also die Nachricht von der Gefangennehmung des Kaisers gefälscht worden war. Denn im gegenteiligen Falle war es für uns unverständlich, was Marquez mit der Fortsetzung seines Widerstandes noch bezwecken konnte. Die einzige Aussicht auf Rettung lag in der Möglichkeit eines Entsatzes; die Vorratskammern der Stadt waren nahezu geleert und das hungernde Volk verschlang, was überhaupt genießbar war; Pferdefleisch war nur gegen teueres Geld zu haben. In der Eingangshalle des seit Monaten gesperrten teatro Iturbide wurden Ratten und Mäuse um einen Preis verkauft, den kein lepero zu erschwingen imstande war. Gegen die zahlreichen herrenlosen Hunde war schon seit längerer Zeit ein wahrer Vernichtungskrieg geführt worden; infolge dessen fing auch dieses Wild schon an, recht selten zu werden. Als ein besonderer Leckerbissen galt das Brot, welches schon unerschwinglich teuer geworden war, so daß es als ein Akt besonderer Liebenswürdigkeit galt, wenn jemand einer Dame ein kleines Brötchen aus Weizenmehl offerierte. Ich habe im Restaurant des Hotel Iturbide manche in irgend einer braunen Sauce hergerichtete Speise — Brot gab es bei den Mahlzeiten keines — verzehrt, über deren Elemente ich keine näheren Erkundigungen einzuziehen wagte. Der Wirt im Hotel jammerte, daß er gar nicht wisse, was er seinen Gästen vorsetzen solle, damit sie wenigstens ihren Hunger stillen konnten. Aber die Regierung verkündete von amtswegen, daß es in Mexiko noch genug zu essen gebe, da noch Mundvorräte in Hülle und Fülle vorhanden seien; wo diese zu finden seien, dies wurde allerdings nicht angegeben. Dagegen berichtete man bereits von einzelnen Fällen von Hungertod. Ein Unglücklicher hauchte seinen Geist vor der Kathedrale aus; des Abends spielte auf demselben Platze wie gewöhnlich die städtische Kapelle; aber die Zuhörer hatten sich weniger zahlreich als sonst eingefunden. Hatte etwa der Hunger

diesen leichtsinnigen Kreolen endlich doch die Abendpromenade verleidet? Ach nein, so ernst darf man die Sache nicht nehmen. Werde ich doch von Don Leon N. zu einer von ihm veranstalteten musikalischen Matinée gepreßt! Während da eine Dame irgend eine Arie zum Besten gab — vom störenden Kontrabaß der Geschütze draußen blieben wir galanterweise verschont —, wurde unter den Anwesenden eifrig die Frage besprochen, ob der gefangene Kaiser in Queretaro erschossen werden würde oder nicht. Und ich befand mich in einer Gesellschaft von gutgesinnten Imperialisten! Ein ältlicher Herr, der erst vor einigen Tagen eine Kontribution von 50.000 Francs hatte erlegen müssen, unterbrach sofort seine Klagen über das ihm zugestoßene Unglück, um sich mit voller Aufmerksamkeit ein Duo aus einer italienischen Oper anzuhören.

Am nächsten Morgen nach jener musikalischen Unterhaltung (?) saß ich eben in trübe Gedanken vertieft in meinem Zimmer, als mir die überraschende Meldung zukam, daß mich der Stadtpräfekt unverzüglich zu sprechen wünsche. Ich muß gestehen, daß mich diese Mitteilung nicht wenig beunruhigte; denn sowohl Baron Lago als ich hatten uns gerade in den letzten Tagen in der schärfsten Weise über das Gebahren der Marquezschen Clique ausgesprochen. Nun besaßen aber derartige Äußerungen der Mitglieder der österreichischen Gesandtschaft mit Rücksicht auf die Anwesenheit österreichischer Truppen eine besondere Bedeutung; die Vermutung lag daher für mich nahe, daß ich beim Stadtpräfekten die peinlichsten Auseinandersetzungen zu gewärtigen hatte. General O'Horan, ein Mann von ausgesprochen abstoßendem Äußern, empfing mich sehr freundlich und bat um Entschuldigung, daß er mich habe zu sich kommen lassen; aber es liege ihm selbst nichts mehr am Herzen, als über das Schicksal des Kaisers die Wahrheit zu erfahren, und da er gehört habe, daß ich Nachrichten aus Queretaro erhalten hätte, bitte er mich dringend, ihm diese mitzuteilen. Sollte sich das Schlimmste bestätigen, so dürfe man keinen Augenblick damit zögern, um zur Rettung des Kaisers die nötigen Anstalten zu treffen.

Ich war um eine passende Antwort sehr verlegen, denn es bedurfte keines besonderen Scharfsinnes, um zu erkennen, daß der General irgend einen mysteriösen Streich im Schilde führe; denn wenn er nur wissen wollte, was in Queretaro vorgefallen sei, standen ihm bessere Quellen als meine Person zu Gebote. Da es mir das Klügste schien, die Wahrheit zu sagen, erwiderte ich dem General, daß ich nicht mehr wüßte, als was jedermann auf der Straße zu hören bekomme. „Entschuldigen Sie," unterbrach mich der Stadtpräfekt mit einem bitter-sauern Lächeln, „Sie haben sich Ihren Freunden gegenüber dahin geäußert, daß Sie persönlich bestimmte Nachrichten aus Queretaro erhalten hätten. Seien Sie nur aufrichtig mit mir: wir haben ja beide kein anderes Interesse vor Augen als jenes des Kaisers." Ich wiederholte meine frühere Äußerung, aber O'Horan wollte sich mit dieser Antwort durchaus nicht zufrieden geben und erst nachdem er die Überzeugung gewonnen hatte, daß er aus mir keine andere Auskunft herausbringen werde, brach er plötzlich unsere Unterredung ab und entließ mich, indem er mich beim Abschiede mit einem strengen Blicke maß, der wohl die Bedeutung einer Drohung haben sollte.

Was O'Horan damals eigentlich mit mir vorhatte, habe ich nie in Erfahrung gebracht.

Am 25. Mai erhielten wir endlich zum ersten Male — worauf wir schon seit zehn Tagen mit größter Ungeduld gewartet hatten — direkte Nachrichten aus Queretaro: der preußische Gesandte, Baron von Magnus, wurde durch ein vom Kaiser aus seiner Gefangenschaft an ihn gerichtetes Telegramm aufgefordert, in Begleitung von zwei Advokaten, welche die Verteidigung des Monarchen vor dem Kriegsgerichte übernehmen sollten, umgehend sich nach Queretaro zu begeben. Dieselbe Aufforderung erging gleichzeitig auch an den österreichischen Geschäftsträger.

Einem glücklichen Zufalle war es zu verdanken, daß diese Telegramme, welche alsbald von den Organen der Regierung als gefälscht erklärt wurden, nicht dem lugarteniente in die Hände fielen, der sie dann wohl, wie die übrigen an ihn gerichteten Zuschriften des Kaisers, vernichtet haben würde.

Jetzt, wo wir uns im Besitze authentischer Nachrichten aus Queretaro befanden, gebot uns die Pflicht, den Schutz der republikanischen Autoritäten anzurufen, um sobald wie möglich dem Rufe des Kaisers von Mexiko Folge leisten zu können. Wir ahnten damals noch nicht, daß nicht letztere, wohl aber die kaiserlichen Behörden in Mexiko unserer Abreise nach Queretaro fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würden!

In der Stadt gab es noch immer genug verblendete Menschen, welche von dem Siege der Kaiserlichen bei Queretaro überzeugt waren und welche Baron Lago und mich aufrichtig bedauerten, daß wir in unserer Beschränktheit nicht einsehen wollten, wie jene Telegramme vom Feinde nur abgefaßt worden seien, um verschiedene fremde Missionschefs als Geiseln in seine Hände zu bekommen. Es war bekannt geworden, daß Don Mariano Riva Palacio, einer der designierten Verteidiger des Kaisers, von seinem Sohne, der als General bei der Gefangennehmung des Kaisers eine hervorragende Rolle gespielt hatte, über die dortigen Vorgänge umständlich unterrichtet worden sei. Auch diese Briefe wurden als wertlose Fälschungen hingestellt. Der schon früher erwähnte österreichische Offizier, Baron H., wünschte mir sogar höhnisch Glück zu der Gefangenschaft bei den Dissidenten, nach der ich ein so heftiges Verlangen zu tragen scheine![1] „Beeilen Sie sich nur, möglichst bald aus Mexiko hinauszukommen," rief er mir zu, „der Kaiser wird Sie schön empfangen, wenn er erfährt, daß Sie gekommen sind, um ihn als Gefangenen aufzusuchen."

Das Verhalten des preußischen Gesandten, welcher, was seine Person betraf, unstreitig seine besten Kräfte zur Rettung des Kaisers mit anerkennenswertem Eifer angestrengt hat, schien den Mitgliedern der österreichischen Gesandtschaft gegenüber von gewissen engherzigen Rücksichten beeinflußt zu sein, welche unter den damaligen Verhältnissen füglich nicht am Platze waren. Baron von Magnus schien

---

[1] Baron H. fiel bald darauf, von einer feindlichen Kugel getroffen, auf dem Dache der garita von Peralvillo.

nämlich besonderes Gewicht darauf zu legen, nicht nur als der erste, sondern womöglich auch als der einzige fremde Repräsentant in Queretaro einzutreffen. Seine Stellung als Vertreter einer neutralen Macht verlieh ihm unstreitig der republikanischen Regierung gegenüber gewisse Vorteile, auf welche die Vertreter Frankreichs, Österreichs und Belgiens keinesfalls Anspruch machen durften. Auch erging die Einberufung nach Queretaro durch den Kaiser vor den übrigen diplomatischen Vertretern zuerst an den preußischen Gesandten, der sohin zur Annahme berechtigt war, daß der Kaiser auf sein Erscheinen in Queretaro besonderen Wert lege. Dies hätte aber doch nicht ausgeschlossen, daß er zu jener Reise die Begleitung seines österreichischen Kollegen angenommen hätte, wozu er jedoch keine Neigung zeigte.

Der französische Gesandte (welcher durch den Kaiser nicht nach Queretaro einberufen worden war) mußte es aus politischen Rücksichten unterlassen, die Hauptstadt zu verlassen; er entsendete aber als Vertreter der französischen Gesandtschaft Herrn Forrest, französischen Konsul in Mazatlan, nach Queretaro mit der Ermächtigung, falls zur Rettung des Kaisers bares Geld benötigt werde, über einen unbegrenzten Kredit zu verfügen. Der belgische Geschäftsträger Herr Hoorichs und der italienische Geschäftsträger Cavaliere Curtopassi schickten sich gleichzeitig mit Herrn von Magnus zur Abreise nach Queretaro an.

Es unterlag keinem Zweifel, daß der Abgang mehrerer fremder Vertreter aus Mexiko der von Marquez bisher mit einem solchen Aufwande von Täuschungen aller Art aufrechterhaltenen fiktiven politischen Situation einen argen Stoß versetzen mußte. Wenn er sich nicht dazu entschloß, die Abreise der fremden Missionschefs mit Gewalt zu verhindern, so mag wohl hiebei die Rücksicht auf die Haltung der fremden Truppen für ihn maßgebend gewesen sein. Er hielt es offenbar für das Klügste, den Mittelweg einzuschlagen, und, während er Baron Magnus und die beiden Verteidiger des Kaisers anstandslos ziehen ließ, legte er der Abreise des österreichischen Geschäftsträgers konsequent alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg.

Auf Lagos Befehl verfügte ich mich zunächst nach dem Kriegsministerium, um für die österreichische Gesandtschaft die erforderlichen Reisepässe zu begehren. Unerwartete Schwierigkeiten harrten hier meiner: es war nämlich in der Stadt bekannt geworden, daß Porfirio Diaz der Civilbevölkerung Mexikos freien Abzug aus der Stadt gestattet habe. Von dieser Erlaubnis suchte man nun in ausgedehntestem Maße Gebrauch zu machen. Da aber von kaiserlicher Seite das Überschreiten der Schanzen nur gegen Vorweisung eines Reisepasses gestattet war, belagerte eine dichte Menschenmenge aus allen Ständen das Kriegsministerium, wo jene Pässe zu erlangen waren. Mit mexikanischem Gleichmute harrten hier die zahlreichen Bittsteller geduldig auf die Erledigung ihres Ansuchens; ich hatte aber keine Zeit übrig, abzuwarten, bis auch an mich endlich die Reihe käme; zudem gab ich mich dem Wahne hin, daß der Zweck, für welchen ich jene Pässe begehrte, im kaiserlichen Kriegsministerium einer gewissen Rücksichtnahme begegnen würde. Wenig half es mir aber, daß ich mich mit meinem Ansuchen an den Adjutanten des Kriegsministers gewendet hatte; niemand schien sich da um die Wünsche des österreichischen Geschäftsträgers zu kümmern. Nachdem volle zwei Stunden vergangen waren und es gar nicht abzusehen war, wann ich endlich abgefertigt werden würde, riß mir die Geduld und ich begehrte den Kriegsminister selbst zu sprechen. Auch dies wurde mir erst möglich, nachdem ich eine lange Weile vor seinem Gemache gestanden und abgewartet hatte, bis er zufällig herauskam. Ich bin in meinem Leben viel mit unhöflichen Leuten zusammengekommen, aber solche Roheiten, wie ich sie mir von diesem Minister damals gefallen lassen mußte, hätte ich von Seite eines höhergestellten Offiziers nicht für möglich gehalten: der Mann donnerte in mich hinein, als hätte er einen bösartigen Verbrecher vor sich stehen. Ich zitterte vor Entrüstung über diese unwürdige Behandlung; aber da hieß es, nicht die Geduld verlieren, sonst hatte ich gar keine Aussicht, das Gewünschte zu erlangen.

Nachdem sich der Minister zur Genüge darüber ausgetobt hatte, daß Baron Lago Mexiko zu verlassen beabsichtige,

bemerkte ich ihm, daß bei civilisierten Nationen einer Gesandtschaft jederzeit die von ihr gewünschten Pässe sogleich verabfolgt würden und daß ich mir seine Entrüstung über das Paßbegehren um so weniger zu erklären vermöge, als es sich ja um den Vollzug eines vom Kaiser von Mexiko ausgesprochenen Wunsches handle. Ohne mich einer Antwort zu würdigen, verschwand der Minister wieder in sein Zimmer und mir erübrigte nichts anderes als — noch länger zu warten.

Ganze Päcke gehörig ausgestellter Pässe wurden an mir vorbeigetragen, nur ich bekam nichts! Endlich überbrachte mir doch der Adjutant des Ministers die begehrten zwei Pässe. Ich konnte mich nicht enthalten, mich diesem Offizier gegenüber über dieses ungeziemende Benehmen in den schärfsten Ausdrücken zu äußern. Der Mann zuckte die Achseln und gab mir stillschweigend die Hand: er mochte wohl finden, daß ich im Rechte war!

Die unglückseligen Pässe mußten nun noch mit der Unterschrift des Stadtpräfekten versehen werden. Glücklicherweise wurde ich hier ohne Zeitverlust vorgelassen und beim Abschiede wünschte mir General O'Horan mit ironischem Lächeln eine recht glückliche Reise.

Als ich den Mann nicht mehr vor mir sah, war mir — wie schon bei unserer ersten Begegnung — als wäre ich den Klauen eines Tigers entkommen. Nun glaubte ich, die Paßangelegenheit in Ordnung gebracht zu haben. Mit nichten! Speziell für Diplomaten war erforderlich, daß sie beim Stadtkommandanten General Tabera um die Erlaubnis zur Überschreitung der Schanzen einkamen. Ich eilte in die Wohnung jenes Generals. Da dieser eben abwesend war, empfingen mich seine Töchter, deren Bekanntschaft ich bei dieser Gelegenheit machte; die Damen waren sehr liebenswürdig und schwatzten von diesem und jenem, anscheinend ohne sich des traurigen Ernstes der Situation irgendwie bewußt zu sein. Ich gestehe es, meine frühere Begeisterung für die so reizend aussehenden mexikanischen Damen hatte sich im Verlaufe der letzten Monate merklich abgekühlt: eine solche Gleichgültigkeit gegen die Tragödie, welche sich vor uns

abspielte, überschritt doch die Grenzen des Erlaubten! Da waren auch die Töchter des Generals O'Horan jeden Nachmittag am Balkon ihres Salons zu sehen gewesen und, nach der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen zu schließen, schienen sie sich vortrefflich zu amüsieren; um das Schicksal ihres Vaters (der nach der Einnahme Mexikos erschossen wurde) schienen sie sich keine Sorge zu machen.

General Tabera, ein sehr wohlwollender, ältlicher Herr, dessen gutmütige Physiognomie den tapfern Soldaten in ihm nicht erkennen ließ, verweigerte mir den von ihm erbetenen Passierschein und erklärte mir, daß wir einen solchen auch nicht benötigten, wenn wir zugleich mit Baron Magnus die Stadt verlassen wollten. Ich bemerkte ihm, daß mein Chef womöglich schon am nächsten Morgen abreisen wolle, Herr von Magnus aber, wie er mir selbst gesagt hatte, den Tag seiner Abreise noch nicht festgesetzt habe. „Das ist nicht wahr!“ unterbrach mich General Tabera, „er verläßt Mexiko morgen früh um 10 Uhr und der Befehl ist schon gegeben, um für ihn über den Graben vor der garita eine Brücke zu legen.“ „Nun geben Sie doch denselben Befehl für Baron Lago!“ bat ich den General. Er schlug es mir aber rund ab. Erstaunt über eine solche Antwort frug ich ihn, warum er gerade nur dem österreichischen Geschäftsträger verweigere, was dem preußischen Gesandten anstandslos bewilligt worden sei. „Ja, sehen Sie,“ erwiderte der General, „man kann das Schießen nicht so oft unterbrechen lassen und die Herstellung der Passage erfordert jedesmal viel Zeit. Gehen Sie mit Herrn von Magnus — anders kann ich Ihnen nicht helfen.“ Alle meine Versuche, den General zur Änderung seines Beschlusses zu bewegen, waren vergeblich und unsere Unterredung mußte plötzlich abgebrochen werden, weil General Tabera von Marquez dringend nach irgend einem gefährdeten Punkte der Fortifikationslinie abberufen wurde. Als ich wieder den Salon des Generals betrat, schienen seine Töchter Lust zu haben, die früher unterbrochene Konversation nun mit mir wieder aufzunehmen. Ich war aber wahrhaftig nicht in der richtigen Stimmung zu einem solchen Zeitvertreibe und begab mich eiligst zu

Baron Lago, um ihm über die Resultatlosigkeit meiner Schritte Bericht zu erstatten. General Tabera hatte unter anderem die Bemerkung fallen lassen, daß, wenn wir durchaus nicht zugleich mit Baron Magnus abreisen wollten — unsererseits fehlte es da wohl nicht am guten Willen! — wir es versuchen könnten, über den altaztekischen Kanal von Santa Anita zur Stadt hinauszukommen (nachträglich stellte es sich heraus, daß der General uns diesen Rat in der wohlmeinendsten Absicht erteilt hatte). Da man auf dem Wasserwege mehr als anderswo der Gefahr ausgesetzt war, von den juaristischen Vorposten angeschossen zu werden und zudem auch dort eine weitere Fahrgelegenheit nach Queretaro überhaupt nicht zur Verfügung stand, beschloß Baron Lago, auf jene Kanalfahrt nur im äußersten Notfalle zu reflektieren und zunächst sein Glück am nächsten Morgen mit Baron Magnus zu versuchen, ohne sich weiter darum zu kümmern, ob letzterem unsere Begleitung willkommen sei.

Die Nachricht, daß fast das gesamte diplomatische Korps sich nach Queretaro verfügen wolle, hatte in der Stadt das größte Aufsehen erregt und schon gewärtigte man, daß die endlich zur Erkenntnis der Wahrheit gelangte Garnison ein Pronunciamiento veranstalten und damit auch den Abschluß der langen Belagerung herbeiführen könne. Schon wollte man im kaiserlichen Palaste wissen, daß Marquez alle Vorbereitungen getroffen habe, um sich in der nächsten Nacht mit der gesamten Kavallerie durch die Belagerungsarmee durchzuschlagen, in welchem Falle schon für den folgenden Morgen der Einzug der letzteren zu erwarten stand. Einige besonders schwer kompromittierte Mitglieder der kaiserlichen Regierung beeilten sich, auf alle Fälle ihre Person rechtzeitig irgendwo bei verläßlichen Freunden in Sicherheit zu bringen.

Noch zu später Nachtstunde saß ich vor dem kaiserlichen Palaste auf einer der auf dem Platze aufgestellten Bänke und blickte mit Wehmut auf die Gemächer, wo der Nachkomme Karls V. in glücklicheren Stunden von dem Glanze des durch ihn neuerrichteten mexikanischen Kaiserthrones geträumt haben mochte. Und der erlauchte Sprößling des habsburgischen Kaiserhauses sollte jetzt ein Ge-

fangener jener Chinacos sein, von denen selbst ihre eigenen Landsleute in Mexiko nur mit Geringschätzung gesprochen hatten! Ich vermochte diesen Gedanken nicht zu fassen und doch war der Zusammenbruch des mexikanischen Thrones nicht mehr zu bezweifeln! Totenstille herrschte auf dem großen Platze; die Musik spielte ausnahmsweise an jenem Abend nicht; statt ihrer marschierten Quirogas Reiter auf, um zur Unterdrückung einer etwaigen Bewegung in der Stadt zur Hand zu sein und — wie es hieß — auch, um die Haltung der im kaiserlichen Palaste untergebrachten fremden Truppen zu überwachen. Lautlos stellte sich die Mannschaft wie zu einem Leichenkondukt in Reihe und Glied auf, kein Kommandowort erscholl, keine Trompete ließ sich vernehmen, wohl aber erklangen von den Türmen der Kathedrale die Glocken in denselben feierlichen und friedlichen Akkorden, welche mich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes in Mexiko durch ihre eigentümliche Harmonie so tief ergriffen hatten. Nun traf mich jeder einzelne jener mir so wohlbekannten Töne wie ein Schlag ins Herz. Das war das Grabgeläute des unglücklichen Kaisers! Ich mußte weinen wie ein Kind, als ich mir den bodenlosen Abgrund vergegenwärtigte, der mir nun entgegengähnte. Welches Schicksal erwartete alle jene, mit welchen ich mich in der neuen Welt befreundet hatte? Wie viele unter ihnen würden ihre Anhänglichkeit für Kaiser Maximilian mit dem Verluste ihres Lebens zu bezahlen haben?

Am nächsten Morgen fuhr ich mit meinem Chef rechtzeitig nach der garita am Paseo Bucareli, um daselbst das Eintreffen des Baron Magnus abzuwarten. Eine Unzahl von Equipagen, deren Insassen mir teilweise wohlbekannt waren, weil ich sie oft genug an derselben Stelle auf der Promenade begegnet hatte, war da versammelt, um die Gelegenheit zu benützen und wenn möglich im Anschlusse an die abreisenden Diplomaten aus der Stadt hinauszukommen. Eine dicht gedrängte, nach Tausenden zählende Menschenmenge füllte den Paseo und harrte geduldig des Augenblickes, wo die garita geöffnet werden würde, um auch ihnen die Rettung vom Hungertode zu ermöglichen.

Endlich rasselte die von allen so sehnlich erwartete Postdiligence mit dem preußischen Gesandten heran. Wir gewahrten zu unserem peinlichen Erstaunen, daß außer den beiden Verteidigern des Kaisers, dem italienischen Geschäftsträger und dem französischen Konsul, auch einige uns unbekannte Mexikaner vom Gesandten in seiner Diligence gastlich aufgenommen worden waren.

Sowie die betreffende Diligence bei der garita angelangt war, ließ der Kommandant bei derselben, General La Vega, eine weiße Fahne hissen, damit die gegenüberstehende feindliche Batterie das Feuer einstelle, was auch sofort geschah. Die Passage war somit frei. Während nun die Verbindungsbrücke aufgestellt wurde, damit das Fuhrwerk den Graben vor der garita passieren könne, unternahm ein Detachement kaiserlicher Truppen seitwärts von der garita irgend eine Bewegung; der Feind, welcher annahm, daß man in der Stadt die Feindseligkeiten wieder aufnehmen wolle, eröffnete sofort neuerdings das Feuer. Ein Haufe Indianer, der bereits den Ausgang der garita überschritten hatte, rannte aus Leibeskräften gegen die feuernden feindlichen Geschütze zu, welche glücklicherweise damit beschäftigt waren, ihre Geschosse in die Stadt zu schleudern. Wir durften uns zu der musterhaften Präcision, mit welcher jene an 500 Schritte von der garita entfernte Batterie ihre Schüsse über unsere Köpfe hinweg abgab, nur Glück wünschen; denn ein einziger schlecht gezielter Schuß wäre in dem dichten Knäuel von Equipagen und von Menschen von verheerender Wirkung gewesen. Einzelne Granaten schlugen nahe genug von uns ein, um die Wagenpferde zu erschrecken; aber die in ihren Equipagen der Kanonade gelassen zusehenden Señoritas vermochten sie nicht aus ihrem Gleichmute zu bringen. Trotz der augenscheinlichen Gefahr empfand keine der anwesenden Damen das Verlangen, den Platz, wo ihr Wagen stand, zu verlassen. Während die Schüsse in unserer nächsten Nähe krachten, bot mir Fräulein Rosita C. von ihrer Equipage aus mit dem süßesten Lächeln ein Gläschen Liqueur an und sie drückte auch ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß ich ihren Eltern schon so lange

keinen Besuch abgestattet hätte. Sie war auch so liebenswürdig, meiner Kurzsichtigkeit zu Hilfe zu kommen und mir mit ihrem niedlichen Händchen die Stellen zu zeigen, wo die einzelnen Granaten einschlugen. In einer anderen Equipage saßen mehrere reizende Mexikanerinnen, welche in der heitersten Laune Zuckerwerk in schwerer Menge verzehrten und die sich anscheinend inmitten des Kanonendonners ganz gut amüsierten.

Wir kamen bei der garita zufällig wieder mit dem schon öfter erwähnten österreichischen Offizier Baron H. zusammen, der nicht ermangelte, uns zu bemerken, wir möchten nur zur garita hinausfahren, da würden die Granaten erst recht uns um den Kopf herumsausen, und zwar würden wir dann zur Abwechslung mit den kaiserlichen Geschossen Bekanntschaft zu machen Gelegenheit haben.

Nachdem General Vega zum zweitenmale die weiße Fahne hatte aufziehen lassen, schwieg endlich das Feuer der Geschütze und eine berittene kaiserliche Ordonnanz überbrachte dem Feinde die Meldung, daß Baron Magnus mit den Verteidigern des Kaisers die garita zu passieren wünsche. Nach längerem Warten kehrte diese Ordonnanz mit der Nachricht zurück, daß der Feind nur drei Equipagen an jener Stelle die Ausfahrt gestatten wolle. Die versammelte Menge, welche schon mit Sicherheit darauf gezählt hatte, aus der belagerten Stadt hinauszukommen, und sich nun in ihren Hoffnungen getäuscht sah, machte ihrem Unmute über die Hartherzigkeit der Chinacos in den bittersten Ausdrücken Luft.

Baron Magnus fuhr nun mit zwei anderen Equipagen, die sich ihm anschlossen, anstandslos zur garita hinaus; noch im letzten Augenblicke sprang der belgische Geschäftsträger rasch entschlossen in die Diligence des Gesandten hinein und erzwang sich auf diese Weise glücklich die Passage. Als auch Baron Lago sich mit seinem Wagen dem Ausgange der garita nähern wollte, sperrte ihm General La Vega den Weg, indem er bemerkte, daß nicht mehr als drei Fuhrwerke durchgelassen werden könnten.

Wir mußten uns also abermals auf das Warten verlegen, durften aber hoffen, daß es nicht vergeblich sein

werde; denn Baron Magnus hatte meinem Chef versprochen, daß er alles tun werde, was in seinen Kräften stünde, damit auch Baron Lago nachkommen könne.

Mit begreiflicher Ungeduld sahen wir dem Erfolge der Bemühungen unseres preußischen Kollegen entgegen. Zwei für uns endlos lange peinliche Stunden vergingen und noch immer standen wir, die von Baron Magnus uns versprochene Botschaft erwartend, bei der garita. Die Kanonade entbrannte inzwischen von neuem beiderseits mit solcher Heftigkeit, daß uns einige Offiziere rieten, nach der Stadt zurückzukehren, da es für den Rest des Tages wohl kaum wieder ruhig werden dürfte.

Gegen Mittag überbrachte endlich ein Parlamentär aus dem feindlichen Lager eine Liste, worin die verschiedenen Personen namhaft gemacht waren, denen Porfirio Diaz freie Passage gestatten wollte. In dieser Liste war aber die österreichische Gesandtschaft mit keinem Worte erwähnt! (Wir erfuhren am nächsten Tage, daß Diaz die Ankunft des österreichischen Geschäftsträgers erwartet und auch anbefohlen hatte, ihn ungehindert passieren zu lassen. Daß wir einen halben Tag lang bei der garita vergeblich auf die Erlaubnis zum Passieren derselben warten mußten, ist nicht zu seiner Kenntnis gebracht worden. Inwieweit hiebei Baron Magnus ein Verschulden zur Last gelegt werden konnte, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen.)

Mein Chef hätte keinen Augenblick gezögert, sich auch ohne erhaltene ausdrückliche Bewilligung sofort in das republikanische Lager zu verfügen; aber General La Vega behauptete, er dürfe von der Erlaubnis des Feindes keinen Mißbrauch machen und letztere nicht auf Personen ausdehnen, welche in der vorliegenden Liste nicht erwähnt seien. Vergeblich bemerkte Baron Lago dem General, daß die bewußte Liste (welche angeblich durch die Vermittlung des preußischen Gesandten zusammengestellt worden sein sollte) ganz wertlos sei, da die meisten der darin angeführten Namen Herrn von Magnus gänzlich unbekannt und daher auch gewiß nicht von ihm vorgeschlagen worden waren; auch war es auffällig — was wir selbstverständlich mit Stillschweigen

übergingen —, daß in der Liste ein persönlicher intimer Freund des juaristischen Oberkommandanten nicht namhaft gemacht war, der allerdings zu seinem Schaden den Mißgriff begangen hatte, sich Baron Lago zur Reise anzuschließen. Mein Chef ging so weit, die ganze Liste für eine perfide Fälschung zu erklären, welche eigens hergestellt worden sei, um einen Vorwand zu haben, uns zurückzuhalten; in seiner nur zu begreiflichen Erregung ließ er sich zu den heftigsten Schmähworten gegen General La Vega und gegen das gesamte Ministerium hinreißen, als er wahrnahm, daß auch nicht in der Liste genannte Personen anstandslos zur garita hinausgelassen wurden, und daß diese einzig und allein für die Mitglieder der österreichischen Gesandtschaft unerbittlich verschlossen blieb.

Und so mußten wir denn nach fünfstündigem qualvollen Warten unverrichteter Dinge die garita verlassen.

Mein Chef hatte vor Entrüstung über diesen Zwischenfall vollends die Fassung verloren und im Ministerium des Äußern, wohin er sich zunächst begab, bezeichnete er rückhaltlos vor den anwesenden Beamten den General Marquez und seine Spießgesellen als „canallas", „infames brutas" u. dgl. m. Ein Glück für ihn war es, daß der Unterstaatssekretär Pereda ein Greis von sehr sanftmütigem Charakter war, sonst hätte die Offenherzigkeit meines Chefs für letzteren unvermeidlich die übelsten Folgen gehabt.

Baron Lago erreichte übrigens auch im Ministerium des Äußern durch seine heftigen Worte nicht das geringste, da man sich ihm gegenüber damit entschuldigte, daß General Vega aus militärischen Rücksichten nicht anders habe vorgehen können.

Ich wurde hierauf von meinem Chef abermals zu General Tabera, meinem guten Freunde, entsendet, um ihm begreiflich zu machen, daß der österreichische Vertreter um jeden Preis nach Queretaro gehen müsse. Der General bedauerte es, daß wir die günstige Gelegenheit des Morgens versäumt hätten, und meinte, jetzt sei es zu spät, er könne für uns nichts mehr tun. Übrigens, fügte er weiter hinzu, sollten wir uns über das Vorgefallene nur erfreuen, denn

soeben habe er ein Telegramm erhalten — er hielt mir die (fabrizierte) Originaldepesche vor die Augen —, welches melde, daß die Vorposten der kaiserlichen Armee bereits nur mehr wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt stünden. Ich beschränkte mich darauf, diese Mitteilung stillschweigend mit einem Achselzucken des Zweifels zur Kenntnis zu nehmen; General Tabera war ehrlich genug, jenes Telegramm gleichfalls stillschweigend wieder auf seinen Schreibtisch hinzulegen.

In fieberhafter Aufregung vor Entrüstung und Ungeduld schlich ich in mir aufgezwungener Müßigkeit den Rest des Tages in der Stadt umher. Wie entsetzlich langsam verging da doch die Zeit!

Am folgenden Morgen, nachdem mein Chef sich vergeblich zum Empfange bei Marquez und auch bei General O'Horan gemeldet hatte, sendete er mich zum drittenmale zu General Tabera, unserer letzten und einzigen Zuflucht in unserer verzweifelten Lage. Jede weitere Verzögerung unserer Abreise konnte vielleicht unter den obwaltenden Verhältnissen für das Schicksal des kaiserlichen Gefangenen verhängnisvoll werden! Und was mußte unter allen Umständen der Kaiser sich von dem österreichischen Geschäftsträger denken, wenn dieser dem an ihn ergangenen Rufe nicht Folge leistete! Niemand war da, um in Queretaro über die Vorgänge bei unserer Abreise einen wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten!

General Tabera empfing mich diesmal minder freundlich als bisher und bemerkte mir kalt, daß er mir schon einmal erklärt habe, für uns nichts tun zu können. Aber das Gesicht des alten Mannes flößte mir trotz der herben Worte Vertrauen ein; ich ließ mich daher durch jene schroffe Ansprache nicht entmutigen, ihm meine Bitte mit der Versicherung zu wiederholen, daß, wenn er sich unserer Sache nicht annehme, wir in ganz Mexiko sonst auf niemanden zählen könnten. „Hören Sie," unterbrach mich plötzlich der General, „nehmen Sie Ihren Weg über den Kanal von Santa Anita. Ich telegraphiere sofort an den dortigen Kommandanten, damit er Sie ruhig passieren lasse. Gehen Sie nun mit Gott, aber machen Sie sich ohne Verzug auf den Weg."

Diese Worte machten mich überglücklich! Endlich war es mir also gelungen, das zu erreichen, um was ich den General schon seit drei Tagen fortwährend gebeten hatte. Der wackere General hatte sich schließlich durch meine Worte erweichen lassen und wenn wir diesmal nicht zur Stadt hinaus kamen, lag das Verschulden gewiß nicht an ihm.

Ich rannte mit der freudigen Nachricht so schnell ich nur konnte zu meinem Chef und schon nach Verlauf einer Stunde glitten wir unbemerkt auf einem Boot, das wir um einen exorbitanten Preis gemietet hatten, den Kanal de la Viga hinunter. Bei der dortigen garita angekommen, stieg ich ans Land, um dem Kommandanten derselben, einem Polen von Geburt, unsere Pässe vorzuweisen. General Tabera hatte Wort gehalten: jener Offizier war bereits von unserer bevorstehenden Ankunft in Kenntnis gesetzt worden und begehrte nicht einmal, unsere Pässe einzusehen. Baron Lago hatte die Unvorsichtigkeit begangen, dem schon erwähnten Freunde des Generals Porfirio Diaz abermals zu erlauben, sich uns anzuschließen.[1] Da dem Manne der von ihm begehrte Paß im Kriegsministerium abgeschlagen worden war, hätte seine Gegenwart für uns leicht die unheilvollsten Folgen haben können. Er hatte sich allerdings in unserem Boote unter einer Binsenmatte unsichtbar gemacht; aber nichts wäre leichter gewesen, als ihn in seinem Versteck zu entdecken. Zum Glücke für uns war jener polnische Offizier kein zweiter General La Vega und wir schmuggelten daher unseren Chinaco anstandslos zur garita hinaus.

Einige Ruderschläge unseres Bootführers und die Stadt, in der wir seit fast vier Monaten eingeschlossen gewesen waren, lag hinter uns! Den Klauen des gefürchteten Leonardo Marquez waren wir wohl entkommen: nun fielen wir aber den Chinacos, unseren erklärten Feinden, in die Hände.

Der kaiserliche Offizier an der garita hatte uns dringend empfohlen, bei der Weiterfahrt eine weiße Fahne zu

---

[1] Baron Lago legte nämlich Gewicht darauf, bei unserem Erscheinen im juaristischen Lager die Dankbarkeit jenes Mexikaners nötigenfalls verwerten zu können.

zeigen, weil die juaristischen Vorposten sonst gerne auf die sich nähernden Boote feuerten; erst gestern hätten sie einen Indianer, der Lebensmittel holen wollte, durch die Brust geschossen. Ich hatte mich daher, dem uns gegebenen Rate folgend, an der Spitze unseres Kahnes aufgestellt und hielt an einer langen Stange zum Zeichen des Friedens mein Schnupftuch hoch in die Luft. Die Freude über das Gelingen unseres Abzuges aus der Stadt wurde mir durch das Gefährliche unserer Situation in keiner Weise gestört; denn ich dachte in jenem Falle gar nicht an die Möglichkeit, daß uns ein Unfall zustoßen könne.

Schon auf wenige hundert Schritte von der garita stießen wir in unserer Kanalfahrt auf die ersten juaristischen Vorposten: zwei Indianer aus dem südlichen Michoacan, an dem lose über die leinenen Beinkleider flatternden Hemde als Söhne der tierra caliente erkenntlich, hielten da Wache. Der eine war mit einer langen, altmodischen Muskete bewaffnet; der andere hielt ein Bambusrohr, an dessen Spitze eine kurze, dreizackige Gabel befestigt war, als Lanze in der Hand; die beiden Indianer, welche sich hinter einem kleinen Verhaue neben der Straße verborgen hielten, verdankten ihr Leben ausschließlich der Großmut der kaiserlichen Kanoniere, welche in der garita ein Geschütz stehen hatten, das den schmalen Fußsteig, auf welchem jener Verhau angebracht worden war, der ganzen Länge nach vollständig bestrich.

Etliche Schritte weiter stießen wir auf eine größere Abteilung von Soldaten unter dem Befehle eines Offiziers, der da ganz gemütlich seine Cigarette rauchte. Obwohl er — ebenso wie die Mannschaft — als Uniform nur Hemd und Beinkleid trug, fiel er mir doch durch seine stolze und zugleich elegante Haltung auf. Der Mann winkte uns mit der Hand, daß wir mit dem Boote stille halten sollten. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß wir harmlose Passagiere waren, durften wir wieder weiter fahren; es wurde uns jedoch vorgeschrieben, uns in dem benachbarten Flecken, namens Ixtachalco, dem Kommandanten dieses Rayons vorzustellen. Wir waren hiermit über den gefährlichen Abschnitt unserer

Kanalfahrt hinausgekommen und ich konnte mein weißes Schnupftuch wieder ruhig in die Tasche stecken.

Nach der peinlichen Aufregung der letzten Tage erschien mir die ruhige Fahrt im Kahne wie eine ungemein wohltuende Erholung. Keine geringe Wonne für mich war es, nach fast viermonatlicher ununterbrochener Einschließung in der Stadt wieder frische Landluft zu atmen. Die Umgebung des Kanals zeichnete sich gewiß nicht durch malerische Schönheit aus; aber mir kam es vor, als befände ich mich in einer prachtvollen Gegend, und ich betrachtete einige verkümmerte Pfefferbäume mit demselben Interesse, als hätte ich die herrlichsten Palmen vor mir stehen gehabt. Der entfernte Donner der Geschütze berührte mich jetzt weiter nicht; die Hauptsache war, daß wir den eisernen Ring durchbrochen hatten, der uns so lange Zeit hindurch in Mexiko festgehalten hatte.

Die Kanalfahrt führte uns an dem Dorfe Santa Anita vorbei, welches in den letzten Jahren ein beliebter Ausflugsort der Mexikaner geworden war. Ich selbst war häufig an Sonntagen hinausgeritten, um mir die flotten indianischen Jarabetänzerinnen anzusehen, welche hier im Freien unter dem Schatten einiger Pfefferbäume mit ihren zierlichen Atlasschuhen eifrig den Staub aus dem Boden stampften, während eine Gitarre die leidenschaftlichen Bewegungen der Tänzerinnen mit sanften, melancholischen Tönen begleitete. Kein lebendes menschliches Wesen war jetzt in dem ganzen Orte zu erblicken; die indianischen Häuschen waren größtenteils in Trümmer zusammengeschossen, eine schöne Palme lag von einer Kanonenkugel zerschmettert auf dem Boden und statt der Zuschauer saßen häßliche Aasgeier um den Platz herum.

Von meinen mexikanischen Freunden waren mir die Dissidenten als Barbaren und mordsüchtige Ungeheuer geschildert worden, so daß ich überrascht war, daß wir, ohne im geringsten belästigt zu werden, in unserem Boote an den entlang des Kanals zahlreich umherstreifenden Soldaten vorbeifahren konnten. Ich war vollkommen darauf gefaßt gewesen, zum mindesten meiner Uhr und meiner Brieftasche

beraubt zu werden. Ich konnte mir auch nicht verhehlen, daß diese berüchtigten Chinacos äußerlich sich besser ausnahmen als die abgerissenen Marquezschen Soldaten in der belagerten Stadt. Ich war eben zufällig auf Bewohner der tierra calienta gestoßen und der Unterschied in der äußeren Erscheinung zwischen diesen und den Indianern der tierra fria ist sofort erkennbar. Erstere bewegen sich stolz und selbstgefällig in ihrer einfachen, aber stets sauber gehaltenen Kleidung, während der Indianer der tierra fria unverkennbar das Gepräge niedriger Unterwürfigkeit an sich trägt und im Punkte der Reinlichkeit keine Wünsche zu hegen scheint.

Kurz vor dem Orte Ixtachalco begegneten wir einer Reiterabteilung, welche auf Fourage ausgegangen war; die Mannschaft trug nagelneue kurze rote Blusen und die sogenannten chaparreras, weite, mit Fransen reich besetzte Lederbeinkleider. Voran sprengte ein Reiter, dessen chaparrera aus Tigerfell angefertigt worden war; ein Indianer mit einem Kinde an der Hand hatte nicht Zeit gehabt, auf der Straße letzterem rasch genug auszuweichen, der Reiter galoppierte aber sorglos weiter und stieß das arme Kind mit seinem Pferde rücksichtslos in den Straßengraben hinab; der alte Indianer blieb apathisch auf der Straße stehen und sah stillschweigend dem brutalen Reiter nach, der sich nicht im mindesten darum kümmerte, ob das Kind durch den durch ihn verschuldeten Fall zu Schaden gekommen sei. Im republikanischen wie im kaiserlichen Lager herrschte also die gleiche Rücksichtslosigkeit gegen den wehrlosen, harmlosen Indianer!

In Ixtachalco stiegen wir, dem erhaltenen Befehle Folge leistend, aus unserem Boote ans Land; ein daselbst kommandierender Major, dem wir uns sofort vorstellten, empfing uns mit tadelloser Höflichkeit, und stellte uns seine Dienste bereitwilligst zur Verfügung mit dem landesüblichen: A la disposicion de Vd! Das Benehmen dieses Offiziers stach wohl schroff gegen die Behandlung ab, welche mir vor wenigen Tagen im Kriegsministerium in Mexiko zuteil geworden war. Nun bekamen wir über den Fall Queretaros

von einem Augenzeugen nähere Mitteilungen, da jener Major erst kürzlich aus jener Stadt vor Mexiko eingetroffen war. Als wir ihn befragten, ob die Dissidenten bei der angeblichen Überrumpelung Queretaros viel Leute verloren hätten, wurde er verlegen und gab uns eine ausweichende Antwort — er schämte sich offenkundig, die Wahrheit einzugestehen, daß Queretaro nur durch Verrat gefallen war und dessen Einnahme der republikanischen Armee auch nicht den Verlust eines einzigen Mannes gekostet hatte. Mit großer Achtung sprach der Major von der Tapferkeit der kaiserlichen Truppen, welche unter anderem ein in seiner Gegend aufgestelltes Infanteriebataillon bei einem Ausfalle gänzlich aufgerieben hatten. Für das Los „Maximilianos" (der „Emperador" wurde hier nicht mehr genannt) hatte er nur Worte des Bedauerns, sprach aber zugleich die Ansicht aus, daß für das Leben des Kaisers nichts zu befürchten sei. Nach dem sanften, höflichen Betragen dieses Offiziers zu urteilen, hätte niemand erraten können, daß wir da einen vollblütigen republikanischen Guerrillero vor uns hatten, der seit ganzen vier Jahren ohne Unterbrechung in einer Provinz gegen das Kaiserreich gekämpft hatte, wo selbst das französische Expeditionskorps nur vorübergehende Erfolge zu erringen imstande gewesen war. Nun freute sich der wackere Mann herzlich darüber, daß der Kampf beendet sei und er nun wieder ruhig zu seiner Familie in Michoacan (im Zentrum Mexikos) zurückkehren könne.

Das Regiment unseres Majors, die lanceros de Michoacan, lagerte auf dem Platze von Ixtachalco; unter der Mannschaft waren zahlreiche an ihrer abgerissenen Uniform erkenntliche Deserteure aus der Garnison Mexikos, denen es ohne große Schwierigkeit gelungen war, aus der Stadt zu entkommen.

Der ärmliche Markt des Ortes bot mir einen seit langer Zeit schmerzlich vermißten Anblick: ganze Berge tropischer Früchte lagen da aufgespeichert; ich durfte es aber mit Rücksicht auf meinen ausgehungerten und geschwächten Magen nicht wagen, Obst zu genießen. Wie ein zweiter Tantalus sah ich sehnsüchtig zu, wie die lanceros de Michoa-

can sich die saftigsten Ananas schmecken ließen, während Bettler mit köstlichen Bananen ihren Hunger stillen konnten.

Unser Major entließ uns unter erneuerten Freundschaftsversicherungen und befahl zwei Soldaten, uns nach unserem nächsten Bestimmungsorte, nach Mejicalzingo in das Hauptquartier des Generals Riva Palacio zu führen. Jene beiden Soldaten gingen angeblich zu unserer Beschützung mit uns; tatsächlich war es aber ihre Aufgabe, uns als Gefangene zu bewachen, bis wir vom Oberkommandanten der Division die Erlaubnis erhalten haben würden, uns frei zu bewegen. Einer unserer Begleiter, ein Korporal, trug eine neue blaue Uniform mit blanken Messingknöpfen, unter deren kurzen Schößen das flatternde Hemd ringsum hervorsah — nach europäischen Begriffen wohl eine höchst originelle Adjustierung; keiner der beiden Soldaten führte irgend eine Waffe mit sich, dagegen besaß ich, ihr Gefangener, einen geladenen Revolver!

Während wir unsere Bootfahrt gegen Mejicalzingo zu weiter fortsetzten, hatte sich in Mexiko die Nachricht verbreitet, daß Baron Lago und ich bereits von den entmenschten Chinacos niedergemacht worden seien; mir selbst wurde sogar die besondere Ehre erwiesen, daß man genau die Stelle bezeichnete, wo mein Leichnam an einem Baume hängen sollte. Wie ich nachträglich erfuhr, beeilten sich einige meiner Freunde in der Stadt, durch ein Fernrohr nach der angegebenen Stelle auszulugen, in der Erwartung — nein, ich wollte sagen mit der Besorgnis, mich daselbst in der Luft baumeln zu sehen.

Nach glücklich zurückgelegter dreistündiger Wasserfahrt langten wir in Mejicalzingo an, und unser Korporal verfügte sich zum Stationskommando, um die Ankunft der österreichischen Gesandtschaft anzumelden. Während nun hier über unser ferneres Schicksal Rats gepflogen wurde, sah ich, wie die Dissidenten es anfingen, trotz Marquez und seiner Akolythen Nachrichten in die Stadt zu schmuggeln: unsere Bootsleute benützten hiezu eine kleine Ritze in ihrem Kahne, wo man kleine Zettelchen ziemlich sicher vor unberufenen Augen verbergen konnte. Ich benützte die Gelegen-

heit, um auf diesem Wege die Nachricht über unsere glückliche Ankunft in Mejicalzingo nach der Stadt gelangen zu lassen.

Der Korporal überbrachte uns inzwischen die Meldung, daß Riva Palacio den beiden Austriacos zwar gestatte, die Nacht über in seinem Hauptquartier zu verbleiben, daß er jedoch persönlich mit ihnen nicht in Verkehr treten könne, so lange er nicht vom Oberkommandanten hierüber Verhaltungsbefehle erhalten habe.

Wir nahmen also von unserem Boote Abschied und boten unserer Eskorte für ihre Mühe einen Taler als Geschenk an; aber die beiden Soldaten verweigerten die Annahme des Geldes. Ich war auf ein derartiges Benehmen seitens eines Chinaco nicht gefaßt gewesen und war um so mehr darüber erstaunt, als ich während der Belagerung mehrmals, selbst von Offizieren der Besatzung, förmlich angebettelt worden war.

Gleichzeitig mit uns hielt eine Schwadron gut uniformierter Lanzenreiter ihren Einzug in Mejicalzingo; vor mir standen die Reste des ehemaligen Garderegimentes de la Emperatriz, der auserlesensten Truppe der kaiserlichen Armee, welches früher der Verräter Lopez befehligt hatte und das nach dem Falle Queretaros ohne weiteres der republikanischen Armee einverleibt worden war. Jenes Regiment hatte sich im Dienste des Kaisers drei Jahre hindurch stets tapfer geschlagen; dies hinderte aber die Mannschaft nicht im geringsten, in corpore in den Dienst der Republik überzugehen. Der mexikanische Soldat hängt in der Regel treu an seinen unmittelbaren Vorgesetzten; die Sache, welche letztere vertreten, ist ihm zumeist vollkommen gleichgültig und er zögert daher niemals, seine politischen Anschauungen — vorausgesetzt, daß er überhaupt solche hat — nach dem Beispiele seiner Vorgesetzten zu ändern.

General Riva Palacio gestattete uns in seinem Hauptquartier vollkommen freie Bewegung; während er selbst sorgfältig jede Gelegenheit einer Begegnung mit meinem Chef vermied, fanden wir bei den Offizieren seiner Division das freundlichste Entgegenkommen. Ein Kapitän führte uns,

sobald er vernommen hatte, daß wir empfindlich an Hunger litten, in die einzige höchst primitive Kneipe des Ortes, wo einige seiner Kammeraden, auf der bloßen Erde lagernd, ihr frugales Mahl verzehrten. Nach der magern Kost, auf die ich in den letzten Wochen in Mexiko beschränkt gewesen war, bedauerte ich lebhaft, daß die erste Mahlzeit im Lande des Überflusses nur aus den nationalen „frijoles" (braune Bohnen) und der gleichfalls nationalen „tortilla" (eine Art Fladen aus Maismehl) bestand. Mein im allgemeinen nur zu leicht aufbrausender Chef hatte nicht übel Lust, seinen Gefühlen über die kulinarischen Leistungen jener Kneipe in den schärfsten Worten Ausdruck zu verleihen; mit Bestürzung über die möglichen Folgen seiner Offenherzigkeit erfüllt, beschwor ich ihn, doch nicht zu vergessen, in welcher Stellung wir uns nun befänden. Verdrossenen Mutes würgte Baron Lago stumm seine Schüssel frijoles hinunter, während nebenan eine Musikbande die „Chinaca" aufspielte, ein auf die Kaiserin Carlota verfaßtes Spottlied, welches zur Nationalhymne der Juaristen geworden war. Auf erbeuteten kaiserlichen Kanonen aus Queretaro sitzend, rauchten die Offiziere behaglich zahllose Cigaretten.

Die Division, in deren Mitte wir uns an jenem Abend befanden, galt als eine der tüchtigsten in der ganzen republikanischen Armee; General Riva Palacio stand allgemein in dem Rufe eines Mannes von durchaus ehrenwertem Charakter, der stets nur mit ehrlichen Waffen gegen das Kaiserreich gekämpft hatte und der auch keine Mühe scheute, um seinen Truppen den Dienst nach Möglichkeit zu erleichtern. Die Sorgfalt des Oberkommandanten für seine Mannschaft war auch sofort in der äußeren Erscheinung derselben zu erkennen. Diese war durchgehends gut gekleidet. Seltsamerweise bemühten sich die Offiziere, welche fast ohne Ausnahme neue Uniformen anhatten und welche gegen die Franzosen leidenschaftlich loszogen, letzteren in ihrer Adjustierung sowie auch in ihrem Auftreten so viel als möglich zu gleichen. Einzelne unter ihnen hatten in der Nachahmung ihrer Ideale so viel Glück gehabt, daß man sie in der Tat für flotte französische Zuavenoffiziere hätte halten können,

wenn nicht die ungewöhnlich schlanke Taille den Mexikaner verraten hätte.

Sehr erfreulich für uns war es, in unserer Umgebung allgemein zu vernehmen, daß man gegen die Person des gefangenen Kaisers keinen Haß fühlte, sondern vielmehr seiner edlen Gesinnung die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließ und deshalb auch nicht seinen Tod verlangte. Wir sollten bald erfahren, daß die Offiziere in der Armee Escobedos sich nicht der gleichen ehrenwerten Gesinnungen beflissen.

Inzwischen war es Nacht geworden und wir wußten tatsächlich noch nicht, wo wir unser Haupt hinlegen sollten. Im Freien zu schlafen war bei unserer luftigen Kleidung der Kälte wegen nicht gut möglich. Derselbe Kapitän, der früher für unsere Mägen gesorgt hatte, erbarmte sich abermals der Obdachlosen und lud uns ein, in der Pfarrkirche das Nachtquartier mit ihm zu teilen; er entschuldigte sich noch, daß er uns dort kein Bett anbieten könne, aber immerhin befänden wir uns dort in einem geschlossenen Raume.

Die „besten Plätze“ im Gotteshause waren bei unserer Ankunft bereits besetzt: auf allen Altären lagen Offiziere herum, welche die heilige Stätte durch manchen gotteslästerlichen Scherz zum großen Gelächter ihrer Zuhörer entweihten. Unser Kapitän legte sich in seinen baumwollenen Serape gewickelt ohne weiteres auf den Boden und schlief bald den süßen Schlummer des Gerechten. Nicht so gut erging es Baron Lago und mir, da unsere verwöhnten Knochen gegen das harte Steinpflaster der Kirche lebhaft protestierten; als Kopfkissen diente uns beiden unser kleiner Handkoffer, der aber nicht minder hart war als die Steine des Fußbodens. In der Kirche herrschte die vollständigste Finsternis — nur die Cigaretten der rauchenden Offiziere leuchteten in der Dunkelheit wie Sterne am Himmel.

Trotz des besten Willens brachte ich es nicht zum Einschlafen; der harte Boden, die Kälte und ein heißhungriges Heer von Insekten aller Art teilten sich in die Aufgabe, meine Nachtruhe zu zerstören. Zu allem Überflusse wurde gegen Mitternacht Alarm geblasen, die Offiziere eilten über Hals und Kopf zu ihrer Mannschaft, Kanonen setzten sich

rasselnd in Bewegung. Reiterabteilungen sprengten im Galopp an der Kirche vorbei, in ganz Mejicalzingo herrschte die größte Aufregung. Ich erfuhr auf meine Fragen, daß man aus Mexiko Nachricht von einem beabsichtigten Durchbruche der Garnison erhalten und sich zum Kampfe gegen letztere bereit gemacht habe. Nach Verlauf einer Stunde kehrten die Truppen wieder in ihre Quartiere zurück, da es sich herausgestellt hatte, daß es sich nur um einen blinden Lärm gehandelt habe. Mir war der Gedanke eben nicht besonders erfreulich gewesen, daß Marquez möglicherweise siegreich vordringen könne und wir dann zum zweiten Male in die Abhängigkeit dieses Mannes geraten würden.

Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns in aller Frühe von unserem freundlichen Kapitän und fuhren nach dem nahegelegenen Orte Tacubaya, wo Porfirio Diaz sein Hauptquartier hatte. Der sonst so stille Flecken mußte jetzt gegen 20.000 Flüchtige aus Mexiko und zudem noch 6000 bis 7000 Soldaten beherbergen. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich die Zahl der Auswanderer aus der Hauptstadt, da der Auszug aus Mexiko von den Dissidenten seit dem vorigen Tage ohne Einschränkung freigegeben worden war. Die Häuser des kleinen Städtchens vermochten nicht den zehnten Teil der Menschenmasse aufzunehmen, die sich dort einfand. Alle Straßen und Gärten waren mit notdürftig rasch aufgebauten Hütten bedeckt, in denen selbst Familien aus den besseren Ständen gegen das Unwetter der tropischen Regenzeit unzureichenden Schutz suchten. Es war schon vorgekommen, daß zarte Damen nirgends ein Obdach zu finden vermochten und die Nacht auf einer Bank in der Alameda (dem öffentlichen Garten) unter freiem Himmel zubringen mußten. An Lebensmitteln war allerdings kein Mangel; denn alle Vorräte, welche sonst nach Mexiko gesendet wurden, lagen hier zum Verkaufe aufgehäuft zu solch billigen Preisen, daß selbst der Ärmste ohne Schwierigkeit ausreichende Nahrung fand.

Während Baron Lago durch den Handelsmann Hube aus Hamburg, einen intimen Freunde des Präsidenten Juarez, dem Oberkommandanten vorgestellt wurde, betrachtete ich

mir das Treiben auf den mit Menschen vollgepfropften Straßen Tacubayas. Wäre es möglich gewesen, die traurige Mission, die wir vor uns hatten, auch nur einen Augenblick zu vergessen, hätte ich mich glücklich schätzen müssen, daß mir die Gelegenheit geboten worden war, ein Schauspiel zu erblicken, wie es wechselvoller und malerischer wohl selten zu sehen sein mag.

Das pittoreske Element bildete damals einen charakteristischen Zug des fast durchgehends in seiner anziehenden Nationaltracht gekleideten mexikanischen Volkes; in dieser Beziehung war ich allerdings nach fast dreijährigem Aufenthalte im Lande schon so verwöhnt worden, daß ich gleichgültig vorüberging, wo ein neu angekommener Europäer vor Erstaunen und Bewunderung sich gar nicht zu fassen vermocht hätte. Aber die kaleidoskopartig wechselnden Bilder, die mir da in Tacubaya vorgeführt wurden, machten auf mich einen mir unvergeßlich gebliebenen Eindruck. Mein Auge verirrte sich förmlich in der Masse des Sehenswerten; von allen Seiten fesselten die interessantesten Gruppen meine Aufmerksamkeit. In dem Gewühle spielte selbstverständlich das militärische Element die hervorragendste Rolle: die Verschiedenheit der Adjustierungen stellte durch ihre drastischen Effekte selbst jene denkwürdige Revue in der Citadelle der Hauptstadt weit in den Hintergrund zurück. Sämtliche Monturen der republikanischen und auch der kaiserlichen Armee waren hier bunt zusammengewürfelt; ein Infanterist hatte seine Beine in der engen Hose eines österreichischen Husaren stecken, er hatte aber noch nicht Gelegenheit gehabt, das zerrissene Hemd, die einzige Umhüllung seines Oberkörpers, durch ein besseres Kleidungsstück zu ersetzen; hier stand ein Guerrillero in prächtigem, von allerlei Silberornamenten strotzenden Nationalkostüm; nebenan trieb sich ein Bursche herum, der nicht mehr viel Kleidung abzulegen brauchte, um die Rolle eines Adam im Paradiese spielen zu können; einzelne Reiter stolzierten in scharlachroten Blusen herum, während neben ihnen gänzlich abgerissene Kavalleristen sich präsentierten, welche, was die Jämmerlichkeit ihres Anzuges betraf, vortrefflich in das von

mir an anderem Orte geschilderte Quirogasche Reiterregiment gepaßt hätten. Es wäre wohl kaum möglich gewesen, auch nur ein Dutzend Soldaten zusammenzubringen, welche wenigstens annähernd gleich gekleidet gewesen waren. Mühsam arbeiteten sich durch das Gedränge zahlreiche berittene Ordonnanzen hindurch, welche ein ganzes Arsenal von Waffen auf sich trugen. Rücksichtslos sprengt ein Trupp Reiter in reichem Nationalkostüm einher: man sagt mir, es sei ein sicherer Plata mit seinem Gefolge, ein Mann, der noch vor Jahresfrist als Straßenräuber die Diligencen ausplünderte und der nun als wohlbestallter Oberst von einem Stabe von Adjutanten u. s. w. umringt war.

Soeben treffen wieder aus Queretaro abgesendete Verstärkungen in Tacubaya ein: zwei Batterien recht altmodischer Belagerungsgeschütze werden von gänzlich ausgehungerten Maultieren mühselig weitergeschleppt; die Bedienungsmannschaft erinnert mich lebhaft an die Gestalten jener zerlumpten Bettler, wie sie in Italien vor den Kirchentüren zu finden sind. Aber ist es möglich! Mitten unter diesen Jammergestalten erblicke ich meinen mexikanischen Freund Pancho R.! Wie kam der in diese unsaubere Gesellschaft? Ich vernehme aus seinem Munde, daß er sich freiwillig zum Eintritte in die republikanische Armee entschlossen hatte (von konservativer Seite ist mir nicht ein e i n z i g e r analoger Fall bekannt geworden), und zwar selbstverständlich gleich mit dem Grade eines Stabsoffiziers; denn nur von dieser Stufe an wurde der Kriegsdienst in Mexiko als eines Mannes von Stand würdig angesehen — ein gewöhnlicher Kapitän stand fast auf derselben geselligen Stufe wie der gemeine Soldat. Ich erblickte aus meiner früheren Bekanntschaft auch noch einen zweiten derartigen i m p r o v i s i e r t e n Oberst. Ein Mexikaner belehrte mich an Ort und Stelle darüber, daß jene Amateurstabsoffiziere in der Regel vor dem Feinde gänzlich unbrauchbar seien und daß auch ihre Tapferkeit zumeist einiges zu wünschen übrig lasse.

Mitten zwischen dieser kunterbunt zusammengemischten Soldateska bewegten sich Tausende von friedlichen Indianern, Flüchtigen aus Mexiko, welche, jedes Verdienstes beraubt, dem

größten Elende preisgegeben wären, wenn sie nicht in einem Lande lebten, wo der Mensch fast keine Bedürfnisse kennt.

Baron Lago entriß mich meinen überaus interessanten ethnographischen Betrachtungen mit der Mitteilung, daß er von Porfirio Diaz sehr freundlich aufgenommen worden sei und daß der General, der unsere Ankunft schon seit zwei Tagen erwartet hatte, es gar nicht erklären konnte, warum mein Chef nicht schon zugleich mit Baron Magnus aus Mexiko herausgekommen war.

Unsere Abreise nach Queretaro wurde auf den nächstfolgenden Tag festgesetzt und, da die gewönliche Poststraße dahin durch Verschanzungen versperrt war, mußten wir den Umweg über Toluca einschlagen, was unser Eintreffen in Queretaro um einen ganzen Tag verzögerte. Baron Magnus hatte mit den Verteidigern Tacubaya am Vorabende verlassen.

Porfirio Diaz hatte von meinem Chef verlangt, daß er die fremden Truppen in Mexiko zur unverweilten Niederlegung der Waffen veranlasse; Baron Lago erklärte sich auch sofort dazu bereit, im Namen der österreichischen Gesandtschaft an Oberst Graf Khevenhiller eine formelle Aufforderung zur Einstellung der Feindseligkeiten ergehen zu lassen. Ein Indianer schlich sich mit dem betreffenden, in der breiten Krempe seines Sombrero eingenähten Briefe meines Chefs in die Stadt; das Unglück wollte aber, daß der Bote die Adresse falsch verstanden hatte und den Brief nicht dem Graf Khevenhiller, sondern einem friedlichen Mexikaner zustellte, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als das kompromittierende Schreiben schleunigst zu vernichten. Dieses unliebsame Mißverständnis hatte zur Folge, daß den fremden Truppen keine offizielle Mitteilung über die Gefangenschaft des Kaisers zuging und letztere daher den Kampf pflichtgetreu noch weiter fortsetzten.

Den übrigen Teil des Tages brachten Baron Lago und ich damit zu, eine Unterkunft für die Nacht zu suchen. Dies war keine leichte Aufgabe, denn alle Häuser waren mit Menschen bis an die Grenzen der Möglichkeit vollgepfropft: eine Mexikanerin, die in zwei Zimmern bereits 17 Personen

untergebracht hatte, ließ sich nach langem Bitten dazu herbei, uns zu erlauben, daß wir die Nacht in ihrer Küche auf dem Fußboden liegend zubringen durften.

Schon machte ich mich auf eine Wiederholung der letzten bösen Nacht in Mejicalzingo gefaßt, als der Gärtner eines uns bekannten Mexikaners uns ein Bett in seinem Stübchen anbot. Es war hohe Zeit, daß wir ein Obdach fanden; denn bald stürzte ein entsetzlicher Wolkenbruch vom Himmel herab und überschwemmte ganz Tacubaya. Rätselhaft blieb es mir, daß so viele Kinder und Frauen bei solch einem Platzregen auch nur eine einzige Nacht unter freiem Himmel überleben konnten.

Am nächsten Morgen traten wir über Toluca in der Postdiligence die 2½tägige Reise nach Queretaro an.

Unmittelbar hinter Tacubaya erhebt sich die Straße nach Toluca über kahle Berge (erloschene Vulkane), von denen aus man das ganze valle de Mejico übersehen konnte. Zu unseren Füßen lag im Hintergrunde das stolze Tenochtitlan (der altaztekische Name für Mexiko) ausgebreitet; dumpf tönte aus der Ferne der Donner der Geschütze zu uns herauf; lange nachdem wir den Rauch in die Luft sich erheben gesehen hatten, erreichte uns erst der Schall des Schusses. Marquez fand also anscheinend noch immer Menschen, welche für ihn zu kämpfen bereit waren — was man uns am Vorabend in Tacubaya angekündigt hatte, daß die Stadt zum Kapitulieren bereit sei, war also nur eine Wiederholung schon früher mehrmals angekündigter Lügen gewesen.

Die Gegend zwischen Toluca und Mexiko war in der letzten Zeit ein besonders beliebter Schlupfwinkel der Straßenräuber geworden,[1] die in den ausgedehnten Wäldern der

[1] Die Reisenden aus Toluca pflegten in Mexiko vor Beginn der Belagerung unmittelbar unter meinen Fenstern im Hofe des Hotels Iturbide die Diligence zu verlassen. Höchst selten kam es vor, daß die Ankommenden die Frage, ob sie unterwegs ausgeplündert worden seien, verneinen konnten. Ich erinnere mich, einmal Augenzeuge gewesen zu sein, wie eine Dame in etwas mangelhafter Toilette aus dem Wagen stieg und in die Arme ihres sie erwartenden Bräutigams flog; die ungalanten Räuber hatten sich, da die Dame kein Geld bei sich trug, in Ermangelung eines Besseren, ihres Reiseanzuges bemächtigt.

dortigen Gebirgskette vor jeder Verfolgung gesichert waren. Gerade in jenen Tagen sollte, wie man mir in Tacubaya versichert hatte, der Weg ziemlich frei von Räubern sein, weil sich die Compadres derzeit als Verteidiger der Republik bei der Armee befanden. Mit dieser angeblichen Sicherheit der Straße mußte es doch nicht ganz geheuer gewesen sein; denn auf dem jenseitigen Abhange des nach Toluca führenden gegen 3700 Meter hohen Passes stieg eine Eskorte von 6 Mann auf das Dach unseres Wagens. Die Leute hatten ein derartig ausgesprochen verdächtiges Aussehen, daß die Frage gestattet war, ob wir jetzt nicht etwa aus dem Regen in die Traufe geraten wären. Die Fälle sind nämlich in der mexikanischen Räuberchronik nicht selten gewesen, daß die Eskorte den ladrones in der Ausplünderung der Reisenden zuvorkam. Wie konnte man nur daran denken, solches Gesindel zur Erhaltung der Sicherheit einer Landstraße zu verwenden!

Die sechs Kerle fluchten ärger als ein spanischer Contrabandista — was gewiß viel sagen will — und wenn nur die Hälfte von dem wahr war, was sie sich über ihre Taten erzählten, so verdienten sie alle sechs zusammen reichlich den Galgen. Ein Bursche von etwa 15 Jahren machte mir persönlich das Leben damit sauer, daß er unausgesetzt mit seiner geladenen Flinte in der tölpischsten Weise um meinen Kopf herummanövrierte. Als uns die Eskorte bei der Station Lerma wieder verließ, fühlte ich mich über die voraussichtliche Dauer meines Lebens wesentlich beruhigt.

In Lerma bekamen wir als Passagier in die Diligence einen richtigen Chinaco mit der obligaten scharlachroten Bluse; der Mann pfiff während unserer Fahrt unaufhörlich jenes mir in Mejicalzingo bekannt gewordene Spottlied auf die Kaiserin Carlota, ohne zu ahnen, welchen schmerzlichen Eindruck die Töne dieses Liedes auf mich machen mußten.

Es versteht sich von selbst, daß die Straße — wie alle mexikanischen Chausséen — sich in einem greulichen Zustande befand und wir den ganzen Tag hindurch auf jämmerliche Weise zusammengeschüttelt wurden. Ein Passagier wurde drinnen im Wagen regelrecht seekrank; da ich, wie

auf allen meinen Reisen in Mexiko, auf dem Kutschbock saß, wurde mir wenigstens der Anblick jenes unästhetischen Schauspieles erspart.

Die Gegend bei Toluca bot in landschaftlicher Hinsicht wenig Anziehendes, abgesehen davon, daß ich mich nicht in der geeigneten Stimmung befand, um mich an dem Anblicke schöner Wälder und malerischer Täler zu erfreuen. Ich machte auf dieser Fahrt neuerdings die Wahrnehmung, daß die indianischen Dörfer der tierra fria so ungemütlich und ärmlich wie möglich aussehen, während mir bei Betrachtung der kleinsten Bambushütte in der tierra caliente niemals der Eindruck von Armut und Elend vorgeschwebt hat.

In Toluca, wo wir des Nachmittags ankamen, traf ich in der dortigen casa de Diligencias zum ersten Male, seit ich Europa verlassen hatte, ein Hotel von tadelloser Reinlichkeit. Nach zwei schlaflosen Nächten ruhte ich wie ein König in meinem sauberen Bette. Leider konnte ich mich nicht lange der Ruhe hingeben: für den nächsten Tag stand uns eine lange Etappe bevor; die Diligence trat daher die Fahrt schon um 2 Uhr Nachts an, um spät des Abends die Nachtstation Maravatio zu erreichen. Außer Baron Lago und mir bestand unsere Reisegesellschaft ab Toluca aus dem Administrador der dortigen Post und einer tief verschleierten, angeblich kränklichen Dame, welche unter die Obhut des Administradors gestellt worden war. Kaum hatte letztere erfahren, wer noch mit ihr in der Diligence säße, als sie sofort ihren Schleier zurückwarf und sich uns als die Gattin des mit dem Kaiser in Gefangenschaft befindlichen Ministers Aguirre zu erkennen gab. Die unglückliche Frau befand sich in der peinlichsten Ungewißheit über das Los ihres Mannes, den sie eben in Queretaro aufzusuchen im Begriffe stand. Daß der Minister zur Strafe für seine dem Kaiser bewiesene Treue erschossen werden würde, war mehr als wahrscheinlich. Doña Aguirre hatte auch keine Hoffnung, daß ihr Gatte der Todesstrafe entgehen würde.

Als der Tag zu grauen anfing, bemerkte uns der Administrator, daß nun die richtige Zeit für die ladrones käme,

welche in letzterer Zeit in der Umgegend Tolucas wieder recht fleißig ihr Geschäft betrieben. Wenn wir heute nicht ausgeplündert würden, so hätten wir dies hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß die Diligence früher als gewöhnlich abgegangen war und die Compadres daher in ihrer Zeitberechnung irregeleitet werden würden. Die Sonne stieg auf und kein ladron hatte sich blicken lassen — die Gefahr war vorbei und der Administrador behauptete, daß von da bis Queretaro die Straße von ladrones vollkommen frei sei und wir daher keinen Überfall zu befürchten hätten.

Eine Reise durch das mexikanische Hochland bietet selbst unter erfreulicheren Verhältnissen, als die unserigen es waren, des Angenehmen sehr wenig, namentlich wenn man den Weg nicht auf einem flinken Rosse, sondern in der schwerfälligen Diligence zurücklegt und in einem solchen Marterkasten den ganzen Tag lang auf seinem Sitze wie ein Gummiball hin- und hergeschleudert wird. Die Gegend ist zumeist von trostloser Einförmigkeit und, wenn man sich einmal an den fremdartigen Charakter der subtropischen Vegetation gewöhnt hat, empfindet man während der Fahrt über die unübersehbare Hochebene nur das Gefühl grenzenloser Langeweile und großer Ermüdung. Da die Regenzeit auf der Westseite des Gebirges noch nicht begonnen hatte, wirbelte unser Wagen derartige Staubwolken auf, daß man förmlich zu ersticken Gefahr lief. [1]

Wir befanden uns nun im Staate Michoacan, einer Provinz, welche allseitig die Spuren des letzten verheerenden Krieges zur Schau trug; der Kampf hatte in jener Gegend vier Jahre hindurch ohne Unterbrechung gewütet. Die Franzosen waren trotz aller Anstrengungen ihrer Generale nicht imstande gewesen, die Dissidenten unter Riva Palacio, Regules, Arteaga u. a. aus jenem Staate zu vertreiben, weil letztere in den zahlreichen Haciendas dieser Provinz und zudem auch in den Sympathien der durchgehends republikanisch gesinnten Bevölkerung über uner-

---

[1] Die Postverwaltung verlor alljährlich durch den Straßenstaub eine erkleckliche Anzahl Pferde.

schöpfliche Hilfsmittel zur Fortsetzung des Kampfes verfügen konnten.

Die ungewohnten Anstrengungen der Fahrt nach monatelanger absoluter physischer Untätigkeit überwältigten meinen zudem durch die Strahlen der tropischen Junisonne angegriffenen Körper und ich wurde an unserem zweiten Reisetage von einem Fieberanfalle heimgesucht, infolge dessen ich recht elend in unserer Nachtstation Maravatio eintraf. Ohne einen Bissen verzehren zu können, warf ich mich mit der betrübenden Aussicht auf das Bett, daß ich höchstwahrscheinlich würde den nächsten Morgen allein in Maravatio zurückbleiben müssen.

Meine gute Natur wurde aber während der Nacht meines Fieberanfalles Meister und um 3 Uhr nachts saß ich wieder auf dem Kutschbocke der Diligence, um die dritte und letzte Etappe nach Queretaro zurückzulegen.

Die Frage, ob wir noch an demselben Tage an unser Ziel gelangen würden, hing davon ab, ob wir zeitlich genug in Celaya eintrafen, um die daselbst des Nachmittags aus Guanajuato einlangende Diligence zur Weiterfahrt benützen zu können, da unsere jetzige Diligence den Postdienst nur bis nach Celaya versah. Zu unserem Unglücke bekamen wir an verschiedenen Zwischenstationen so elende und abgehetzte Pferde, daß wir die Etappe bis Celaya mit ungewöhnlicher Langsamkeit zurücklegen mußten. Baron Lago war über die unerwartete Verlängerung unserer Fahrt so aufgebracht, daß sich Doña Aguirre über seine leidenschaftliche Ausdrucksweise nicht wenig entsetzte — derartige Zwischenfälle kommen ja bei den apathischen Kreolen gar nicht weiter in Betracht! — aber unsere Pferde waren eben nicht rascher weiter zu bringen.

In Ixtapalapam, unserer Frühstückstation, stand ein gedeckter Tisch unter der Eingangshalle des Posthauses aufgestellt; ein gewaltiges Feuer brannte in der Küche; ich erwartete mit lebhafter Befriedigung, nach dem erzwungenen Fasten des vorigen Abends nun eine recht ausgiebige Mahlzeit vorgesetzt zu bekommen. Aber ach, das Frühstück war von spartanischer Einfachheit: frijoles und etwas Reis mit

der unvermeidlichen, für den Europäer nur schwer genießbaren tortilla bildeten das Um und Auf der Mahlzeit; Gabel und Löffel (letztere ersetzten die zusammengerollten tortillas) schienen in Ixtapalapam als überflüssige Luxusartikel angesehen zu werden.

In Acambaro, einem an der Grenze des Hochlandes gelegenen Städtchen, tauschten wir unsere schwerfällige Diligence mit einem leichter gebauten Wagen um; nun hatte mein Chef keinen Grund, sich über die Langsamkeit unserer Fahrt aufzuhalten: wir flogen mit wahrhaft erschreckender Schnelligkeit über die Straße dahin. Unsere acht feurigen Maultiere rannten mit dem leichten Fahrzeuge wie rasend über Stock und Stein. Das konnten nur mexikanische Kutscher, unerreichte Künstler in ihrem Fache, zustande bringen, in einem derartigen Tempo und auf einer derartigen Straße mit heiler Haut weiterzukommen. Aber unsere halsbrecherische Eile half uns doch nichts; denn als wir glücklich in Celaya angelangt waren, hatte die Diligence aus Guanajuato, welche uns nach Queretaro bringen sollte, den Ort eben erst vor wenigen Minuten verlassen. Die Enttäuschung für uns war bitter genug. Aber Doña Aguirre verzichtete nicht auf die Hoffnung, doch noch an demselben Tage nach Queretaro gelangen zu können. Durch die Vermittelung eines ergebenen Freundes, den sie zufällig in Celaya besaß, gelang es uns, ein kleines, eigentlich nur für zwei Personen berechnetes Wägelchen aufzutreiben, welches uns zu Vieren — wenn auch mit Zurücklassung unseres Gepäckes — nach 18stündiger Fahrt gegen 10 Uhr nachts an das Ziel unserer Reise brachte. Wir hatten in Einem Tage 45 leguas zurückgelegt, für mexikanische Diligencen eine ganz gewaltige Leistung. Von Celaya ab fuhren wir die meiste Zeit über in gestrecktem Galopp.

Als wir uns Queretaro näherten, vergaß Doña Aguirre in der Aufregung des Momentes völlig alle überstandenen Leiden jener so strapaziösen Fahrt und voll Freude, ihrem Gatten wieder nahe zu sein, scherzte sie in heiterster Laune über alles Ungemach der Reise; die Ärmste schien völlig die Sinne verloren zu haben und sie lachte laut auf über

jedes beliebige nichtssagende Wort, das man zu ihr sprach. Als wir endlich Queretaro erreicht hatten, kannte ihr Jubel keine Grenzen. Das laute (nervöse) Lachen Doña Aguirres in unserem Wagen bildete einen überaus peinlichen Kontrast zu der tiefen, melancholischen Stille, welche in der Stadt herrschte. Kein Queretaner war auf der Straße zu erblicken, nirgends sah man ein beleuchtetes Fenster; die Häuser schienen insgesamt von ihren Bewohnern verlassen worden zu sein. Die serenos (Nachtwächter) wandelten mit ihren Laternen wie die Geister der während der Belagerung Gefallenen in den dunklen öden Gassen lautlos umher. Hie und da gähnte in einer Mauer ein finsteres weites Loch — das hatte eine juaristische Kanonenkugel während der Belagerung durchgerissen.

IV. Kapitel.

Ankunft des österreichischen Geschäftsträgers in Queretaro, Kaiser Maximilian in der Gefangenschaft, Verhandlungen vor dem Kriegsgerichte.

Unsere Ankunft erregte in der Queretaner casa de diligencias große Überraschung, da man es dort nicht gewohnt war, noch zu so später Stunde Reisende ankommen zu sehen.

Anfänglich wollte man uns im Hause gar nicht aufnehmen, weil dasselbe mit Gästen derart überfüllt war, daß selbst die einzelnen Absätze der Haupttreppe als Schlafstätte in Verwendung gebracht worden waren. Nachdem wir uns vergeblich an anderen Orten um eine Unterkunft für die Nacht umgesehen hatten (alle Räume waren von den Offizieren Escobedos mit Beschlag belegt worden), kehrten wir wieder zur casa de diligencias zurück, um möglicherweise im Pferdestalle einen Platz zu bekommen. Mit größter Mühe gelang es uns, wenigstens für Doña Aguirre auf einer Binsenmatte in der Küche eine Schlafstätte aufzutreiben, während mein Chef, der Administrator und ich uns damit abfanden, die Nacht sitzend in unserem aus Celaya mitgebrachten Kabriolett zuzubringen.

Als wir uns anschickten, uns zur Nachtruhe zurückzuziehen, machten wir die unerfreuliche Entdeckung, daß man inzwischen die Sitzpolster (vermutlich, damit sie nicht gestohlen würden) aus dem Wagen entfernt hatte; unser Bett gestaltete sich also noch mangelhafter, als wir es erwartet hatten.

Der Administrator und ich nahmen die beiden oberen Sitze des Gefährtes ein, mein Chef kauerte sich auf den

Boden des letzteren hin. Meine infolge der langen vorhergehenden Fahrt (und vielleicht auch des überstandenen Fiebers) etwas angeschwollenen Beine schmerzten mich so empfindlich, daß ich die sitzende Stellung auf die Länge nicht zu ertragen vermochte; da ich aber meine Füße wegen des am Boden befindlichen Baron Lago nicht ausstrecken konnte, blieb mir nichts anderes übrig, als sie zum Fenster des Wagens hinauszustrecken, was ich auch tat. Als Kuriosum führe ich an, daß keiner von uns dreien über die Unbequemlichkeit eines derartigen Nachtlagers irgend eine Bemerkung machte; was hätte auch eine solche genutzt, da wir ja unsere Lage doch nicht verbessern konnten.

In einem benachbarten Hause hatten während jener für uns in jeder Hinsicht so peinlichen Nacht juaristische Offiziere ein Tanzfest veranstaltet; da keine einzige anständige Queretanerin an diesem Feste teilnehmen wollte, hatten die Offiziere gewaltsam Tänzerinnen aus den untersten Schichten der Bevölkerung requiriert. Der Tanz wurde bis zur Morgenstunde fortgesetzt. Wir ahnten nicht, daß die Klänge jener heiteren Musik, welche uns nicht schlafen ließen, auch die nächtliche Ruhe des erlauchten Gefangenen störten, der sich auf geringe Entfernung von uns im ehemaligen Kloster der Capuchinas in der Hand seiner erbittertsten Feinde befand, derselben Männer, welche er im verflossenen Jahre durch ein ihm von Marschall Bazaine abgerungenes Proskriptionsgesetz förmlich in die Acht erklärt hatte. Konnte der Monarch nun auf die Großmut eines Gegners zählen, der den schändlichsten Verrat nicht verschmäht hatte, um sich seiner zu bemächtigen?

Gegen Tagesanbruch schwieg endlich die Musik im Tanzsaale; an ihrer Stelle schmetterten die Trompeten der juaristischen Garnison einen betäubenden Reveil durch die Straßen Queretaros.

Wie gerädert stiegen wir aus unserem Wagen heraus und, ohne seine Toilette (nach dreitägiger Fahrt in einem Staubmeere!) auch nur im geringsten in Ordnung bringen zu können, begab sich Baron Lago mit mir zu General Escobedo, um die Erlaubnis zu erhalten, dem gefangenen

Kaiser die Dienste der österreichischen Gesandtschaft zur Verfügung zu stellen. Wir beide hatten unter den letzten sechs Nächten fünf davon in unseren Reisekleidern zugebracht und unser äußeres Aussehen war auch dem entsprechend beschaffen.

Der ehemalige Maultiertreiber, derzeitige Oberkommandant General Escobedo, hatte mit ostentativer Anspruchslosigkeit sein Hauptquartier in einem unansehnlichen Häuschen aufgeschlagen; einige zerlumpte, halbnackte Ordonnanzen lagen unter dem Eingange dieses Hauses auf der bloßen Erde herum. Baron Lago, der sich vorgenommen hatte, unsere Feinde durch die Liebenswürdigkeit seines Auftretens möglichst zu seinen Gunsten zu stimmen, ließ sich dazu herbei, jene abgerissenen Strolche freundlichst zu grüßen und sie zu fragen, ob der Oberkommandant schon sichtbar sei. Als Antwort auf seine Frage wurde ihm die Antwort erteilt: „Quien sabe?“ (wer kann es wissen — ein in Mexiko ungemein beliebter und charakteristischer Ausdruck zur Bezeichnung der nationalen Indolenz).

Wir schritten hierauf, von den höhnischen Bemerkungen jener Ordonnanzen begleitet, in das Innere des Hauses, wo ein ganzer Schwarm von Offizieren in allen erdenklichen Uniformen versammelt war. Einige unter ihnen präsentierten sich in Haltung und Kleidung in der vorteilhaftesten Weise, die große Mehrzahl derselben verriet aber durch ihr vernachlässigtes Äußere und ihr unmanierliches Benehmen, daß sie den untersten Klassen der Bevölkerung entnommen worden waren.

Baron Lago verneigte sich höflich vor den anwesenden Offizieren. Ich hatte während meines Aufenthaltes in jenem Lande den Eindruck gewonnen, daß der Mexikaner sehr viel auf den Anstand der äußeren Formen hält und es auch gewohnt ist, Personen, welche eine höhere Stellung einnehmen, stets mit ceremoniöser Würde auftreten zu sehen.[1] In dieser Hinsicht konnte man niemals zu viel des Guten tun. Durch

[1] So wurde auch dem Kaiser sein herablassendes Benehmen gegen seine Untertanen, namentlich jene indianischen Ursprunges vielfach zum Vorwurfe gemacht.

sein mehr als anspruchsloses Auftreten hatte Baron Lago auf jene verwilderten, von dem Dünkel über ihre vermeintliche Größe gänzlich verblendeten Elemente sicherlich keinen günstigen Eindruck hervorbringen können. Dies wurde uns auch sofort mit nicht mißzuverstehender Klarheit bekanntgegeben: mit stummer Entrüstung nahm ich wahr, wie jene Gruppe von Offizieren den „Austriacos“ und „chiambellanes“ (Kämmerern) gegenüber nur von dem Gefühle der tiefsten Verachtung beseelt waren und wie sie uns auch dementsprechend behandelten. Wie ganz anders hatten sich doch die Offiziere der Division Riva Palacios gegen uns benommen! Und tapferere Offiziere als jene waren, hat es wohl in der ganzen mexikanischen Armee nicht gegeben.

Baron Lago frug einen der Umstehenden, ob General Escobedo zugegen sei. Der Angesprochene begnügte sich damit, meinen Chef mit finsterer Miene starr anzusehen, ohne auch nur ein Wort auf seine Frage zu erwidern. Baron Lago wußte sich in dieser peinlichen Situation schon nicht mehr zu helfen, als Escobedo endlich zufällig aus dem anstoßenden Gemach zum Vorschein kam. Er trug einen Civilanzug, war aber an seinen auffallend großen und vom Kopfe weit wegstehenden Ohren allsogleich zu erkennen. Wir hatten nun den Mann vor uns, in dessen Händen das Schicksal des Kaisers lag.

Baron Lago begrüßte den General auf das Respektvollste und stammelte mit vor innerer Erregung zitternder Stimme einige Worte, um seine Wünsche auszudrücken. Escobedo nickte stumm mit dem Kopfe und entließ hierauf meinen Chef mit einer trockenen Verbeugung, ohne ihn irgend einer Ansprache gewürdigt zu haben. Der Zweck unserer Vorstellung war aber doch erreicht, da er einem seiner Adjutanten den Befehl erteilte, den Geschäftsträger zum Fiskal Aspiroz (dem Staatsanwalte in dem gegen den Kaiser bereits eingeleiteten kriegsrechtlichen Verfahren) zu führen, damit dieser ihm dann die Bewilligung ausfertige, zum Kaiser zugelassen zu werden. Die Erlaubnis wurde vom Fiskal anstandslos erteilt und wir verfügten uns hierauf sofort nach dem Kloster Capuchinas.

Der Kaiser wurde in einer kleinen, im inneren Hofraume des Klosters gelegenen Zelle gefangen gehalten. Der leichteren Überwachung wegen hatte man Tür und Fenster dieses Gemaches, welches auf den offenen Klostergang mündete, ausgehoben, so daß der Gefangene ununterbrochen den neugierigen Blicken seiner Wächter preisgegeben war. Sämtliche Räumlichkeiten des ausgedehnten Gebäudes waren vollgepfropft mit Soldaten des Bataillons „Cazadores de Nuevo Leon“, von denen auch die breite Aufgangstreppe buchstäblich bedeckt war. Der nur aus Hemd und leinener Hose bestehende Anzug der Cazadores befand sich in einem ekelerregenden schmutzigen Zustande.

Kaiser Maximilian hatte von der aufdringlichen Neugierde dieser Soldaten viel zu leiden: frech und teilnahmslos stellten sie sich vor das offene Fenster seiner Zelle hin, um jede Bewegung des krank [1] auf seinem ärmlichen Lager hingestreckten Monarchen mit lauten Bemerkungen von ihrer Seite zu begleiten.

Während Baron Lago sich dem Gefangenen vorstellte, verblieb ich am Eingange des Klosters. Hier näherte sich mir alsbald ein sicherer Hauptmann Karl von Kreutz (Badenser von Geburt und Deserteur aus der deutschen Armee und dann auch aus der französischen Fremdenlegion), und frug mich, ob ich ein Österreicher sei. Da ich dies bejahte, stellte er sich mir als Hauptmann der Torwache des Gefängnisses vor (Ablösungen scheinen in der juaristischen Armee damals nicht üblich gewesen zu sein) und nachdem er mir als deutscher Landsmann treuherzig die Hand geschüttelt hatte, begann er mir weitläufig alle seine in Mexiko vollführten Heldentaten zu erzählen. Wenn es je den Typus eines Galgengesichtes gegeben hat, so besaß dieser deutsche Hauptmann ein solches im ausgeprägtesten

---

[1] Schon in Mejicalzingo hatte ich von einem juaristischen Offizier erfahren, daß der Kaiser während der Belagerung einen Soldaten der Garnison bemerkt hatte, der mit Ekel das ihm vorgesetzte Pferdefleisch von sich wies. Um gutes Beispiel zu geben, aß der Kaiser selbst einige Bissen aus der Schüssel des Soldaten und zog sich bei dieser Gelegenheit, da das Pferdefleisch bereits in Fäulnis übergegangen war, eine dysenterieartige Erkrankung zu.

Maße. Seine Physiognomie war mir so abstoßend widerlich, daß ich mir förmlich Gewalt antun mußte, um die Konversation mit ihm fortzusetzen. Je zurückhaltender ich mich aber benahm, desto enger schloß sich der Schurke an mich an. Es war offenkundig, daß er aus irgend einem mysteriösen Grunde mit mir durchaus einen Freundschaftsbund abschließen wollte.



Hauptmann von Kreutz.

Als mein Chef wieder am Ausgange des Klosters zum Vorschein kam und ich mich nun von Kreutz verabschieden wollte, lud er mich noch rasch ein, nächstens mit ihm einen Ritt ins Freie vorzunehmen, und er versprach auch, mir hiezu ein Pferd zu verschaffen, mit dem ich wohl zufrieden sein würde.

Kaum war ich mit Lago in unser Hotel zurückgekehrt, als Kreutz mich daselbst aufsuchte, um mir mitzuteilen, daß man mit dem Plane umgehe, dem Kaiser zur Flucht aus dem Gefängnisse zu verhelfen; man hätte schon alle nötigen Vorkehrungen hiezu getroffen und seien auch keine großen Schwierigkeiten zu überwinden. Ich war von der Überzeugung durchdrungen, daß ich es da mit einem abgefeimten Gauner zu tun hatte, der sicherlich sich niemals mit der Rettung des Kaisers befaßt hatte und dem man daher auch nicht das geringste Vertrauen schenken durfte. Mehr als bedenklich mußte es mir vorkommen, daß Kreutz, der doch im Kloster Capuchinas einen Vertrauensposten ersten Ranges bekleidete, nun im Hotel vor aller Welt Augen und an einem Orte, wo unser Gespräch sehr leicht belauscht werden konnte, mit mir den Geheimnisvollen zu spielen für gut fand.

Vorsichtigerweise antwortete ich nur mit nichtssagenden Bemerkungen auf die mir von Kreutz gemachte Mitteilung, da möglicherweise es sich hiebei nur darum handeln konnte, zu ermitteln, ob Baron Lago bereit sei, etwaige Fluchtprojekte zu unterstützen.

Über meine zögernde Haltung scheinbar entrüstet, rief Kreutz aus: „Wie? Sie können es zugeben, daß ein deutscher Prinz erschossen wird? Und er wird sicherlich sterben müssen, wenn wir ihn nicht retten! Und das ginge auch ganz leicht, wenn Sie nur das nötige Geld herbeischaffen wollen, damit wir noch einige Offiziere bestechen können. Ich habe schon die zur Flucht nötigen Pferde angekauft und habe ihnen eben vorgeschlagen, mit mir auszureiten, damit wir sehen, was die Tiere zu leisten imstande sind."

Als Baron Lago sich dann auch uns angeschlossen hatte, wiederholte ihm Kreutz, was er mir soeben gesagt hatte, und erklärte, den Kaiser ganz bestimmt retten zu können, wenn er über 10.000 Pesos (etwa 45.000 Francs) verfügen könne; wenn wir seinen Worten keinen Glauben schenkten, möchten wir nur den Kaiser selbst über ihn befragen, da er sich ja mit letzterem über das Fluchtprojekt bereits vollständig ins Einvernehmen gesetzt habe. Baron Lago zögerte keinen Augenblick, Kreutz zu versichern, daß er, wenn er dem Kaiser wohlgesinnt sei, auf reichliche Belohnung seiner Dienste rechnen könne; die Geldfrage komme hierbei nicht in Betracht, da uns genügende Geldmittel zur Verfügung ständen.

Scheinbar durch diese Erklärungen befriedigt, zog Kreutz wieder von dannen. Obwohl er sich auf das Zeugnis des Kaisers berufen hatte, konnte ich doch meines Mißtrauens gegen ihn nicht Herr werden. Wer bürgte uns dafür, daß er den Kaiser nicht ebenso gut wie uns betrog? Es schien mir geradezu unmöglich, anzunehmen, daß hinter jener Verbrecherphysiognomie ehrliche Gedanken stecken könnten. Ich hielt es auch für meine Pflicht, meinen Chef zu warnen, nur ja mit Anwendung der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Baron Lago, der nicht annehmen wollte, daß Kreutz ohne allen Grund mit uns so falsches Spiel treiben könne, ver-

sprach mir, daß er auf alle Fälle bei seinem preußischen Kollegen sich Rat holen wolle.

Baron Magnus, den wir seit jener Szene bei der garita von Mexiko nicht wieder gesehen hatten, empfing uns mit auffallender Kälte, und als Baron Lago die Hoffnung aussprach, daß sämtliche diplomatische Vertreter in Queretaro gemeinsam handeln würden, erwiderte er trocken: „Wieso gemeinsam? Was meinen Sie unter gemeinsam?“ Deutlicher konnte er uns wohl nicht zu verstehen geben, daß ihm ein Einvernehmen mit seinem österreichischen Kollegen keinesfalls erwünscht war. Als nun Baron Lago auf seine Unterredung mit Kreutz zu sprechen kam, beschwor ihn Baron Magnus, um des Himmels willen sich unter keiner Bedingung auf irgend ein Fluchtproject einzulassen. Man würde dadurch nur das Leben des Kaisers gefährden, da wir unmöglich irgend etwas unternehmen könnten, ohne daß Escobedo davon in Kenntnis gesetzt werde.

Baron Lago konnte die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht bestreiten; da er sich aber schon so weit mit Kreutz eingelassen hatte, besorgte er, durch Ablehnung seiner Anträge dessen Feindschaft zu provozieren, während er, falls Kreutz es ehrlich meinte, durch Verweigerung der begehrten Geldunterstützungen eine erdrückende Verantwortung übernahm. In dieser peinlichen Lage wendete sich mein Chef auch an die übrigen Kollegen um Rat; diese waren übereinstimmend der Ansicht, daß man sich auf keinen Fluchtversuch einlassen solle, da man auf anderem Wege sich dem Kaiser nützlicher erweisen könne.

Aus des Kaisers eigenem Munde erfuhr Baron Lago noch am selben Nachmittage die Bestätigung dessen, was Kreutz über den Fluchtplan gesagt hatte. Die Sache schien also jedenfalls auf die eingehendste Prüfung Anspruch machen zu dürfen. Bei diesem Anlasse sprach der Kaiser auch seine Unzufriedenheit über das Auftreten des preußischen Gesandten aus, der überall nur Schwierigkeiten vor sich erblicke, während die Fürstin Salm[1] eine unermüdliche Tätigkeit ent-

[1] Ihr Gemahl, Fürst Felix Salm, befand sich mit den übrigen kaiserlichen Offizieren als Kriegsgefangener in Queretaro.

falte, um seine Flucht zu ermöglichen. Wenn seine Freunde ihn nicht aus dem Gefängnisse befreiten, bemerkte der Kaiser, sei er rettungslos verloren, denn er wisse, daß er von Juarez keine Gnade zu erwarten habe.

Die jugendliche Fürstin Salm (eine Kanadienserin von Geburt) bewies in jenen düstern Tagen einen Mut und eine entschlossene Tatkraft, die über jedes Lob erhaben waren. Sie benützte die Freiheit ihrer Bewegungen, welche ihr von Escobedo wohl mit Rücksicht auf ihr Geschlecht in ausgedehntestem Maße gewährt worden war, um mit unermüdlichem Eifer für die Flucht des Kaisers und ihres gleichfalls in der Gefangenschaft befindlichen Gemahls zu wirken. Sehr zu beklagen war es hierbei, daß die Fürstin sich nicht dessen bewußt zu sein schien, daß nur durch Anwendung der größten Vorsicht die Geheimhaltung des Fluchtprojektes ermöglicht werden konnte. In dieser Hinsicht war ihr allzu ostentatives Auftreten, dessen Ziele in Queretaro das Tagesgespräch der juaristischen Offiziere bildete, ein verhängnisvoller Fehlgriff. Besonders bedenklich erschienen die freundlichen Beziehungen, welche die Fürstin zu Oberst Villanueva, einem Adjutanten Escobedos, unterhielt, von welchem man guten Grund hatte, anzunehmen, daß er die Rolle des Verräters spiele. Unter dem Vorgeben, der Fürstin als aufrichtiger Freund ergeben zu sein, begleitete sie Villanueva auf jedem ihrer Schritte, tatsächlich handelte es sich aber hierbei für ihn darum, von allem, was die Fürstin unternahm, unterrichtet zu werden. Die Offiziere, mit welchen mein Chef und ich zu verkehren Gelegenheit hatten, machten kein Hehl daraus, daß die Fürstin sich mit Fluchtprojekten befasse, und eines Tages wurde ich von einem aus ihnen höhnisch aufgefordert, doch eines der Pferde zu probieren, welche die Fürstin zur Flucht des Kaisers in Bereitschaft halte. Wenn nun unter solchen Verhältnissen Villanueva als treuer Schildknappe der Fürstin sich seinen Vorgesetzten gegenüber nicht im entferntesten kompromittierte, lag es wohl auf der Hand, daß Villanueva — ebenso wie Hauptmann Kreutz — aus guten Gründen gegen den Verdacht etwaiger Sympathien für den Kaiser vollkommen sichergestellt waren.

Vergeblich warnte mein Chef zu wiederholten Malen den Kaiser, daß die Fürstin Salm durch ihren unklugen Eifer allzusehr die Aufmerksamkeit des Gegners errege; der unglückliche Monarch erblickte in dieser Dame seine verläßlichste Stütze und schenkte ihr nach wie vor sein unbegrenztes Vertrauen, während er sich Baron Lago gegenüber über das Fluchtprojekt nicht eingehender aussprach. Wir wußten aus dem Munde des Kaisers nur so viel, daß ein Fluchtprojekt vorbereitet werde: die näheren Details hierüber erhielten wir — von juaristischer Seite!

Der Kaiser schien sich keinem Zweifel darüber hinzugeben, daß ihm die Flucht gelingen werde. Nach seiner Überzeugung hätte ein kurzer Ritt von wenigen Kilometern genügt, um die nahe gelegene Sierra Gorda zu erreichen, und einmal im Gebirge angelangt, stand der Weg offen bis zur Meeresküste, da die dortige indianische Bevölkerung ihrem Kaiser treu ergeben war. Schon gab sich der Kaiser in seinen Unterredungen mit Baron Lago den freudigsten Erwartungen für die Zukunft hin und er sprach auch von den Unterhandlungen, welche er von Vera Cruz aus zur Regelung seiner Abdankung mit Juarez führen werde. Als mein Chef gelegentlich bemerkte, daß der geschwächte Gesundheitszustand des erlauchten Gefangenen möglicherweise ihm nicht gestatten würde, die Anstrengungen eines besonders beschwerlichen Rittes zu ertragen, erwiderte der Kaiser: „Nun denn, es ist doch besser für mich, vor Ermattung auf meinem Pferde zugrunde zu gehen, als von den Liberalen erschossen zu werden.“

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Queretaro durften die fremden Vertreter selbst mehrmals des Tages den Kaiser im Gefängnisse besuchen; nur sollte auf Befehl Escobedos diesen Unterredungen stets ein Offizier beiwohnen und war auch der Gebrauch einer anderen als der spanischen Sprache strenge untersagt. Der Kaiser beachtete aber niemals diese Beschränkung und führte seine Gespräche mit Baron Lago ausnahmslos auf deutsch; das Stillschweigen des betreffenden Offiziers war mit einigen Goldmünzen erkauft worden.

Die stille Ergebung, mit welcher der unglückliche Gefangene sein herbes Schicksal trug, war, wie mir Baron Lago erzählte, wahrhaft ergreifend: keine Klage kam je über seine Lippen, kein Wort des Vorwurfs gegen die Haltung Frankreichs — obwohl es an Gründen zu niederschmetternden Anklagen wahrhaftig nicht gefehlt hätte —; selbst des schändlichen Verräters Lopez gedachte der Kaiser mit Gleichmut. Nur wenn von General Marquez die Rede war, geriet der Monarch in Erregung. Diesem Manne schrieb er nämlich hauptsächlich die Schuld an seinem Unglücke zu. „Wenn ich zwischen den beiden Verrätern zu wählen hätte," bemerkte der Kaiser eines Tages zu meinem Chef, „so würde ich lieber noch den Lopez laufen lassen."

Im Gefängnisse litt der erlauchte Dulder selbst an dem Nötigsten Mangel, da seine gesamten Effekten bei der nach der Einnahme Queretaros erfolgten Plünderung seines Hauptquartiers abhanden gekommen waren. Der Kaiser besaß nicht einmal ausreichende Leibwäsche: eine indianische Wäscherin schenkte daher dem Nachkommen Karls V. mitleidsvoll einige Hemden zu seinem persönlichen Gebrauche. Um etliche vom Arzte verschriebene Flaschen Rotwein zu bekommen, mußte der Gefangene sich eigens an den Banquier Rubio wenden, in dessen Haus er während der Belagerung eine Zeitlang gewohnt hatte. Besondere Vorsichtsmaßregeln mußten diesfalls hiebei zur Anwendung gebracht werden, weil es vorkam, daß Soldaten von der Wache den Wein austranken und dem Kaiser dann zu seiner Mahlzeit eine leere Flasche vorsetzten.

Die imperialistischen Generale Miramon und Mejia, welche gleichfalls in Capuchinas gefangen gehalten wurden, konnten den Tag über meist ungehindert mit dem Kaiser zusammenkommen. Es war allseitig anerkannt, daß unter jenen drei Kandidaten des Todes der Kaiser stets die ruhigste Stimmung zur Schau trug. Letzterer beklagte sich öfter über den gänzlichen Mangel an irgend einer Lektüre. Ich war hocherfreut, als es mir gelang, irgend ein veraltetes Geschichtswerk bei einem Kanonikus der Kathedrale aufzutreiben und nach Capuchinas zu bringen; Bücher

schienen damals in Queretaro zu den kostbaren Seltenheiten zu zählen.

Escobedo erstattete seinem Gefangenen mehrmals Besuche und soll sich hierbei stets respektvoll benommen haben. Die Mehrzahl der Offiziere, welche sich in Capuchina einfanden, befriedigten jedoch ihre Neugierde in nichts weniger als zartfühlender Weise und trugen kein Bedenken, ihre gemeine Denkungsweise durch rohes Auftreten dem Besiegten gegenüber drastisch zum Ausdrucke zu bringen. Der Kaiser verhehlte seiner Umgebung nicht, wie peinlich er durch solche unverschämte Besuche berührt werde.



General Escobedo.

Der Kaiser hatte sich vorübergehend der Hoffnung hingegeben, seine Krankheit als ein indirektes Mittel zur Wiedererlangung seiner Freiheit verwerten zu können, und zu dem Ende beauftragte er Baron Magnus, dahin zu wirken, daß man ihn unter der Motivierung eines gesünderen Klimas (in Queretaro grassierte eben eine epidemieartige Dysenterie) irgendwo in der Umgebung der Stadt einschließe, wo dann das Entkommen aus dem Gefängnisse voraussichtlich bedeutend erleichtert worden wäre. Escobedo schlug aber dieses Begehren des preußischen Gesandten rund ab.

Es war meinem Chef und mir gestattet worden, die kriegsgefangenen kaiserlichen Offiziere (unter denen sich mehrere Österreicher (Graf Pachta, Baron Fürstenwährter, Major Pittner u. a.) befanden, zu besuchen und ihnen Geldunterstützungen zuteil werden zu lassen. Die Ärmsten hatten

es in der Tat sehr nötig, daß man ihnen zu Hilfe kam; denn sie alle waren bei dem Falle der Stadt um all ihr Hab und Gut gekommen und die meisten unter ihnen besaßen jetzt nichts, als was sie gerade auf sich trugen. Wären nicht die wohlgesinnten Frauen Queretaros mit aufopfernder Menschenliebe diesen Unglücklichen zur Seite gestanden, hätte mancher tapfere Offizier nicht einmal eine Strohmatte gehabt, um sich darauf zur Nachtruhe hinstrecken zu können. Selbst den Stabsoffizieren wurde keine andere Nahrung gereicht als jene der gemeinen mexikanischen Soldaten und auch diese kam nicht immer regelmäßig zur Verteilung. Zur Essensstunde — zweimal im Tage — wurde ein großes mit dünner Suppe gefülltes Faß nebst der unvermeidlichen tortilla zwischen die gefangenen Offiziere hingestellt und letzteren blieb es dann anheimgestellt, sich ihre Portion mit einer Schüssel aus dem Fasse herauszuholen. Wer keine solche Schüssel besaß, mußte eben warten, bis ein Kamerad ihm die seinige lieh. Gabel und Löffel besaß nur, wer diese Stücke von einer Queretanerin geschenkt bekommen hatte. Die gutherzigen Frauen ließen sich in ihrem menschenfreundlichen Werke durch das freche Betragen der juaristischen Offiziere nicht abschrecken und brachten unermüdet Kleider, Wäsche, Nahrungsmittel, Tabak u. dgl. in das Gefängnis zu den an allem notleidenden Offizieren. Aber der Hilfsbedürftigen waren zu viele, um sie alle beschenken zu können (es sollen an 400 gefangene Offiziere beisammen gewesen sein) und jene Bedauernswerten, welche zufällig während der Belagerung keinen Queretaner kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten, mußten nun mit leeren Händen zusehen, wie ihre glücklicheren Waffenbrüder von den Engeln der Liebe unterstützt wurden. Die gefangenen Subalternoffiziere waren in einem ehemaligen Kloster untergebracht, wo das juaristische Bataillon supremos poderes (die obersten Regierungsgewalten) die Wache bezogen hatte. Diese aus dem nördlichen Teile des halbwilden Staates Chihuahua rekrutierte Truppe, welche stets mit unwandelbarer Treue zu dem von den Franzosen selbst in Chihuahua arg bedrängten Präsidenten Juarez gehalten hatte, charakterisierte sich durch das

unheimlich abstoßende Aussehen der Mannschaft, welche in ihren Mienen deutlich den Typus des Indio bravo (mexikanische Bezeichnung für den unabhängig gebliebenen Indianer, wie es solche damals an der Nordgrenze Mexikos noch gab) zur Schau trugen. Wenn ich mich von dieser wilden Horde umgeben sah, hatte ich immer das Gefühl, als bewegte ich mich zwischen reißenden Tieren, die mein Leben nur deshalb schonten, weil sie ihren Blutdurst schon anderwärts gestillt hatten. Und daß diese Indianer kein Bedenken trugen, Wehrlose niederzumetzeln, hatten sie eben erst vor einigen Tagen bewiesen, als sie wegen irgend eines geringfügigen Vorfalles blind unter die Menge der Gefangenen schossen, bei welcher Gelegenheit auch einer ihrer eigenen Offiziere ihren mörderischen Kugeln zum Opfer fiel.

Die kaiserlichen Offiziere knirschten vor Wut darüber, daß, nachdem ihre Bezwingung nur dem Verrate eines der Ihrigen gelungen war, sie nun wie Verbrecher behandelt wurden. Offiziere wie Soldaten der siegreichen Armee wetteiferten förmlich in Akten empörender Roheit gegen die Besiegten. Den fremden Vertretern erging es in dieser Hinsicht nicht viel besser als den gefangenen Offizieren und stillschweigend mußten wir uns die gröblichsten Insulten ruhig gefallen lassen, da wir ja überhaupt nur von Escobedos Gnaden die Erlaubnis zum Aufenthalte in Queretaro erhalten hatten und diese uns auch jederzeit sofort entzogen werden konnte, wenn wir uns irgendwie mißliebig benommen hätten.

Obwohl wir das Kloster, wo die gefangenen Offiziere untergebracht waren, nur in Begleitung eines sicheren Hauptmann Enkins (eines Hannoveraners) betreten durften, mußten wir doch bald bei diesem, bald bei jenem Korporal demütig die Erlaubnis erbitten, den Gefangenen einige Taler überbringen zu dürfen. Wie es da mit der militärischen Disziplin bestellt war, bekam ich zufällig Gelegenheit zu erfahren: Hauptmann Enkins hatte sich an den wachhabenden Offizier (das Ideal eines etwa achtzehnjährigen Gassenjungen) gewendet, damit letzterer einen seiner Leute über die Straße schicke, um eine Flasche Schnaps zu holen. Der junge Held hatte eben seine Beine auf dem Tische vor seinem Stuhle

ruhen gehabt, und ohne seine wenig respektvolle Stellung im geringsten zu ändern, erwiderte er seinem Vorgesetzten kurzweg, daß er niemanden entsenden könne, weil der Mann sicherlich den Branntwein einfach selbst austrinken würde. — Enkins mußte sich daher seinen Schnaps in eigener Person holen!

Doña Aguirre sah ich mehrere Male wieder mit ganz verweinten Augen auf der Straße. Über das Los ihres Gemahls herrschte noch die größte Ungewißheit. Etwa 30 bis 40 besonders schwer kompromittierte, dem Civilstande angehörige Imperialisten schwebten bereits seit länger als einem Monate in der konstanten Besorgnis der Verkündigung ihres Todesurteiles; nach früheren Vorgängen in den mexikanischen Bürgerkriegen hatten sie wohl kaum ein besseres Los zu erwarten. Trotz des grausamen Ernstes zeigte aber keiner der dem Tode gegenüberstehenden Mexikaner die geringste Furcht; sie alle äußerten nur die Gefühle unversöhnlichen Hasses gegen ihre politischen Gegner und den sehnlichen Wunsch nach baldiger Rache.

Gewisse Individualitäten fühlen so sehr das Bedürfnis nach einem abenteuerlichen Leben in sich, daß selbst schwere Unglücksfälle sie nicht mehr von dieser ihrer Leidenschaft zu heilen vermögen. Baron F. (ein Steiermärker von Geburt) hatte während einer dreijährigen Campagne in Michoacan die unerhörtesten Strapazen ertragen müssen; so hatte er volle 14 Monate hindurch nie in einem Bette geruht. Jetzt saß er als Kriegsgefangener in Queretaro und wußte nicht einmal, ob er erschossen werden solle oder nicht. Aber schon trug er den Plan in seinem Kopfe herum, falls er hier mit dem Leben davonkäme, in die Armee des Vizekönigs von Egypten einzutreten.[1]

Obschon mein Chef und ich unsere Beziehungen zu den Gefangenen nur strenge auf Werke der Nächstenliebe beschränkt hatten, fand sich Escobedo doch nach Ablauf einiger Tage veranlaßt, uns die Erlaubnis zu deren Besuch zu entziehen. Bald darauf wurden ganz unvermutet sämtliche ge-

---

[1] Dieser Offizier lebte in den letzten Jahren als — Apotheker in New-York.

fangene Subalternoffiziere zu Escobedo geführt und ihnen hier von letzterem mitgeteilt, daß Juarez in seiner Großmut den Landesverrätern das Leben schenke und jedem von ihnen als eine Art Handgeld einige Taler ausbezahlen lasse. Ein Teil der Offiziere erhielt zugleich die Freiheit; die übrigen wurden in verschiedenen Städten des Landes auf mehrjährige Dauer interniert; sie mußten die Reise nach ihrem zukünftigen Bestimmungsorte, welche für einige unter ihnen eine Entfernung von über 100 leguas betrug, zu Fuß antreten; nur für die Kranken und Verwundeten waren einige elende Karren herbeigeschafft worden. Das Gepäck mußte jeder, der überhaupt ein solches zu besitzen das Glück hatte, auf seinem Rücken mit sich forttragen.

Die zurückgebliebenen Gefangenen — etwa 80 an der Zahl — unter denen sich sämtliche Stabsoffiziere und auch der Minister Aguirre befanden, hatten nun mehr als je Grund, sich auf ein schlimmes Ende gefaßt zu machen.

Als die imperialistischen Offiziere zur Stadt hinaus eskortiert wurden, empfingen sie allseitig die aufrichtigsten Beweise von Sympathie seitens der Bevölkerung, welche trotz der überstandenen schweren Zeiten in ihrer Anhänglichkeit für das Kaiserreich nicht wankend geworden war. Die Queretaner mieden konsequent jeden Umgang mit den republikanischen Offizieren, welche nur bei wenigen Gesinnungsgenossen freundliche Aufnahme fanden; die meisten Häuser in der Stadt blieben zum Zeichen der Trauer verschlossen; stundenlang konnte man in den Straßen umhergehen, ohne auch nur eine einzige Frau aus den besseren Ständen zu begegnen. Noch schärfer manifestierte sich die feindselige Haltung der Queretaner gegen den Sieger, als die bilderstürmenden Liberalen die Zerstörung von zum Gottesdienste bestimmten Gegenständen begannen und unter anderem auch die Glocken von den Kirchtürmen abnahmen, um das Metall zu Kanonen umzuschmelzen, wobei sie dann die Kirchenbänke, Heiligenstatuen u. dgl. als Brennmateriale verwendeten. Den Geistlichen war durch die Gesetze der Republik untersagt, irgend ein äußerlich sichtbares Abzeichen ihres Standes zu tragen.

Trotz der tiefen Trauer, welche damals in Queretaro herrschte, konnte man wohl nicht behaupten, daß es in der Stadt stille zugegangen wäre: die Trompeter der Garnison kamen den ganzen Tag nicht zur Ruhe; kaum war eine Abteilung Soldaten unter betäubendem Lärm vorbeigezogen, als aus einer anderen Richtung alsbald wieder ein ganzer Schwarm von Trompetern auftauchte, welche ihre Instrumente mit Macht bearbeiteten, als gälte es die Mauern Jerichos umzublasen. Wollte man etwa durch diesen ohrenzerreißenden und anscheinend vollkommen zwecklosen Lärm den kriegerischen Geist der Armee anregen?

Der Kaiser beklagte sich wiederholt über dieses unleidliche Geblase, das ja in seinen Ohren wie ein Hohn auf den Besiegten klingen und in ihm die schmerzlichsten Erinnerungen wachrufen mußte. In unmittelbarer Nähe von Capuchinas spielte jeden Abend eine Musikbande „auf allgemeines Verlangen" unaufhörlich die „Mama Carlota", die „Chinaca" und andere derartige Lieder von demonstrativ antiimperialistischem Charakter — eine fortgesetzte Qual für den kaiserlichen Dulder.

Meine freien Stunden benützte ich dazu, um jene Stellen zu besuchen, wo während der Belagerung der Kampf am heftigsten gewütet hatte. Nach dem, was ich hier vor Augen hatte, konnte ich nur mit mitleidigem Achselzucken an die verschiedenen Episoden der Belagerung Mexikos zurückdenken; in Queretaro hatte die Garnison schwere Kämpfe zu bestehen gehabt und dort ist es wohl niemandem eingefallen — wie dies in Mexiko so häufig vorkam — um sich die Langeweile des Nachmittags zu vertreiben, ein kleines Bombardement aus nicht zu gefährlicher Nähe mitzumachen. In Queretaro hätte man es nicht wagen dürfen, sich einem derartigen Zeitvertreibe hinzugeben. Ganze Vorstädte waren zu unbewohnbaren Ruinen zusammengeschossen worden; in der Umgebung des Klosters la Cruz, wo der Kaiser zum Beschlusse der Belagerung sein Hauptquartier gehabt hatte, waren die Wände der Häuser von den Kugeln wie Siebe durchlöchert; eine gegen die garita de Mexico gelegene Gasse glich nur noch einem unförmlichen Trümmerhaufen, in dem man die einzelnen Häuser gar nicht mehr von einander unter-

scheiden konnte. Bei der beschränkten räumlichen Ausdehnung der Stadt konnten die unglücklichen Einwohner auch im Innern derselben nirgends eine sichere Zuflucht vor den feindlichen Geschossen finden. Die Granaten platzten in allen Straßen und wer da sein Haus verließ, tat es auf die Gefahr seines Lebens. Man erzählte mir, daß eine Soldadera (Troßweib), der eine Vollkugel die Hand weggerissen hatte, diese mit der ihr übriggebliebenen Hand aufhob und dann ruhig ihren Weg weiter fortsetzte. Unsere casa de Diligencias war im Centrum der Stadt gelegen und ich hatte hier reichlich Gelegenheit, Studien darüber zu machen, wie wenig Schutz gegen den Kugelregen die Häuser der Stadt geboten hatten. In meinem Zimmer waren erst kürzlich zwei riesige Löcher ausgemauert worden, welche eine Kanonenkugel daselbst durchgeschlagen hatte; in einem anstoßenden Gemache war eine Granate auf einen verwundeten Offizier gefallen und hatte diesen in seinem Bette getötet.

Augenzeugen erzählten mir, daß es ganz unbegreiflich schien, wie der Kaiser inmitten eines solchen Hagels von Geschossen mit dem Leben davonkommen konnte, da er sich — wie behauptet wurde, mit Absicht — bei jeder Gelegenheit dem stärksten Kugelregen aussetzte. Es war dem Kaiser von Mexiko vom Schicksale nicht beschieden gewesen, den Tod des Soldaten zu sterben.

Auf der alameda, welche die Dissidenten zweimal mit stürmender Hand unter schweren Verlusten zu nehmen versucht hatten, waren die Emanationen der dort nur oberflächlich verscharrten Leichname sofort wahrnehmbar; hier und da sah noch ein Stück von einer Uniform aus dem Boden hervor. Da der Feind die alameda mit Geschossen überschüttete, soll das Begraben der Leichen daselbst ein höchst gefährliches Unternehmen gewesen sein, welches man eben so rasch wie möglich abzutun bemüßigt war. Der penetrante Modergeruch hatte ganze Schwärme von Aasgeiern herbeigelockt, die in ekelhaften Gruppen auf den blätterlosen Bäumen[1] der alameda ihr häßliches Gekrächze vernehmen ließen.

---

[1] Das Laub der Bäume war während der Belagerung als Futter für die Pferde sorgfältig eingesammelt worden.

Man versicherte mir, beim cerro de la campana lägen noch einige eingetrocknete Leichen, zu deren Beseitigung man noch keine Zeit gefunden hatte. Ein ganz unleidlicher Gestank verpestete die Umgebung eines Baches an der Nordseite der Stadt: die Kaiserlichen führten während der Belagerung zur Nachtzeit ihre Pferde unter dem Feuer der Juaristen zu jenem Bache zur Tränke; eine Anzahl gefallener Tiere lagen daselbst umher, einige davon bereits vollständig durch die Sonnenstrahlen vertrocknet, andere bis auf die blanken Knochen von den Aasgeiern aufgefressen, einige aber in einem so ekelhaften Zustande der Verwesung, daß selbst jene abscheulichen Vögel die widerliche Nahrung verschmähten. Kein Wunder war es, daß bei solchen Miasmen die Dysenterie in Queretaro arge Verheerungen anrichtete.

Je augenscheinlichere Beweise ich von der Standhaftigkeit erhielt, mit welcher die Kaiserlichen Queretaro zehn Wochen lang gegen die feindliche Übermacht gehalten hatten, desto lebhafteres Mitgefühl empfand ich für die tapfere Garnison, welche durch den schändlichen Verrat des Oberst Lopez wehrlos ihrem Gegner ausgeliefert worden war.

Mein Aufenthalt in Queretaro lastete mit drückender Schwere auf mir: ich war es müde geworden, von Menschen, die ich von ganzem Herzen verachtete, wie einer ihresgleichen behandelt zu werden und etwa noch für eine derartige Auszeichnung Gefühle der Dankbarkeit manifestieren zu müssen. Einem Kreutz, einem Enkins und derlei Strolchen die Hand reichen zu müssen war hart. Aber was blieb da zu tun übrig? Mußte man doch unter allen Umständen bemüht sein, mit jenen Individuen gut zu stehen, welche damals die Herren der Situation waren und deren Übelwollen möglicherweise für den Kaiser hätte verhängnisvoll werden können.

Baron Magnus, der seinen Kollegen gegenüber anhaltend ein auffallend zurückhaltendes Benehmen beobachtet hatte, reiste, als die Dinge in Queretaro ganz unerwartet eine bedrohlichere Wendung zu nehmen schienen, nach San Luis, wo sich der Präsident Juarez eben aufhielt, um bei letzterem sich persönlich für das Leben des Kaisers zu verwenden. Baron Lago hatte beabsichtigt, den preußischen

Gesandten nach San Luis zu begleiten, er gab aber seinen Vorsatz wieder auf, weil ihm Baron Magnus versicherte, daß die Intervention eines Österreichers (noch kämpften Österreicher in Mexiko gegen die Autorität des Juarez!) in San Luis nur von nachteiligem Einflusse sein könne. Schon früher hatte die Fürstin Salm versucht, an der Spitze einer Deputation von Damen aus San Luis das Herz des starren Vollblutindianers Juarez zu erweichen; dieser aber wies jede menschliche Regung mit der Begründung zurück, daß jedermann ohne Ausnahme sich den Bestimmungen der bestehenden Gesetze zu fügen habe.

Während unseres Aufenthaltes in Queretaro war es für die daselbst versammelten Mitglieder des diplomatischen Korps nur sehr selten möglich, unter sich eine Unterredung zu führen, ohne dabei von unberufener Seite belauscht zu werden, da wir fortwährend von juaristischen Offizieren umgeben waren, welche sich in unserer Nähe unter irgend einem Vorwande zu schaffen machten, um das Spionagegeschäft zu betreiben.

So lästig und geradezu abstoßend widerwärtig für uns die Gesellschaft derartiger Individuen war, durften wir aus den schon angedeuteten Beweggründen nicht wagen, uns derselben ostenstativ zu entziehen. Als ich eines Tages mit Hauptmann Enkins auf seinen Wunsch eine Partie Domino spielen mußte — ich bin wohl niemals in meinem Leben mit einem so verächtlichen Schurken an demselben Tische gesessen! — schleuderte mir dieser Unhold die nachstehenden Worte ins Gesicht: „Es wäre unverzeihlich, den Kaiser nicht zu erschießen. Denn wer selbst so viel Blut vergossen hat, darf auch nicht verschont werden, und daß der Gefangene ein Prinz ist, ist nur ein Grund mehr zur Bekämpfung etwaiger Begnadigungsgelüste des Präsidenten.“

Und derartige Reden mußte ich, ohne mir eine Antwort gestatten zu dürfen, geduldig anhören! Ich habe es damals lebhaft bedauert, daß sich im Verlaufe des Krieges keine Gelegenheit geboten hatte, an diesem Hannoveraner — dessen Eintritt in die mexikanische Armee aller Wahrscheinlichkeit nach aus wenig ehrenvollen Motiven erfolgt war — die

Bestimmungen des kaiserlichen Proskriptionsgesetzes vom 5. Oktober 1865 zur Ausführung zu bringen.

Baron Lago und ich bewohnten gemeinsam im Hotel ein elendes Stübchen, welches wir wegen Mangel eines Schlüssels nicht absperren konnten. Als ich mich für die erste Nacht zur Ruhe begeben wollte, bemerkte ich in dem Leintuche meines Bettes das Vorhandensein diverser großer brauner Flecken. Auf mein Verlangen nach frischer Bettwäsche erwiderte mir der Hoteldiener ganz harmlos: „Ay Señor, diese Flecken sind noch von dem Major, der da seinen Wunden erlegen ist.“ Ach ja, das ist ja weiter gar nicht der Rede wert.

Kreutz drängte beharrlich mit großer Ungeduld zu einer baldigen Entscheidung über das Fluchtprojekt, da mit jedem Tage der Zusammentritt des Kriegsgerichtes gewärtigt werden müsse und es dann zu spät wäre, irgend etwas zu unternehmen. (Über die näheren Details des Fluchtplanes ist mein Chef weder von Kreutz noch von anderer Seite in Kenntnis gesetzt worden.) So viel wir aus den ziemlich allgemein gehaltenen Mitteilungen jenes Offiziers entnehmen konnten, hatte der Kaiser schon zu wiederholten Malen den Termin zur Ausführung des bereits festgesetzten Fluchtplanes hinausgeschoben. Baron Lago hatte auch aus seinen Unterredungen mit dem Gefangenen den Eindruck gewonnen, daß letzterer noch zögerte, hinsichtlich der Flucht das letzte entscheidende Wort auszusprechen. Eines Tages drückte der Kaiser in einer flüchtig hingeworfenen Bemerkung den Wunsch aus, daß man unter der Garnison die Bestechungsversuche im größeren Umfange in Angriff nehmen sollte. „Mit Geld geht hier alles,“ bemerkte der Kaiser wiederholt zu meinem Chef, „machen Sie nur einmal den Versuch und Sie werden sehen, daß die Truppen bataillonsweise abfallen.“ Der Kaiser bedachte wohl nicht, daß wir von allen Seiten von Spionen bewacht wurden und daß wir uns als Fremdlinge in einer Stadt befanden, in der wir auch nicht einen einzigen Menschen kannten, dem wir rückhaltlos unser Vertrauen hätten schenken können. Daß die fremden Vertreter keine Mexikaner waren, mußte man ihnen wohl am ersten Blicke ansehen. So war

ihnen selbst die Möglichkeit benommen, in Queretaro die Straße zu betreten, ohne sofort bemerkt zu werden und, wenn ihre Bewegungen irgendwie beachtenswert erschienen, zum Gegenstande einer Anzeige bei Escobedo gemacht zu werden. Trotz der über uns verhängten strengen Überwachung suchte uns Kreutz anstandslos in unserem Hotel zur Abhaltung geheimer (!) Unterredungen auf, so oft es ihm beliebte. Bei einer früheren Gelegenheit waren mehrere Offiziere, welche in der nächsten Umgebung des Kaisers den Dienst versehen hatten, abberufen worden; nur Kreutz verblieb nach wie vor Hauptmann der Torwache in Capuchinas — Escobedo mußte besonders gewichtige Gründe haben, um sich auf jenen Offizier so sicher verlassen zu können!

In nicht geringe Verlegenheit geriet Baron Lago eines Abends, als Kreutz mit scheinbar bestürzter Miene dringend von ihm die sofortige Auszahlung von 32 Talern verlangte, die er einem Mitverschworenen geben müsse, der gedroht habe, alles zu verraten, wenn er das Geld nicht sogleich bekomme. Da von diesem angeblichen Mitverschworenen bisher nie die Rede gewesen war, lag es auf der Hand, daß es sich in dem Falle nur um einen Erpressungsversuch handeln konnte. Mein Chef beschloß daher, vorerst seine Kollegen um ihre Ansicht zu befragen, ob es angezeigt sei, auf die verlangte Zahlung einzugehen. In der Zwischenzeit fiel mir die Aufgabe zu, Kreutz Gesellschaft zu leisten und ihn an Ort und Stelle festzuhalten, bis mich Baron Lago von dem in dieser Angelegenheit gemeinsam mit seinen Kollegen gefaßten Beschlusse in Kenntnis gesetzt hätte. Letzterer hatte nämlich, um kein Aufsehen zu erregen, bestimmt, daß er an jenem Tage nicht wieder mit Kreutz zusammenkommen würde und daß ich also die Sache mit diesem endgültig abzumachen hätte. Der Ausspruch der Kollegen lautete auf Verweigerung der Zahlung, welche offenkundig keine Berücksichtigung verdiente. Als ich Kreutz hiervon in Kenntnis setzte, brach er zunächst in sentimentale Klagen aus, indem er mir darstellte, wie sehr es ihn schmerze, daß ein Deutscher seinen Worten keinen Glauben schenke u. dgl. m.; er behauptete auch, nur wir trügen Schuld daran, wenn der Kaiser er-

schossen würde. Alles sei bisher nach Wunsch gegangen mit der besten Aussicht auf Erfolg; aber jetzt, wo die Freunde des Kaisers den Säckel öffnen sollten, geizten sie um einige Taler.

Ich wußte nicht, was ich auf einen solchen Vorwurf erwidern sollte; denn Baron Lago hatte allerdings früher bestimmt erklärt, daß, wenn Geld benötigt werden sollte, es daran nicht fehlen würde. Ich konnte doch auch dem Hauptmanne nicht ins Gesicht sagen, daß er das Geld nur deshalb nicht bekomme, weil wir ihn für einen Betrüger hielten! In meiner Verlegenheit redete ich mich dahin aus, daß meine Kollegen auf die Großmut des Präsidenten zählten und das ihnen geschenkte Vertrauen Escobedos nicht durch die Teilname an Fluchtversuchen mißbrauchen wollten. Wenn er übrigens persönlich in Geldverlegenheit sich befände, sei ich gerne bereit, ihm als Freund (!) aus meiner Tasche ein Darlehen zu gewähren. Kreutz nahm das ihm angebotene Geld mit Dank an — von dem „treulos gewordenen Mitverschworenen" war weiter nicht die Rede und Kreutz sah sich nicht wieder veranlaßt, an uns nochmals eine Geldforderung zu richten. Unsere beiderseitigen Beziehungen waren von jenem Tage an vollständig abgeschlossen. Was ich niemals in Zweifel gezogen hatte, war nun klar erwiesen: Kreutz hatte sich an den Fluchtprojekten nur scheinbar beteiligt.

Nach den einschlägigen Gesetzen der Republik sollten der Kaiser und „seine Mitschuldigen, die sogenannten Generale Miramon und Mejia", dem Urteilsspruche eines Kriegsgerichtes unterzogen werden. Die Verteidiger des Kaisers waren daher vor allem bemüht gewesen, die Kompetenz dieses Gerichtes zu bekämpfen, um auf diesem Wege zunächst Zeit zu gewinnen und eine Verzögerung der Entscheidung zu erlangen. Juarez bestand jedoch mit größtem Nachdrucke darauf, daß ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit der Angeklagten strenge nach dem Buchstaben des von ihm im Jahre 1862 publizierten Gesetzes vorgegangen werde, eines Gesetzes, welches ausdrücklich jede Begnadigung des Verurteilten für ausgeschlossen erklärte. Die Advokaten stellten sich daher auch ihrerseits starr auf den Rechtsstandpunkt

und erhoben alle erdenklichen juristischen Einwendungen gegen die Form der eingeleiteten Untersuchung, die der Verteidigung zugemessene Frist von nur wenigen Tagen u. s. w. Ihren Bemühungen war es tatsächlich gelungen, den Zusammentritt des Kriegsgerichtes um mehr als zwei Wochen hinauszuschieben.

Schließlich waren aber alle juridischen Auskunftsmittel der Verteidiger erschöpft; sie hatten zur Rettung des Kaisers redlich ihr Möglichstes getan, jedoch ohne einen Erfolg aufweisen zu können. Juarez wich um kein Haar von den Bestimmungen des Gesetzes ab und diesen gemäß hatte der Kaiser nur den Tod mit Sicherheit zu erwarten. Sobald das Kriegsgericht seine Wirksamkeit eröffnet hatte, mußte jede Hoffnung auf Vermeidung der tragischen Katastrophe als ausgeschlossen erscheinen.

Am 13. Juni hielt das von uns so sehr gefürchtete Kriegsgericht seine erste Sitzung. Man hatte, um zu den öffentlich abgehaltenen Verhandlungen möglichst viel Zuhörer zulassen zu können, das städtische Theater zum Sitze des Gerichtes auserwählt.[1] Oberstlieutenant Sanchez und sechs Subalternoffiziere saßen als Richter auf der Bühne, auf welcher man im Hintergrunde die Dekoration eines Saales aufgestellt hatte. Das Theater war schon zu früher Morgenstunde gedrängt voll mit Neugierigen; man hatte nur die Bühne beleuchtet, im Zuschauerraume herrschte vollständige Dunkelheit; ich erkannte aber doch in einer der Logen drei der kaiserlichen Partei angehörige Damen, welche mit derselben (echt kreolischen) Unbefangenheit sich umsahen, als wenn es sich um die Aufführung des erstbesten gewöhnlichen Schauspieles gehandelt hätte. Das vorherrschend aus Offizieren zusammengesetzte Publikum verhielt sich während der Gerichtsverhandlung durchaus anständig: man rauchte zwar allgemein Cigaretten, enthielt sich aber jeglicher demonstrativer Manifestation.

Der Kaiser hatte erklärt, unter keiner Bedingung persönlich vor Richtern erscheinen zu wollen, denen er das

[1] Das bleierne Dach des Theaters war während der Belagerung zur Herstellung von Gewehrkugeln aufgebraucht worden.

Recht absprach, über ihn ein Urteil zu fällen; er erklärte dem österreichischen Vertreter, man solle nie sagen dürfen, daß ein Habsburger auf den Brettern einer Bühne als Angeklagter gestanden sei — nur durch Anwendung physischer Gewalt würde man dies erreichen können.

Der mexikanische Militärarzt Riva de Neyra hatte dem Kaiser auf dessen Verlangen das Zeugnis ausgestellt, daß der Gesundheitszustand des Gefangenen ihm nicht erlaube, das Bett zu verlassen, und so blieb dem Kaiser wenigstens die Demütigung des Erscheinens vor dem Kriegsgerichte erspart. Baron Lago wollte diesem Arzte in Anerkennung verschiedener von ihm dem Kranken geleisteter menschenfreundlicher Dienste eine größere Geldsumme mittels eines Wechsels ausbezahlen; aber der Doktor verweigerte die Annahme dieses Wechsels mit dem Bemerken, daß er nur getan habe, was ihm sein Gewissen zu tun vorgeschrieben hätte.

Um 9 Uhr morgens des 13. Juni eröffnete Oberstlieutenant Sanchez die Sitzung des Kriegsgerichtes; jedermann wußte, daß es sich nur um die Vollziehung einer Förmlichkeit handle und daß die Richter bereits von Escobedo die Weisung erhalten hatten, über die drei Angeklagten ein Todesurteil auszusprechen.

Der jugendliche Fiskal Aspiroz ergriff zuerst das Wort zur Verlesung des Anklageaktes, worin alle Delikte, welche „Don Maximiliano de Habsburgo und seinen Mitschuldigen, den sogenannten Generalen Miramon und Mejia" zur Last gelegt wurden, eingehend besprochen wurden. Der Inhalt der Anklage ließ sich in Kürze dahin zusammenfassen, daß der Kaiser sein Leben verwirkt habe, weil er es gewagt hatte, als Ausländer die Waffen gegen die Republik zu ergreifen, und weil er, ohne hierzu irgendwie berechtigt zu sein, sich angemaßt habe, sich an die Spitze der Verwaltung in Mexiko zu stellen.

Nach Verlesung der im trockensten Kurialstile abgefaßten Anklage brachte man die Generale Miramon und Mejia auf die Bühne; drei Stühle ohne Lehne (der mittlere und etwas niedrigere war für den Kaiser bestimmt gewesen)

waren den Richtern gegenüber, schon fast zwischen den Coulissen verborgen, aufgestellt worden. Die beiden Angeklagten setzten sich auf ihre Plätze, hinter ihnen hielten je zwei Soldaten, in Campagneadjustierung (d. i. in Hemd und Leinwandhose) gekleidet, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett in beiden Händen zum sofortigen Durchbohren der Gefangenen in Bereitschaft. Der durch eine derartige, übrigens vollkommen entbehrliche Vorsichtsmaßregel hervorgerufene Eindruck war keinesfalls zum Nachteile der Angeklagten; denn er bewies, daß man sich selbst im Gerichtssaale nicht vor ihrem persönlichen Mute für gesichert hielt.

General Miramon, der als Typus kreolischer Eleganz gelten konnte, war sorgfältig in einen schwarzen Anzug gekleidet und betrat die Bühne mit gemessenen stolzen Schritten; der Indianer Mejia hingegen sah in seinem Äußern etwas vernachlässigt aus und, noch unter den Folgen einer soeben erst überstandenen schweren Krankheit leidend, vermochte er nur mit Anstrengung die zur Bühne führenden Stufen zu ersteigen. Aber wenn auch Mejia nur mit wankenden Schritten einherzugehen vermochte — Furcht schrieb niemand unter den Anwesenden dem alten Helden zu — die Dissidenten hatten genugsam Gelegenheit gehabt, die heldenmütige Tapferkeit dieses Indianers auf ihre Unkosten zu erproben.



Fiskal Aspiroz,
Mitglied des Kriegsgerichtes.

Als Mejia vom Vorsitzenden des Gerichtes um seinen Namen befragt wurde, erwiderte er lächelnd: „bien lo saben, Ustedes!“ (den kennen Sie gut genug). Bezüglich Miramons stand unter allen Umständen keine Gnade zu erwarten, denn sein Vorleben bot zu zahlreiche und schwerwiegende Anhaltspunkte zu seiner Verurteilung. Von einem über alles Lob erhabenen persönlichen Mute beseelt, fielen Miramon vielfach Akte der Grausamkeit zur Last, wie sie selbst durch die

erregten Leidenschaften eines Bürgerkrieges nicht entschuldigt werden konnten. Dagegen erschien die Verurteilung Mejias als zweifelhaft, denn er hatte seine Gefangenen stets mit Milde behandelt und unter anderem auch seinem jetzigen Besieger Escobedo, als dieser einmal als Kriegsgefangener in seine Hände geraten war, nicht nur die Freiheit geschenkt, sondern selbst mit Reisegeld zur Rückkehr in die Heimat versehen.

Die Verhandlungen des Kriegsgerichtes dauerten bis in die späte Nachmittagsstunde, ohne daß irgend etwas besonders Bemerkenswertes vorgefallen wäre. Die Verteidiger Mejias und Miramons bemühten sich in langen Reden nachzuweisen, daß ihre Klienten mit Unrecht des Landesverrates angeklagt würden; die Richter schienen sich aber um alles andere mehr als um die gehaltenen Reden zu kümmern. Da das Endergebnis der Gerichtsverhandlungen bereits im vorhinein unwandelbar feststand, hatten alle jene schönen Worte der Verteidiger allerdings für die Richter kein Interesse. Als der Verteidiger Miramons, welcher mit geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, das Ende seiner langen Rede noch immer nicht zu finden vermochte, zog sein Klient, von der Nutzlosigkeit aller dieser Worte überzeugt, ungeduldig seine Uhr aus der Tasche heraus und nachdem er nach der Stunde gesehen hatte, klappte er die Uhr mit ostentativer Gleichgültigkeit möglichst geräuschvoll wieder zu. Die Haltung Miramons war übrigens eine so eindrucksvoll imponierende, daß er die Richter zu wiederholten Malen zwang, vor seinem auf sie gerichteten Auge den Blick zu senken. Mejias kleine Statur erlaubte ihm kaum, von seinem Sitze aus mit den Beinen den Boden zu erreichen, und infolge dessen war ihm die Möglichkeit zu herausfordernden Stellungen gänzlich benommen.

Gegen 3 Uhr nachmittags wurden die Verhandlungen abgebrochen und die beiden Gefangenen unter einer Eskorte von zwei Bataillonen Infanterie und einer Eskadron Kavallerie in gewöhnlichen Lohnfuhrwerken wieder in das Gefängnis nach Capuchinas zurückgeführt. Als Mejia von der Bühne herabstieg, grüßte er freundlich lächelnd die Anwesenden. In

welch abschreckendem Zustande sollte ich dieses Antlitz das nächste Mal wieder sehen! Miramon ging, wie er gekommen war, ohne das anwesende Publikum eines Blickes zu würdigen.

Die Sache des Kaisers war am ersten Verhandlungstage nur im allgemeinen zur Sprache gebracht worden — noch konnte man hoffen, daß es seinen Verteidigern vielleicht gelingen würde, die Kompetenz des Gerichtes siegreich zu bekämpfen.

Mein Chef hatte während dieser verhängnisvollen Stunden mit dem Kaiser eine längere Unterredung gehabt, in welcher letzterer auch das Fluchtprojekt in allgemeinen Bemerkungen besprach, indem er namentlich hervorhob, daß nun nicht länger gezögert werden dürfe und die Zeit zum raschen Handeln gekommen sei. Gleichzeitig traf der Kaiser auch verschiedene Verfügungen für den Todesfall. So diktierte er unter anderem dem Baron Lago ein Kodizill zu seinem schon früher abgefaßten Testamente in die Feder. Mit bewundernswerter Fassung sprach der Kaiser über die Einbalsamierung seiner Leiche und deren Transport nach Europa, wofern Juarez, was nicht zweifelhaft erschien, die Einwilligung hierzu erteilen sollte. Besonderes Gewicht legte der Gefangene darauf, daß bei der Exekution nicht auf seinen Kopf geschossen werde, damit seine Züge nicht entstellt würden, und Baron Lago erhielt den Auftrag, sich dringend bei Escobedo zu verwenden, damit man gute Schützen aussuche, die auch ihr Ziel richtig zu treffen wüßten. „Es paßt sich nicht für einen Kaiser,“ bemerkte der erlauchte Dulder, „in Todeszuckungen sich auf dem Boden herumzuwälzen.“ Mit größter Ruhe besprach der Kaiser dann auch verschiedene andere Angelegenheiten von nebensächlichem Interesse, ohne weiter der sein Leben bedrohenden Gefahren Erwähnung zu tun.

Die Ausführung der Flucht war vorläufig auf die Nacht des 15. Juni festgesetzt worden. Die von der Fürstin Salm für den Fluchtplan angeblich gewonnenen Oberst Villanueva und der Kommandant in Capuchinas, Oberst Palacios, sollten für ihre Mitwirkung hierbei ein Geschenk von je 100.000 Talern erhalten. Als nun der Kaiser jenen beiden Obersten

den ihnen versprochenen Betrag in zwei von ihm unterschriebenen Wechseln ausfolgen wollte, verweigerten letztere die Annahme der Rimessen, wenn diese nicht mit der Fertigung des italienischen und des österreichischen Geschäftsträgers versehen würden. Auf Verlangen des Kaisers unterschrieb Baron Lago sofort die zwei Wechsel und nahm sie dann mit sich, um auch die Unterschrift seines italienischen Kollegen beisetzen zu lassen. Cavaliere Curtopassi weigerte sich jedoch auf das entschiedenste, dies zu tun, indem er behauptete, daß, wenn die beiden Offiziere es ehrlich meinten, ihnen die Unterschrift eines österreichischen Erzherzogs vollkommen genügen müsse; in ihrem Begehren liege daher unzweifelhaft irgend eine perfide Absicht. Der belgische Geschäftsträger war gleichfalls der Ansicht, daß Verräterei hierbei im Spiele sei, und beide Vertreter drangen inständig in Baron Lago, seine Unterschrift im eigenen Interesse des Kaisers von den Wechseln zu beseitigen, weil zu befürchten sei, daß der Kaiser der einzigen Aussicht auf Rettung, nämlich der Begnadigung durch Juarez beraubt werde.

Da jedoch Baron Lago zur Beseitigung seiner Unterschrift nicht zu bewegen war, ergriff einer der anwesenden fremden Vertreter die Schere und schnitt Lagos Unterschrift von den Wechseln herunter. Dr. Basch, der Leibarzt des Kaisers, brachte sodann die beiden Rimessen in ihrer verstümmelten Form nach Capuchinas zurück, wo sich der Kaiser über die Zaghaftigkeit des österreichischen und des italienischen Geschäftsträgers in den schärfsten Ausdrücken ausgesprochen haben soll, da er in die Aufrichtigkeit der beiden Oberste keinen Zweifel setzte und daher auch die Annahme zurückwies, daß es sich um irgend eine perfide Machination von ihrer Seite gehandelt haben könne.

V. Kapitel.

Ausweisung der fremden Vertreter aus Queretaro, Hinrichtung des Kaisers.

Da Villanueva und Palacios die Unterschrift des Kaisers auf den Wechseln unbedingt für ungenügend erklärten, mußte diese Kombination endgültig fallen gelassen werden und der Kaiser beauftragte meinen Chef, im Vereine mit seinen Kollegen so schnell wie möglich eine größere Summe in Barem zusammenzubringen und behufs sofortiger Verwendung zu Bestechungszwecken bereit zu halten. Die Aufbringung von namhaften Geldbeträgen war damals in Queretaro mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden, weil als Bargeld fast ausschließlich nur Silbermünzen in Umlauf waren (Goldmünzen zählten zu den Seltenheiten); die fremden Missionschefs waren daher übereingekommen, daß behufs Vermeidung von Aufsehen die Einsammlung des benötigten Geldes durch Ausstellung von Wechseln bei den verschiedenen vertrauenswürdigeren Handelsfirmen der Stadt durchgeführt werden sollte.

Obwohl mein Chef schon im vorhinein sich keinen Illusionen über die Aussichtslosigkeit jener Kombination hingab, hatte er am Morgen des 15. Juni seinen Rundgang in der Stadt zu dem in Rede stehenden Zwecke angetreten. Er mochte kaum mehr als einige hundert Taler auf diese Weise zusammengebracht haben, als er mitten auf der Straße von einem juaristischen Offizier angehalten wurde, der ihm befahl, sich unverzüglich zum Stadtpräfekten General Gonzalez zu verfügen. Letzterer fuhr den österreichischen Repräsentanten gleich bei seinem Erscheinen auf das heftigste an

und verkündete ihm, daß sämtliche Diplomaten binnen zwei Stunden die Stadt zu verlassen hätten. Baron Lago bemerkte, daß es nicht möglich sein dürfte, in so kurzer Zeit eine Fahrgelegenheit aufzutreiben. „Gut," brüllte der General, „dann packen Sie sich zu Fuß fort!"

Eine Motivierung unserer Ausweisung aus Queretaro ist uns nie bekanntgegeben worden; aber es lag auf der Hand, daß Escobedo, der ja von den eingeleiteten verschiedenen Bestechungsversuchen zur Genüge unterrichtet war, unser längeres Verbleiben in der Stadt für bedenklich ansah und daher beschlossen hatte, durch unsere Ausweisung allen weiteren Versuchen zur Befreiung des Kaisers ein- für allemal ein Ende zu machen.

Die Fürstin Salm wurde an demselben Vormittage zu Escobedo beschieden, welcher ihr erklärte, daß sie sich sofort nach San Luis zu begeben habe und nur ihr Geschlecht sie vor dem Erschießen rette, das sie reichlich verdient habe.

Oberst Villanueva verblieb in seiner früheren Stellung; ebenso behielten Oberst Palacios wie bisher den Oberbefehl in Capuchinas und Hauptmann von Kreutz das Kommando über die Torwache daselbst. Verhaftungen haben meines Wissens anläßlich der vorgeblichen Aufdeckung der Fluchtprojekte nicht stattgefunden. In dieser Hinsicht scheint kein Anlaß zum Einschreiten der Militärbehörde geboten gewesen zu sein. Dieser Umstand wirft ein ominöses Licht auf die Ehrlichkeit der verschiedenen bei den Fluchtprojekten beteiligt gewesenen Persönlichkeiten.

Derselbe Offizier, der meinen Chef zu General Gonzalez geführt hatte, geleitete ersteren bis zur casa de diligencias und hielt hier am Ausgange des Hauses Wache, bis nach Ablauf etwa einer Stunde sämtliche fremde Vertreter sich versammelt hatten, um in der um den Preis von 1800 Francs gemieteten Postkutsche ihre Rückfahrt nach Mexiko anzutreten.

Zum Abschiede rief uns der uns bewachende Officier diese Worte nach: „Wenn einer von Ihnen es wagen sollte, nach Queretaro zurückzukehren, so kostet es ihm das Leben."

Da keinem von uns gestattet worden war, vor unserer Abreise das Hotel zu verlassen oder einen Boten nach Ca-

puchinas zu entsenden, war uns auch nicht die Möglichkeit geboten gewesen, den Kaiser von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. In meiner Brieftasche trug ich die Reinschrift des noch vom Kaiser zu unterfertigenden Kodizilles bei mir. Dieses Dokument konnte unter den obwaltenden Umständen nicht mehr zur Unterfertigung vorgelegt werden, zumal meinem Chef die von ihm angesuchte Erlaubnis zu einer letzten Unterredung mit dem Kaiser rundweg abgeschlagen wurde. Es ist daher mit Unrecht gegen Baron Lago der Vorwurf erhoben worden, daß er in seinem Drange, möglichst rasch aus Queretaro fortzukommen, vernachlässigt habe, dem Kaiser noch in letzter Stunde das Kodizill zur Unterschrift zu unterbreiten.

Die von Escobedo auf unsere Namen ausgefertigten Pässe wiesen uns an, uns nach Tacubaya in das Hauptquartier Porfirio Diaz' zu begeben, wo wir die weiteren Entscheidungen über unser Schicksal abzuwarten hätten. Die Straßenräuber (man konnte damals in Mexiko von keiner Reise sprechen, ohne diese unvermeidliche Landplage erwähnen zu müssen) trieben damals in der Umgebung Queretaros ihr Unwesen mit ungewöhnlicher Keckheit; diesmal machten wir uns aber auch noch darauf gefaßt, im Auftrage Escobedos angefallen und unserer Habe beraubt zu werden, damit sich letzterer in den Besitz etwaiger wichtiger Schriftstücke setzen könnte, welche wir mit uns führten. Aber Escobedo benahm sich anständiger, als wir von ihm erwartet hatten, und wir kamen unbehelligt über die besonders übel berüchtigte costa china in unmittelbarer Nähe Queretaros. Nicht so glücklich wie wir war vor drei Tagen ein Amerikaner gewesen, der nach Queretaro gekommen war, um sich dem Kaiser als Verteidiger anzutragen, und der von Escobedo aus unbekannt gebliebenen Gründen aus der Stadt gewiesen worden war. Kaum hatte dieser Amerikaner die costa china erreicht, wurde er hier von Straßenräubern überfallen, welche ihm nicht nur sein Geld und den Rock, den er auf sich trug, sondern auch seine sämtlichen Papiere abnahmen. Niemand in Queretaro bezweifelte es, daß jener Räuberanfall „im höheren Auftrage" unternommen worden war.

Einen zweiten übel berüchtigten Punkt hatten wir im Walde von Calpulalpam zu passieren; am Eingange in denselben begegneten wir zufällig die von Mexiko herauffahrende Diligence: schon von weitem fiel mir auf, daß auf dem Dache jenes Wagens keine Koffer zu sehen waren; als wir näher gekommen waren, bemerkte ich, daß sämtliche Reisende ohne Rock in Hemdärmeln dasaßen. Einer der letzteren beeilte sich, uns mit lachendem Munde mit der Mitteilung zu erfreuen, daß sie kaum vor einer Stunde mit den „compadres" zusammengetroffen wären. Diesem seltsamen Reisenden schien es offenbar sehr heiter vorgekommen zu sein, daß er ausgeplündert worden war.

Noch üblere Nachrichten über die Unsicherheit der Straße erhielten wir in unserer Nachtstation Cañada, wo uns die Wirtin als Vollblut-Chinaca in einem scharlachroten Anzuge empfing. Um dem auf uns hier lauernden Gesindel zu entgehen, wendeten wir die List an, am nächsten Morgen um zwei Stunden früher fortzufahren, als wir des Abends vorher den Leuten in Cañada angegeben hatten.

Als wir nach zweitägiger, ohne Begegnung mit Straßenräubern zurückgelegter Fahrt in die Nähe der Hauptstadt gekommen waren, vernahmen wir wieder aus der Ferne den wohlbekannten dumpfen Donner der Geschütze. Wie war es möglich, daß sich Marquez noch immer in der Stadt hielt? Hatte man uns doch in Queretaro auf das bestimmteste versichert, daß er sich bereits auf Gnade und Ungnade ergeben habe! Aber Marquez fand anscheinend immer noch Leute, welche sich von ihm vorspiegeln ließen, daß der Kaiser mit einem siegreichen Heere im Anmarsche sei. Kurz nach unserer Abreise aus Mexiko war die dortige Bevölkerung durch das Läuten aller Glocken und durch das krachende Abfeuern von zahllosen Raketen in große Aufregung versetzt worden: amtlich wurde sodann verkündet, daß der Kaiser mit seinen Truppen schon vor den Toren der Stadt stünde. In Menge eilten die Mexikaner nach dem bezeichneten Punkte, um sich den festlichen Einzug der kaiserlichen Truppen anzusehen — nach stundenlangem, vergeblichem Harren kehrten sie, zwar enttäuscht, aber noch immer nicht von der Wahrheit

überzeugt, wieder in die Stadt zurück, um neuerdings den plumpen Kunstgriffen des lugarteniente zum Opfer zu fallen. Erst am Vorabende unserer Rückkehr nach Mexiko hatte Marquez in dieser Hinsicht eine ganz besonders drastische Komödie aufspielen lassen: General Arellano, der einzige kaiserliche Offizier, dem es gelungen war, bei der verräterischen Einnahme Queretaros der Gefangenschaft zu entgehen, hatte sich als Bäcker verkleidet nach Mexiko durchgeschlichen; hier hielt er dann in Generalsuniform eine Anrede an die Truppen, worin er diesen verkündete, daß der Kaiser an der Spitze seines siegreichen Heeres heranrücke. Allgemeiner Jubel der Imperialisten und betäubendes Glockengeläute von allen Kirchentürmen beschlossen dieses mit wahrhaft erstaunlicher Kühnheit ausgedachte Lügenstück. Und wieder wanderte die Bevölkerung in dichten Scharen nach der garita, um — zur Erkenntnis zu gelangen, daß abermals eine gröbliche Täuschung vorlag.

Aber trotz aller Kunstgriffe der Regierungsorgane flackerte der Mut der Garnison nur mehr wie ein erlöschendes Lämpchen in schwachen Zuckungen auf und Porfirio Diaz hätte bei einem Sturmangriffe auf die Stadt sicherlich keinem ernstlichen Widerstande begegnet. Aber er zog es vor, seine Truppen zu schonen, da ja der Hunger ohnehin schon in den nächsten Tagen Mexiko unvermeidlich zur Übergabe zwingen mußte. Im Verlaufe der letzten Wochen hatten an 40.000 Einwohner die Stadt verlassen; aber die Notlage daselbst war dadurch nicht erleichtert worden. Die Zahl der Fälle von Hungertod hatte schon erschreckende Ziffern erreicht; einzelne Unglückliche, denen es noch gelungen war, die Befestigungslinien der Stadt zu überschreiten, besaßen nicht mehr die Kraft, um die benachbarten Dörfer zu erreichen, wo Überfluß an Lebensmitteln ihrer harrte; auf dem Wege dahin brachen sie zusammen und, schon so nahe am Ziele angelangt, gingen sie auf offenem Felde elend zu Grunde. Doch wer kümmerte sich um das Schicksal dieser Bejammernswerten? Und Marquez hatte noch die Unverschämtheit, verkünden zu lassen, daß im Lager der Juaristen der größte Mangel herrsche und Porfirio Diaz seine Truppen darben lassen müsse!

Den fremden Truppen in Mexiko war der Befehl erteilt worden, die nötigen Lebensmittel für die Garnison, nötigenfalls unter Anwendung brutaler Gewalt, aufzutreiben; die requirierenden Mannschaften gingen von Haus zu Haus und nahmen kurzweg mit sich fort, was an Nahrungsmitteln vorhanden war. Marquez übte den rücksichtslosesten Terrorismus aus und erpreßte durch die raffiniertesten Barbareien, was er von den unglücklichen Mexikanern zur Fortsetzung seines verbrecherischen Widerstandes bedurfte. Herr Beisteguì, ein angesehener, im vorgerückten Alter stehender Bürger, wurde als widerspenstiger Zahler unter militärischer Bewachung in ein Gemach gebracht und durfte sich daselbst weder niedersetzen, noch auch zur Stütze seines Körpers sich irgendwo anlehnen, bis er nicht gezahlt hatte, was von ihm gefordert wurde. Andere wurden durch die Drohung sofortigen Erschießens zur Nachgiebigkeit bewogen. Derartige Fälle von Erpressung zählten zu den täglichen Vorkommnissen; die ganze Bevölkerung jammerte über diese unerhörten Bedrückungen, aber niemand hatte den Mut, sich gegen das schändliche Treiben jenes Wüterichs aufzulehnen. Eine Bevölkerung von 200.000 Einwohnern ließ sich durch nicht mehr als 2000 ausgehungerte und gänzlich demoralisierte Soldaten widerstandslos mißhandeln; denn auf eine nur so geringe Zahl von Truppen konnte Marquez noch mit einiger Sicherheit zählen; der Rest der Besatzung wartete nur auf die nächste günstige Gelegenheit zum Auseinanderlaufen. Wenn ich es nicht selbst mit angesehen hätte, würde ich es für undenkbar gehalten haben, daß Marquez mit so beschränkten Mitteln sich auch nur einen Tag lang zu behaupten vermocht hätte.

Die „Hyäne von Tacubaya“ schien angesichts des nahe bevorstehenden Zusammenbruches seiner Tyrannis jede Regung der Menschlichkeit verloren zu haben. Dies bewies er selbst seinen eigenen Anhängern gegenüber: als nach einem Ausfalle der Kaiserlichen mehrere ihrer Verwundeten auf dem Felde außerhalb der Befestigungslinien zurückgeblieben waren und republikanische Soldaten sich nahten, um jene wegzutragen, ließ Marquez auf letztere Feuer geben. Die Verwundeten blieben hilflos ihrem Schicksale überlassen;

einige unter ihnen streckten auf dem Boden liegend ihre Arme bittend in die Höhe; ein feindlicher Trompeter ließ sich durch diesen herzzerreißenden Anblick verleiten, den Sterbenden zu Hilfe zu kommen — er wurde auf Befehl des Oberkommandanten niedergeschossen. Niemand kümmerte sich mehr um jene Verwundeten — am nächsten Tage gab es da reichliche Nahrung für die Aasgeier.

In der republikanischen Armee frohlockte man bei dem Gedanken, daß Marquez zweifellos binnen wenigen Tagen der wohlverdienten Strafe entgegengeführt werden würde; denn daß es diesem auf Schritt und Tritt von zahlreichen Spähern umgebenen Manne gelingen sollte, den nach seinem Blute dürstenden Feinden zu entkommen, wurde für unmöglich gehalten.

Baron Lago verfügte sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Tacubaya sofort wieder zu General Diaz und wurde auch diesmal mit der größten Artigkeit aufgenommen. Der General drückte unter anderem sein Bedauern darüber aus, daß es ihm nicht gelungen war, die fremden Truppen, denen gegenüber er die wohlwollendsten Gesinnungen zu hegen angab, zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und er lud jetzt meinen Chef ein, sich mit ihm ins Einvernehmen zu setzen, um mit ersteren den Abschluß einer Kapitulation zu stande zu bringen. Porfirio Diaz erklärte, daß für den Fall, als die europäischen Truppen die ihnen von ihm vorgeschlagenen Bedingungen zurückweisen sollten, ihm nichts anderes übrig bleiben würde, als mit rücksichtsloser Strenge vorzugehen und sämtliche fremde Offiziere, die in seine Hände gerieten, standrechtlich zu erschießen. Baron Lago ging selbstverständlich sofort auf den ihm von Porfirio Diaz gemachten Vorschlag ein und benützte einen von dessen vertrauten indianischen Agenten, um seine Landsleute in der Stadt über die Sachlage zu informieren.

Tacubaya war seit meinem letzten Aufenthalte noch mit einem ansehnlichen Zuwachs an Bevölkerung bedacht worden, da die Auswanderung aus Mexiko in der Zwischenzeit in ausgedehntem Maßstabe angedauert hatte. Der Menschenandrang spottete aller Beschreibung: gerne zahlte man 2 Taler, um nur irgendwo eine Binsenmatte in einem ge-

deckten Raume als Schlafstelle für eine Nacht zu erlangen. Durch die freundliche Verwendung des schon von mir erwähnten Hamburgers Hube wurden sowohl Baron Lago wie ich ganz leidlich untergebracht; ich bewohnte eine Art von Pavillon gemeinsam in größter Eintracht mit keinem Geringeren als dem leiblichen Neffen des Oberkommandanten, der es auch unserer imperialistisch gesinnten Hausfrau nicht verübelte, daß sie sämtliche Stühle bis auf einen einzigen aus seinem Zimmer entfernte, um das Mobiliar in dem meinigen reicher auszustatten.

Es wurde damals behauptet, daß die Offiziere der unter Escobedo stehenden Nordarmee sich von ihren Kameraden der Südarmee vor Mexiko durch größere militärische Tüchtigkeit auszeichnen sollten. Ich vermochte die Richtigkeit dieser Ansicht nicht zu beurteilen; wohl konnte ich aber den republikanischen Offizieren in Tacubaya das Zeugnis ausstellen, daß sie sich manierlicher gegen uns benahmen als ihre Standesgenossen in Queretaro. Nach den qualvollen dort verlebten Tagen der Demütigung und der rohesten Beschimpfung kam es mir jetzt in Tacubaya vor, als befände ich mich in einem Kreise wohlwollender Fremdlinge.

Es gelang meinem Chef, die von ihm mit Porfirio Diaz vereinbarten Kapitulationsbedingungen ohne Vorwissen der mexikanischen Autoritäten zur Kenntnis der österreichischen Offiziere zu bringen, und da ersterer sich ungemein entgegenkommend erwies und sogar versprach, sämtliche Europäer auf Regierungskosten nach Vera Cruz zu schaffen, damit sie sich dort nach ihrer Heimat einschiffen könnten, beschlossen die fremden Offiziere am 19. Juni, die ihnen angetragenen Bedingungen anzunehmen und zum Zeichen, daß sie sich nicht weiter am Kampfe beteiligen würden, auf ihrer Kaserne die weiße Flagge zu hissen. Hiermit war dem Terrorismus des lugarteniente wie mit einem Zauberschlage plötzlich ein Ende gemacht: binnen wenigen Stunden war die gesamte Garnison vollständig vom Schauplatze verschwunden (die fremden Truppen verblieben dem mit Porfirio Diaz getroffenen Übereinkommen gemäß in ihrer Kaserne eingeschlossen); die Mannschaft suchte einfach das Weite und als einzige

Überreste der ehemaligen kaiserlichen Armee bedeckten ganze Haufen von weggeworfenen Waffen und Monturstücken aller Art die Wälle der Stadt — das Drama der Verteidigung Mexikos war ausgespielt und da Marquez bereits spurlos vom Schauplatz seiner Missetaten verschwunden war, hatte es General Tabera übernehmen müssen, dem Feinde bekanntzugeben, daß sich ihm Mexiko auf Gnade und Ungnade bedingungslos ergebe.

Am 19. Juni des Abends teilte Herr Hube meinem Chef eine soeben aus Queretaro in Tacubaya eingetroffene Depesche Escobedos mit, welche die offizielle Meldung enthielt über die am selben Morgen in Queretaro vollzogene Hinrichtung des Kaisers, Miramons und Mejias. Die erschütternde Nachricht war für uns keine Überraschung — wir hatten gewußt, daß wir keinen anderen Ausgang der mexikanischen Tragödie erwarten durften. Ein geringer Trost war der Gedanke, daß der erlauchte Märtyrer mit so bewunderungswerter Fassung dem Tode, als einer Erlösung von seinen physischen und moralischen Leiden, entgegengesehen hatte. Schmerzlich für uns Österreicher war es, vernehmen zu müssen, wie der Hamburger Hube nicht nur für das gefallene Opfer der siegreichen mexikanischen Republik kein Wort des Mitleids fand, sondern selbst uns gegenüber seine Befriedigung über den Vollzug des Todesurteils aussprach. Dieser würdige Landsmann des Hauptmanns Enkins in Queretaro war auch hocherfreut, uns mitteilen zu können, daß Juarez eine lange Liste von dem Tode geweihten Persönlichkeiten zusammengestellt haben sollte und daß somit für die nächste Zukunft noch zahlreiche Hinrichtungen in Aussicht standen. Die blutdürstigen Erwartungen Hubes sind — vielleicht zu seiner schmerzlichen Enttäuschung — nicht in Erfüllung gegangen.

VI. Kapitel.

Meine Rückkehr nach Queretaro, Einbalsamierung der kaiserlichen Leiche.

Auf Ansuchen meines Chefs telegraphierte Porfirio Diaz noch am 19. Juni an den Präsidenten, um ihn zu ersuchen, die Leiche des Kaisers einbalsamieren und, wenn tunlich, der österreichischen Gesandtschaft ausfolgen zu lassen. Juarez erwiderte hierauf, daß er bereits den Befehl zur Vornahme der Einbalsamierung erlassen habe. Ich erhielt infolge dessen von Baron Lago den Auftrag, am nächsten Morgen die Rückreise nach Queretaro anzutreten, um an Ort und Stelle darüber zu wachen, daß dem kaiserlichen Leichname eine würdige Behandlung zu Teil werde, sowie auch um die nötigen Vorbereitungen zum Transporte desselben nach Europa zu treffen. Ich bekam da eine ebenso peinliche als schwierige Mission zugewiesen, welche meiner Überzeugung nach meine schwachen Kräfte weit überschritt. Was sollte ich armer Wurm in Queretaro allein zu stande bringen, ohne mich irgendwie zur Geltendmachung meiner Wünsche auf meine amtliche Stellung berufen zu dürfen? Wie sollte ich es über mich bringen, angesichts der Leiche des erschossenen Erzherzogs Augenzeuge des rohen Unfuges zu sein, dem sich die Offiziere dort ohne Rücksicht auf den Toten zweifellos hingeben würden?

Um das Maß meiner Entmutigung vollzumachen, hatte mich mein Chef in unseren dermaligen bedrängten finanziellen Verhältnissen nur auf das notdürftigste mit den nötigen Geldmitteln zur Bestreitung der Reisekosten ausrüsten können. Wie ich aber dann weiter in Queretaro meinen Unterhalt

decken sollte, darüber versprach mir Baron Lago nachträgliche Mitteilungen. Und was sollte aus mir werden, wenn ich etwa abermals aus Queretaro ausgewiesen würde, eine Eventualität, auf die ich mich immerhin gefaßt machen mußte! Der juaristische General Baz, ein intimer Freund Hubes, versah mich zwar mit einem Empfehlungsbriefe an den ihm persönlich nahestehenden General Escobedo; aber jenes Schreiben sicherte mich in keiner Weise gegen die bei unserer Ausweisung aus Queretaro gegen uns ausgesprochene Drohung, daß uns die Rückkehr dorthin das Leben kosten würde. Auch in diesem Punkte versprach mir Baron Lago eine nachträgliche Regelung dieser Angelegenheit, da er sich ohne Verzug nach San Luis wenden wolle, damit mir der Aufenthalt in Queretaro gestattet werde. Das betreffende Telegramm meines Chefs scheint aber nicht an seine Bestimmung gelangt zu sein und da die Zeit drängte, mußte ich auf gut Glück meine Reise antreten.

Die mir von meinem Chef erteilten Instruktionen beschränkten sich auf ein Zettelchen, welches die Bemerkung enthielt, daß ich alles zu tun berechtigt sei, was die Umstände erforderten. Hiermit war also meinem persönlichen Ermessen der ausgedehnteste Spielraum überlassen. Über die Beschränktheit meiner Vollmachten durfte ich mich in der Tat nicht beschweren.

Als ich mich mit dem Gefühle der größten Entmutigung zur Abreise anschickte, war ich von der Überzeugung durchdrungen, daß ich sicherlich wenig oder auch gar nichts erreichen, möglicherweise aber durch einen etwa von meiner Seite begangenen Fehlgriff die unliebsamsten Komplikationen herbeiführen könnte. Dieser Gedanke nahm mich so sehr in Anspruch, daß es mich vollkommen gleichgültig ließ zu vernehmen, daß die Diligence an den beiden letzten Tagen vor Queretaro von den Straßenräubern mit Gewehrsalven empfangen worden war — ein in Mexiko ziemlich seltenes Vorkommnis — wobei beide Male mehrere Passagiere ihr Leben einbüßten. Ich war den Compadres schon so oft glücklich entkommen, daß ich auch diesmal auf mein erprobtes Glück zählte; mich quälte nur das Bewußtsein meiner

eigenen Ohnmacht und dieses Gefühl machte mich mutlos wie ein Kind, das allein in die weite Welt hinausgestoßen wird.

Als unsere Diligence am Morgen des 20. Juni noch in finsterer Nacht Tacubaya verließ, ordneten sich eben die republikanischen Truppen zum Einzuge in Mexiko; um wie viel lieber hätte ich mich diesen Soldaten angeschlossen, um in den nächsten Stunden im Kreise meiner zahlreichen Freunde in der Stadt Sympathie und Trost zu finden.

Bei Tagesanbruch musterte ich meine Reisegefährten in der Diligence, was früher der Dunkelkeit wegen unmöglich gewesen war. Es hatte den Anschein, als befände ich mich in anständiger Gesellschaft; die Konversation war bald unter uns in Gang gebracht und zu meiner nicht geringen Freude entdeckte ich, daß sämtliche Reisende gut kaiserlich gesinnt waren. So hatte ich wenigstens nicht zu besorgen, während der Reise als Europäer und als Imperialist gröblichen Insulten ausgesetzt zu sein. Mein Nachbar zur Rechten, der sich mir als Direktor der Telegraphenlinie von San Luis nach Queretaro vorgestellt hatte, überraschte mich in sehr unliebsamer Weise durch die Bitte, ob ich nicht während der zweitägigen Fahrt die Auslagen seiner Verköstigung bestreiten wolle, da er auf seiner letzten Fahrt nach Tacubaya vollständig von den Compadres (die Straßenräuber gestalteten sich schon nachgerade als komische Figuren einer Operette) ausgeplündert worden war und daher vorsichtshalber diesmal kein Bargeld mit sich genommen hatte. Mir kam diese Bitte des Telegraphendirektors höchst ungelegen; denn mein gesamtes Vermögen reduzierte sich auf 22 Taler, von denen ich 16 Taler in einem Goldstücke in einem meiner Schuhe in Sicherheit gebracht hatte. Ich konnte aber den freundlichen alten Herrn doch auch nicht unterwegs verhungern lassen und so entschloß ich mich mit schwerem Herzen zur Übernahme seiner Verpflegung.[1] Mein Nachbar zur Linken war am vorigen Tage auf der Fahrt von Puebla nach Tacubaya um Uhr und Rock gekommen; er fuhr nun

[1] In Queretaro erhielt ich meine Auslagen pünktlich ersetzt.

nach Queretaro zum Besuche seines daselbst in Gefangenschaft befindlichen Bruders, der jeden Tag erschossen zu werden erwartete.

Ich hatte Recht gehabt, mir um ein Zusammentreffen mit den ladrones keine Sorge zu machen; unsere Diligence kam glücklich durch und ohne Unfall erreichte ich Queretaro. Mit den schmerzlichsten Gefühlen betrat ich zum zweiten Male diese Stadt und bezog wieder die an peinlichen Erinnerungen aller Art so reiche casa de diligencias. Hier erfuhr ich zu meiner nicht geringen Freude, daß Escobedo inzwischen nach San Luis abgereist war und daß der durch seine Gutherzigkeit bekannte General Treviño — der tüchtigste Reitergeneral in der ganzen republikanischen Armee — das Kommando über die wenigen in Queretaro zurückgebliebenen Truppen übernommen hatte. Große Freude bereitete es mir nicht minder, wahrzunehmen, daß von dem Augenblicke an, wo ich eine bestimmte Aufgabe zum Handeln vor mir hatte, die mutlose Stimmung schwand, welche mich auf der ganzen Reise so empfindlich niedergedrückt hatte, und ich schritt nun getrost zur Überwindung von Hindernissen, die ich früher für unübersteiglich angesehen hätte.

General Treviño hatte angeordnet, daß jeder Fremde, der Queretaro betrat, sich bei ihm vorzustellen habe; ich begab mich daher unverzüglich in das Hauptquartier des Generals. Unter dem Haustore daselbst lagen zwei Ordonnanzen platt auf der Erde ausgestreckt; da sie nicht Miene machten, mich passieren zu lassen, mußte ich über ihre trägen Leiber hinübersteigen. Treviño war eben persönlich nicht zu sprechen, ließ mir aber durch seinen Adjutanten sagen, daß mir der Zutritt zur Leiche des Kaisers gestattet sei. Diese war nach der Exekution in die in eine Art von Laboratorium umgewandelte Kapelle des Klosters Capuchinas gebracht und daselbst dem Dr. Licea zur Einbalsamierung übergeben worden. Im Vertrauen auf die mir von Treviño gewährte Erlaubnis hoffte ich ohne weitere Schwierigkeiten in jenen Raum eingelassen zu werden. Dem war aber nicht so: der wachhabende Offizier wies mich barsch ab, da ich keine schriftliche Erlaubnis vorweisen konnte. Um mir

eine solche zu verschaffen, kehrte ich wieder zu General Treviño zurück; ich gelangte anstandslos bis in sein Vorgemach, mußte aber hier über eine Stunde lang warten, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, mich beim General anzumelden. Während ich mich da vor ohnmächtiger Ungeduld verzehrte, kam eine jugendliche, in tiefe Trauer gekleidete Dame, um für ihren gefangenen Bruder irgend eine Gnade zu erbitten; ohne sich im mindesten um meine Gegenwart zu kümmern, machte der diensttuende Adjutant der schönen Dame lebhaft den Hof; da er selbst ein sehr vorteilhaftes Äußere besaß, schien er rasch das Herz der Bittstellerin gewonnen zu haben, und im heitersten Tone führten die beiden eine lebhafte Konversation — mit dem gefangenen Bruder schien es wohl keine besondere Eile zu haben. Und von mir war schon überhaupt nicht die Rede! Empört über den Leichtsinn der jungen Dame verließ ich das Gemach und verzichtete auf längeres, wie mir schien ohnehin nutzloses Warten.

Nach Capuchinas zurückgekehrt, versuchte ich, ohne jemanden um die Erlaubnis hierzu zu bitten, in die Kapelle zu gelangen; aber die zwei Wachposten am Zugange zu derselben schickten sich an, mir mit den Kolben ihrer Gewehre auf die Füße zu stoßen, wenn ich es wagen wollte, weiter vorzudringen. Ich mußte mich daher wieder an den wachhabenden Offizier wenden; dieser würdigte mich aber jetzt nicht einmal einer Antwort, denn er hatte da einen ganz besonderen Spaß vor und daher auch keine Zeit, mir Gehör zu schenken. Ein Soldat hatte eben einen Pack Raketen gebracht, um dem Falle Mexikos zu Ehren ein Feuerwerk abzubrennen, und während aus demselben Anlasse die Salven des Geschützes von der Höhe der Cruz herunter donnerten, flogen ganze Garben von Raketen — nach Landessitte am hellichten Tage — über Capuchinas in die Luft. Die wenigen Menschen, welche sich zufällig auf der Straße befanden, ergriffen bestürzt die Flucht, als der Offizier zur Erhöhung des Genusses die Raketen gegen sie zu richten für gut fand.

Wütend stand ich unter dem Tore von Capuchinas und wußte mir in meiner Hilflosigkeit keinen Rat: da trat zu-

fällig der mir persönlich bekannte Arzt Riba de Neyra (der sich stets anständig gegen uns benommen hatte) aus dem Kloster heraus; ich klammerte mich sofort an ihn als Retter in der Not an und durch seine Verwendung gelang es mir auch, glücklich bei jenen beiden Wachposten vorbeizukommen. Schon glaubte ich endlich alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, als mir der mit der Einbalsamierung der Leiche betraute Arzt Licea in Hemdärmeln, aber mit um den Leib geschnalltem Revolver entgegenkam und mir erklärte, daß er mich letztere jetzt noch nicht sehen lassen könne, weil der Anblick gegenwärtig so abstoßend sei („es muy feo“, sagte der Doktor, „tiene los ojos abiertos y le darà horor a Usted, de ver la cara“); ich solle lieber warten, bis er mit seiner Arbeit des Einbalsamierens weiter vorgeschritten sei. Diese Ansprache des Arztes schnürte mir förmlich das Herz zusammen: welch gräßlicher Moment stand mir also bevor, wenn selbst Licea Bedenken trug, vor mir das schauerliche Bild zu enthüllen! Ich dankte dem Arzte für seine wohlgemeinte Rücksicht auf meine Gefühle, bemerkte ihm jedoch, daß es sich nicht darum handle, ob mir der Anblick der Leiche einen mehr oder weniger peinlichen Eindruck verursache; ich wäre von meinem Chef beauftragt worden, die Identität des Leichnams zu konstatieren, und müsse diesen daher sehen, in was immer für einem Zustande er sich befinde. Da Licea dessenungeachtet auf seiner Weigerung beharrte, schöpfte ich Verdacht, daß etwa die Leiche auf unwürdige Weise profaniert



Leiche des Generals Mejia.

worden sei und daß mir dies nun verheimlicht werden solle. Ich bestand daher nur umso entschiedener auf meinem Begehren.

Nach langem Sträuben gab Dr. Licea endlich nach und ließ mich sein Laboratorium betreten. Es war eben um die Zeit der in den Tropen so rasch sich vollziehenden Abenddämmerung: bei Betreten des Gemaches erblickte ich eine in ein leinenes Umschlagtuch gewickelte menschliche Gestalt von abnormer Magerkeit, welche von einem mitten in dem Raume an der Decke desselben befestigten Stricke frei schwebend herabhing. Das mußte des Kaisers Leiche sein — ich wagte es kaum, meinen Blick nach jener Gestalt zu richten! Ich sollte aber auf ihren Anblick noch durch ein anderes erschreckendes Bild vorbereitet werden: Dr. Licea führte mich zunächst zu einem in der Ecke der Kapelle aufgestellten offenen Holzsarge von bettelhafter Einfachheit, in welchem der ehrliche, tapfere Mejia ausgestreckt lag. Da Licea sah, wie ich entsetzt meinen Blick von dem Inhalte jenes Sarges abwendete, bemerkte er lachend: „Ja, Sie haben Recht, Mejia sieht recht häßlich aus. Aber was wollen Sie, ich kann aus einem Indianer nichts Schönes zu stande bringen und sollte ich Juarez in eigener Person (der Präsident war wie Mejia ein Vollblutindianer) zum Einbalsamieren bekommen, ich würde nur mit Widerwillen an die häßliche Arbeit gehen. Ja, aber ‚el Emperador‘ (der heuchlerische Doktor gebrauchte in meiner Gegenwart stets nur diese Bezeichnung, während selbst die Imperialisten nur einfach von ‚Maximiliano‘ sprachen und sich niemals des Kaisertitels bedienten) ist ein sehr schöner Mann und das ist für mich ein Vergnügen, einen so schönen Menschen einzubalsamieren. Jetzt freilich sieht er nicht gut aus; aber warten Sie nur, bis ich fertig bin — ich werde ihn ganz zu Ihrer Befriedigung herrichten.“

Ich glaubte, ich müsse vor Entrüstung von Sinnen werden, daß ich solche Worte anhören mußte, ohne den elenden Doktor für seine cynische Unverschämtheit nach Gebühr züchtigen zu können.

Licea hatte sich mit der Einbalsamierung des „häßlichen“ Mejia nur wenig Mühe gegeben: das Gesicht des alten India-

ners grinste noch wie im Todeskampfe; die stieren Augen glotzten weit aufgerissen ins Leere und der offene Mund war vollgestopft mit weißer Baumwolle, welche sich auf dem dunkelbraunen Antlitze Mejias wie Seifenschaum ausnahm. Ich hatte eine widerliche Karikatur des Todes vor mir; und doch konnte ich mich nicht entschließen, mein Auge von diesem Sarge abzuwenden; denn ich wollte so lange wie möglich einen für mich noch weit peinlicheren Anblick hinausschieben. Aber es drohte bald dunkel zu werden und Licea, der keine Zeit mit mir zu verlieren hatte, führte mich zu jener verhüllten weißen Gestalt. Indem er mir erklärte, daß er die Leiche habe aufhängen müssen, damit sie rascher eintrockne, beseitigte er das Tuch, in welches das Haupt des Leichnams eingewickelt war, und ich erblickte die Züge des verewigten Kaisers von Mexiko zum ersten Male wieder, seit ich ihn zuletzt in Mexiko in seinem Palaste von einem zahlreichen Hofstaate umgeben gesehen hatte. Damals erklärte er von seinem Throne aus, daß er die kaiserliche Krone mannhaft gegen ihre Feinde zu verteidigen entschlossen und daß ein Habsburger niemals seinem Worte untreu geworden sei. Jetzt hing die Leiche des durch schmählichen Verrat vom Throne gestürzten Kaisers an einem nachlässig um den Leib geschlungenen gewöhnlichen Stricke: die matten hellblauen Augen blickten mir starr, aber ausdruckslos ins Gesicht und der schöne blonde Bart hing steif zu beiden Seiten des Antlitzes herab; letzteres war mit einem gewöhnlichen glänzenden Firnisse



General Miramon.

überstrichen worden; die Gestalt des Kaisers befand sich enge in weiße Bandagen eingeschlossen, was wohl darauf hindeutete, daß die Einbalsamierung der Leiche noch nicht vollendet war.

Dieser niederschmetternde Anblick überwältigte mich so sehr, daß ich den weiteren Bemerkungen Liceas kein Gehör zu schenken vermochte. Als befänden wir uns in einem gewöhnlichen anatomischen Laboratorium, setzte mir der Doktor das von ihm angewendete Einbalsamierungssystem auf das gründlichste auseinander. Nicht wenig tat er sich auf die große Sorgfalt zu gute, deren er sich deshalb beflissen habe, damit „die Angehörigen des Kaisers durch die Resultate seiner Arbeit zufriedengestellt würden“.

Um mich überzeugen zu können, daß die Züge nicht entstellt wären, nötigte mich der Doktor, auf einen Stuhl zu steigen und aus nächster Nähe in das Antlitz des entseelten Kaisers von Mexiko zu blicken. „Erkennen Sie ihn wieder?“ frug mich Licea — ich brachte die bejahende Antwort nicht über meine Lippen.

Was mußte ich nun gewahren, als ich wie betäubt von meinem Stuhle herabstieg? Fast im Schatten der Leiche sitzend, las ein Offizier, den ich bisher noch gar nicht bemerkt hatte, seine Abendzeitung: das war Oberstlieutenant Sanchez, der Präsident des Kriegsgerichtes, welches das Todesurteil über den Kaiser ausgesprochen hatte, und welcher sich jetzt angesichts seines Schlachtopfers durch Lektüre teilnahmslos die Zeit verkürzte! Ich vermochte es in jenem Raume nicht länger auszuhalten — ein so cynisches Zurschautragen unmenschlicher Gefühllosigkeit benahm mir den letzten Rest meiner auf die härteste Probe gestellten moralischen Kraft — ich eilte ins Freie hinaus — fort von dieser entsetzlichen Profanierung des Todes! Aber Licea war nicht gesonnen, mir so bald Ruhe zu vergönnen: ich mußte mir nun von ihm noch genau vorrechnen lassen, was die verschiedenen zur Einbalsamierung verwendeten Ingredienzien gekostet hatten; so sollten unter anderem der Leiche gläserne Augen eingesetzt werden — da aber in Queretaro keine blauen Augen zu bekommen waren, habe er eben an diesem Tage

eigens einen Soldaten nach Mexiko geschickt, um dort den benötigten Einkauf zu besorgen; das koste so und so viel als Extraauslage; und der Weingeist, mit dem die Leiche gewaschen wurde, wäre von der feinsten Qualität und darum auch besonders teuer gewesen. Ich kann die ruchlosen Späße nicht wiederholen, welche dieses Scheusal die Frechheit hatte, mir ins Antlitz zu schleudern. Er wußte wohl, daß ich mir von ihm alles gefallen lassen mußte, und ohne Erbarmen beutete er meine Wehrlosigkeit aus, um seinen patriotischen Gefühlen als Republikaner in der gemeinsten Art Luft zu machen.

Als mir Licea endlich zum Abschiede die Hand reichte, war es mir, als hätte ich eine giftige Schlange berührt.

Ich rannte von Capuchinas weg, als würde ich von reißenden Tieren verfolgt. In meinem Hotel hoffte ich die erforderliche Ruhe zu finden, um meine Gedanken wieder sammeln zu können; denn augenblicklich befand ich mich in einem geradezu unzurechnungsfähigen Zustande. Aber auch das sollte mir noch nicht vergönnt sein, mich ungestört meinen düsteren Gefühlen hingeben zu dürfen: die Diligence aus Guanajuato hatte des Nachmittags eine volle Ladung von Reisenden nach Queretaro gebracht und da im Hotel kein Raum mehr frei war, hatte man, während ich in Capuchinas verweilte, einen Gast in meinem Zimmer untergebracht. Dieser Mann, der für politische Fragen sich nicht im geringsten interessierte, brachte mich durch sein gleichgültiges Geschwätz in meiner erregten Stimmung vollends zur Verzweiflung. Zu meiner großen Freude setzte er seine Reise noch im Verlaufe der Nacht weiter fort und ich blieb von da an wenigstens Herr in meinem Zimmer.

Am nächsten Morgen besuchte mich Tüdös, der ungarische Koch des Kaisers; er war der einzige Europäer, welcher der Exekution am 19. Juni beigewohnt hatte, und aus seinem Munde vernahm ich nähere Einzelheiten über den Tod seines Herrn, dem er treu bis zu seinem letzten Todesgange gefolgt war.

Von Tüdös wurde ich auch in den Besitz der Kleider (Rock und Weste) gesetzt, welche der Kaiser bei seinem

Tode getragen hatte. Da der Monarch in seinem Gefängnisse über keine anderen Kleidungsstücke als über eine Jacke aus hellem Tuche verfügte und da es ihm widerstrebte, in einem solchen unziemlichen Anzuge dem Tode entgegenzugehen, war in der letzten Stunde für ihn ein aus grobem Tuche angefertigter schwarzer Gehrock herbeigeschafft worden, den er am 19. Juni zum ersten und zum letztenmale in seinem Leben benützte.

In Begleitung des Tüdös begab ich mich nach dem Cerro de la Campana, um die traurige Stätte zu besichtigen. Auf dem Wege dahin zeigte mir mein Führer eine mitten in einem offenen Felde gelegene kleine Grube, in welcher General Mejia während der Belagerung durch zwei Wochen auf dem bloßen Erdboden sein „Hauptquartier" gehabt hatte.

Der Cerro de la Campana liegt etwa einen Kilometer von Queretaro entfernt; man übersieht von dieser Anhöhe aus die ganze Stadt. Es war eine raffinierte Grausamkeit Escobedos gewesen, den Kaiser gerade auf jener Stelle dem Tode zu weihen, welche während des Kampfes eines der stärksten Bollwerke der Belagerten gebildet hatte und auf welcher der Kaiser nach dem Verrate des Oberst Lopez dem Feinde seinen Degen übergeben mußte. Der Hügel war damals mit Ausnahme einiger niedriger Sträucher fast ohne alle Vegetation. Drei kleine hölzerne Kreuzchen und eine Handvoll zusammengetragener loser Steine bezeichneten nun die Stelle, wo vor drei Tagen der Kaiser von Mexiko, der vormalige Präsident der Republik ‚Miramon' und der General Mejia ihr Leben beschlossen hatten. Von armen Indianern aus der Umgegend war in der Nacht nach der Exekution den drei unglücklichen Opfern derselben dieses Monument gesetzt worden. Von liebender Hand war die Stelle, wo der Kopf des sterbenden Kaisers im Falle zuerst den Boden berührte, mit einem Kissen aus eingesammelten Blättern bedeckt worden. Eine unbeschreibliche Wehmut erfaßte mich bei dem Anblicke dieser armseligen Erinnerungszeichen an den Tod des unglücklichen Kaisers von Mexiko. Der Habsburger hatte Europa verlassen, er hatte allen Verbindungen



Cerro de la Campana (Richtstätte).

mit seinen europäischen Freunden entsagt, er hatte seine ganze Zukunft ausschließlich dem Wohle des mexikanischen Volkes geweiht und nun schmückte die Stelle, wo er für letzteres sein Herzblut vergossen hatte, kein anderes Andenken als einige gesammelte Steine und ein aus zwei dürren Baumzweigen hergestelltes, etwa einen halben Meter hohes Kreuz!

Am Tage der Exekution waren, sobald die zu derselben ausgerückte Mannschaft den Cerro verlassen hatte, Indianer herbeigeeilt, um zur Erinnerung an den Verblichenen ihre Tücher in das von ihm vergossene Blut zu tauchen, um diese als kostbares Andenken an den verewigten Kaiser aufzubewahren. Der Monarch war während seiner Regierung der Urbevölkerung Mexikos stets mit besonderem Wohlwollen entgegengekommen: nun nach seinem Tode verehrten ihn die Indianer wie einen Märtyrer, der er auch in der Tat gewesen.

Tüdös führte mich dann noch auf den jenseitigen Abhang des Cerro, um mir da eine im Schatten eines Felsstückes gelegene Steinplatte zu zeigen, auf welcher der Kaiser zu Beginn der Belagerung mehrere Nächte hindurch sein Nachtlager unter freiem Himmel gehabt hatte. Tüdös, der sich stets in der nächsten Nähe seines Herrn befunden hatte, erzählte mir, es sei ein wahres Wunder gewesen, daß der Kaiser an jener Stelle von feindlichen Kugeln verschont geblieben sei; denn sein Verbleib an diesem Orte sei den Dissidenten bekannt geworden und sie richteten daher durch einige Tage ein wohlgenährtes Geschützfeuer nach dem Cerro de la Campana.

Wieder zu den ärmlichen drei Steinhaufen zurückgekehrt, traf ich daselbst einen Soldaten in der Uniform der Cazadores de Galeana (der Leibgarde Escobedos), der, sobald er meinen Führer Tüdös gewahr wurde, diesen auf Ungarisch ansprach. Mein Erstaunen über die wohlbekannten Laute aus dem Munde eines mexikanischen Soldaten läßt sich nicht beschreiben. Vor mir stand aber ein echter Sohn der Puszta, der früher in der österreichischen Legion als Husar gedient hatte und dann als Kriegsgefangener — nach Landessitte — unter die Cazadores Escobedos eingereiht worden war. Da

ihn seine Kameraden wegen seines früheren Dienstes unter den Kaiserlichen fortwährend verhöhnten, hatte er den Entschluß gefaßt zu desertieren und er war noch nach dem Cerro gekommen, um sich, ehe er in die Sierra entfloh, von dort einige Steinchen zum Andenken an seinen ehemaligen Kriegsherrn mitzunehmen. Was für Schicksale mag der Mann dann später noch erlebt haben!



Exekutionspeloton.

Da, wie ich schon früher erwähnt habe, meine Geldmittel sich auf den Besitz von wenigen Talern beschränkten, mußte ich rechtzeitig auf die Eröffnung irgend einer finanziellen Hilfsquelle bedacht sein, um nicht in die Lage zu kommen, nicht einmal über einen einzigen blanken Taler verfügen zu können. Auf die Einsendung von Geldmitteln seitens meines Chefs hatte ich nicht zu rechnen, denn er war ja eben so arm wie ich. Aber der durch seine imperialistischen Sympathien wohlbekannte Banquier Rubio öffnete mir auf meine guten Worte hin bereitwillig seine Kassa und

so war ich wenigstens hinsichtlich der Geldfrage weiterer Sorgen glücklich enthoben. Bei Gelegenheit eines Besuches bei Rubio zeigte mir dieser zwei Kistchen, welche verschiedene aus dem kaiserlichen Nachlasse herrührende Objekte enthalten sollten und welche ihm von dem hamburgischen Vicekonsul Bahnsen in San Luis zur Verwahrung übergeben worden waren. Als ich die beiden Kisten im Namen der österreichischen Gesandtschaft reklamierte, bedauerte Rubio, meinem Wunsche nicht entsprechen zu können, da er von Bahnsen die Weisung erhalten habe, jenes Depositum an niemanden auszufolgen. Letzterer war am Todestage des Kaisers zugleich mit dem preußischen Gesandten in Queretaro anwesend gewesen und es scheint, daß er in seiner Eigenschaft als ein mit dem entsprechenden Exequatur ausgestatteter Konsul sowohl die hinterlassenen Effekten des Kaisers, als die von diesem in den letzten Tagen vor seinem Tode geschriebenen Briefe mit Beschlag belegt hatte. Da ich nicht annehmen konnte, daß dem hamburgischen Vizekonsul in seiner amtlichen Eigenschaft über die in Rede stehenden Gegenstände irgend ein Verfügungsrecht zustünde, telegraphierte ich ihm nach San Luis, er möge Rubio zur Herausgabe seines Depositums ermächtigen. Mein Begehren war umso mehr gerechtfertigt, als sich in einer jener Kisten nach Tüdös' Angabe ein Uniformstück befand, mit welchem die Leiche des Kaisers bekleidet werden sollte. Zu meinem nicht geringen Erstaunen telegraphierte Bahnsen, ohne mich einer Antwort zu würdigen, an Rubio, daß er mir das Depositum nicht ausfolgen dürfe. Das Telegramm an Rubio enthielt zu allem Überflusse noch eine mich persönlich betreffende Bemerkung beleidigenden Inhaltes: ich hatte nämlich in meinem an Bahnsen gerichteten Telegramme den Ausdruck „caja“ (Kiste) gebraucht und gleichzeitig um Einsendung der dazugehörigen Schlüssel ersucht. Es scheint nun, daß bei der Weiterbeförderung dieses Telegrammes irrtümlicherweise statt des Ausdruckes caja das Wort casa (Haus) aufgenommen worden war, was Bahnsen zur mehr als unziemlichen Bemerkung Anlaß gab, daß er mir über den „Hausschlüssel“ (clave de la casa) des Kaisers keine Auskunft geben könne!

Ich schrieb nun an den Vizekonsul einen höflichen Brief, worin ich ihm auseinandersetzte, daß über den Nachlaß eines österreichischen Erzherzogs ihm keinerlei Verfügungsrecht zustehe, zumal ein Vertreter des Ministeriums des kaiserlichen Hauses sich an Ort und Stelle befinde. Als Antwort erhielt ich von Bahnsen einen insolenten Brief, in welchem er unter anderen hervorhob, daß er von der österreichischen Gesandtschaft keine Befehle zu erhalten habe und daß er auch kein Postknecht (sic) sei, der mir auf mein Verlangen Briefe zu überbringen hätte. Also nicht genug damit, daß ich mich wie ein Wurm vor dem erstbesten mexikanischen Lieutenant krümmen mußte, sollte ich nun auch von einem Konsularagenten eines europäischen Staates die gröblichsten Beschimpfungen hinnehmen, ohne dagegen reagieren zu können. Man hat mir damals mitgeteilt, daß Bahnsen demnächst eine Reise nach Europa anzutreten beabsichtigte und vermutlich legte er aus gewissen leicht zu erratenden Gründen besonderen Wert darauf, in der Rolle eines Retters des kaiserlichen Nachlasses auftreten zu können. Ich besitze über Bahnsens Erlebnisse nach seiner Rückkehr nach Europa keinerlei Informationen. Mein Chef mußte dann von Mexiko aus diese skandalöse Korrespondenz mit Bahnsen noch weiter fortsetzen; es regnete beiderseits Insulte gröbster Art; Baron Lago wurde sogar von dem Vizekonsul zum Zweikampfe herausgefordert. Das Endresultat jener peinlichen Verhandlungen blieb aber, daß der Nachlaß des Kaisers der österreichischen Gesandtschaft nicht ausgefolgt wurde.

Bahnsen scheint sich auf den vom völkerrechtlichen Gesichtspunkte allerdings nicht ganz ungerechtfertigten Standpunkt gestellt zu haben, daß die österreichische Gesandtschaft der republikanischen Regierung gegenüber nicht amtlich aufzutreten die Befugnis hatte und daß daher auch er als bei letzterer wohlbestallter Konsul auf die Wünsche von „Privatpersonen" — als die wir theoretisch angesehen werden konnten — keine Rücksicht zu nehmen habe. Immerhin bildete das unwürdige Auftreten dieses Europäers eine beklagenswerte Episode in jener an betrübenden Zwischenfällen aller Art nur allzureichen Periode.

Ich unterließ nicht, die wenigen noch in Queretaro in der Gefangenschaft zurückgebliebenen kaiserlichen Offiziere zu besuchen, um ihnen meine Dienste zu etwaigen Aufträgen u. dgl. anzubieten. Fürst Salm, dessen Leben aus verschiedenen Gründen ganz besonders bedroht war, erbot sich, mir einen kurzgefaßten Bericht über die Belagerung Queretaros in die Feder zu diktieren, ein Antrag, den ich auf das bereitwilligste annahm. Ich war eben mit dieser geschichtlichen Aufzeichnung beschäftigt, als der österreichische Major P. entdeckte, daß ihm seine Uhr abhanden gekommen war. Der Dieb, ein Soldat der supremos poderes, war bald ausfindig gemacht und erhielt sofort auf Befehl seines Offiziers eine gehörige Tracht Prügel: so behandelte man damals die freien Soldaten der Republik! Mein Verkehr mit den Gefangenen war nur von sehr kurzer Dauer, da mir schon in den nächsten Tagen — aus mir unbekannt gebliebenen Gründen — die Erlaubnis zum Besuche derselben wieder entzogen wurde.

Da es den Anschein hatte, daß die Herausgabe der kaiserlichen Leiche von Juarez der k. k. Gesandtschaft nicht verweigert werden würde, befaßte ich mich mit einigen Vorbereitungen zum Transporte derselben nach Europa. Der kürzeste Weg von Queretaro nach der Küste führte durch die Sierra gorda, wo General Mejia seine Heimat gehabt hatte. Ich war gewarnt worden, den Weg durchs Gebirge ja nicht einzuschlagen, weil die dortigen Indianer ungemein wild und grausam wären. Da ich jedoch wußte, daß diese Rothäute stets treu zu Mejia und dem Kaiserreiche gehalten hatten, nahm ich an, daß ich gerade auf jener Route die Leiche am sichersten würde aus Mexiko bringen können. In meiner Ansicht bestärkte mich noch ein Indianer aus eben jener Sierra, welcher Mejia als Diener durch acht Jahre auf allen seinen Campagnen begleitet und der sich nun auch mir zur Dienstleistung angeboten hatte. Dieser Indianer, der die Sierra gorda wie seine eigene Tasche kannte, versicherte mir, daß wir dort überall förmlich im Triumph empfangen werden würden und daß ich mir auch keine Sorge darüber zu machen brauchte, wie die schwere Last des Sarges auf

den schlechten Reitsteigen im Gebirge fortzubringen sei. Wo die Pferde oder Maultiere nicht ausreichten, sollte es mir nirgends an willigen Händen fehlen, um alle Hindernisse des Weges zu überwinden. Nur dürfe ich mir ja nicht beikommen lassen, mich von einer Eskorte republikanischer Truppen begleiten zu lassen, denn ich müsse mich dann darauf gefaßt machen, daß wir zur Rache für den Tod Mejias samt und sonders niedergemacht würden, ehe wir noch die erste Nachtstation in der Sierra erreicht hätten. Ich war also, was die Wahl der einzuschlagenden Route betraf, vollkommen im klaren. Um weitere Verhaltungsmaßregeln zu erhalten, schrieb und telegraphierte ich (mit der Erlaubnis des Oberst Doria!) wiederholt an meinen Chef, ohne jedoch von ihm auf meine Anfragen eine Antwort zu erhalten. Wie ich nachträglich erfuhr, ist keine meiner Mitteilungen an ihre Bestimmung gelangt und wurden ebenso die von Baron Lago an mich gerichteten Zuschriften abgefangen. Unter solchen Umständen war meine Lage eine wenig beneidenswerte: ich stand vollkommen vereinsamt da, von allen Seiten von Feinden umgeben, abgeschnitten von der übrigen Welt. In ganz Queretaro war niemand, den ich hätte um Rat fragen können; denn die wenigen Konservativen, welche ich noch von meinem ersten Aufenthalte in Queretaro her kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, vermieden ängstlich jeden Umgang mit dem unwillkommenen Fremdling. Der Canonicus Manuel de Soria, welcher dem Kaiser zur Richtstätte das Geleite gegeben hatte, wagte kaum, als ich ihn in seiner Wohnung aufsuchte, mich in diese einzulassen. Mit zitternder Hand übergab er mir einen Brief, den der Kaiser zwei Tage vor seinem Tode an Papst Pius IX. geschrieben hatte, und er beschwor mich, hierüber das strengste Geheimnis zu bewahren und ja niemals seinen Namen zu erwähnen. Während meines Besuches und vermutlich erst durch meine Gegenwart dazu ermuntert, setzte Pater Soria ein Schreiben auf, worin er „im Auftrage des Kaisers“ der so schwer geprüften Mutter die letzten Grüße des Sohnes übermittelte. Moriturus te salutat! Der unglückliche Monarch mochte wohl wenig Trost bei einem Priester gefunden haben, der in jeder Hin-

sicht sich so wenig zur Ausübung seines hohen Berufes geeignet zeigte und dessen Bildungsgrad ihn nötigte, sich bei mir hinsichtlich der Rechtschreibung eines ihm zweifellos geläufigen Wortes Auskunft zu holen.

Der Banquier Rubio hatte glücklicherweise meinem Kredite bei ihm keine Grenzen gesetzt; denn abgesehen vom Geldverbrauche für meinen persönlichen Unterhalt, wurden von verschiedenen Seiten namhafte Geldforderungen an mich gestellt, die ich füglich nicht zurückweisen konnte. Die Instruktionen meines Chefs enthielten keine Andeutung über das Maß der Auslagen, welches ich zur Vorbereitung des Transportes der Leiche zu verausgaben berechtigt war; da ich keine Ahnung davon hatte, wie weit die Verhandlungen in dieser Angelegenheit in San Luis vorgeschritten waren, und die von mir an meinen Chef gerichteten Anfragen, wie ich schon erwähnte, unbeantwortet blieben, fehlte mir jeglicher Anhaltspunkt zur Regelung meines Verhaltens. Um auf alle Fälle unliebsamen, nur durch mein Verschulden herbeigeführten Verzögerungen vorzubeugen, kaufte ich auf meine Verantwortung hin Reit- und Tragpferde, Sattelzeug u. s. w. und ich ließ auch zum Transporte des Sarges eigens eine Sänfte anfertigen, so daß ich im Notfalle mich schon binnen wenigen Tagen mit meiner kostbaren Last reisefertig machen konnte. Ein Pferdehändler drang sehr in mich, daß ich ihm vier in der Tat prächtig aussehende Maultiere abkaufen solle; aber der hierfür begehrte Preis von 400 Talern war für mich damals unerschwinglich.

Ich kam selten mehr als einmal im Tage in die Lage, das Entsetzen erregende Laboratorium des Dr. Licea betreten zu können; die Erfüllung dieser meiner traurigen Pflicht kostete mich jederzeit die größte Überwindung, denn meine Anwesenheit daselbst schien einigen rohen Seelen ein willkommener Anlaß, um ihre niedrige Denkungsart in der brutalsten Weise zum Ausdrucke zu bringen. Hier traf ich auch einmal mit Oberst Palacios zusammen, jenem Offizier, welcher mit Villanueva angeblich die Flucht des Kaisers zu ermöglichen bereit sein sollte. Den Hut auf dem Kopfe, eine Hand in der Hosentasche, mit der anderen Hand verächtlich auf

die Leichen des Kaisers und Mejias hindeutend, sagte Palacios höhnisch zu mir: „Aqui tiene Vd. sus cadaveres.“ (Hier haben Sie ihre Leichen). Und dieser Mann hatte wenige Tage vorher der Fürstin Salm erklärt, daß er auf die Gefahr seines Lebens den Kaiser zu retten bereit sei!

Hauptmann v. Kreutz beehrte mich wiederholt mit seinen Besuchen. Er behauptete, wegen seiner dem Kaiser bewiesenen Anhänglichkeit in Arrest gesetzt worden zu sein. Wie ich jedoch von anderer Seite erfuhr, hatte Kreutz ohne Unterbrechung das Kommando über die Torwache in Capuchinas fortgeführt. Dieser Galgenvogel hatte noch die Unverschämtheit, mich um ein Darlehen anzugehen, und als ich ihm ein paar Taler geschenkt hatte, machte er mir zum Danke für meine Großmut das Kompliment, „daß ich eigentlich der Konsul und Baron Lago der Schreiber hätten sein sollen“. Mein Chef hatte nämlich — wie ich schon mitgeteilt habe — seinen Geldansprüchen zuletzt kein Gehör mehr geschenkt. Da Kreutz sich anbot, die Leiche des Kaisers als Freiwilliger auf dem Transporte nach der Küste zu begleiten, konnte ich nicht umhin, ihm zu bemerken, daß seine Gesellschaft bei diesem Anlasse nicht am Platze sei.

Die Einbalsamierung der Leiche wurde durch Dr. Licea unter der Aufsicht eines sicheren Oberst Doria vollzogen. Ich war von diesem Manne, ohne dessen Visum ich kein Telegramm aus Queretaro absenden konnte, konsequent auf das roheste behandelt worden. Bei meiner ersten Vorstellung traf ich ihn in Gesellschaft eines unansehnlich aussehenden, eher ärmlich gekleideten Männchens bei einer Schachpartie. Nachdem mir Doria das von mir verlangte Visum ausgestellt hatte, donnerte er mich an: „Sie, hören Sie, haben Sie sich schon dem General Treviño vorgestellt, wie das Ihre Pflicht ist?“ Ich bejahte seine Frage. „Kennen Sie diesen Herrn hier?“ frug der Oberst weiter. Ich erwiderte, daß ich denselben jetzt zum ersten Male sah. „Sie haben also gelogen“, brüllte Doria, „Sie haben sich dem General nicht vorgestellt; denn dieser Herr hier ist eben General Treviño in eigener Person! Und wissen Sie, was Ihnen bevorsteht, weil sie nach Queretaro zurückgekehrt sind, ohne

die Erlaubnis hierzu erhalten zu haben?“ Zu meiner Rechtfertigung wollte ich erzählen, daß ich mich zu wiederholten Malen im Hauptquartier des Generals eingefunden hatte, aber niemals vorgelassen worden war; aber Treviño nahm, ohne mich ausreden zu lassen, selbst das Wort und bemerkte zu Doria, das alles mit mir in der Ordnung sei. Über meine Verlegenheit lächelnd, daß ich ihn früher vollständig ignoriert hatte, entließ er mich mit dem freundlichen Gruße: „Vaya Vd. con Dios.“ (Gehen Sie mit Gott.) Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen und beeilte mich, dem brutalen Oberst möglichst rasch aus den Augen zu kommen.

So viel es mir die Dienstgeschäfte erlaubten, hielt ich mich am liebsten außerhalb der Stadt auf: die düstern, gänzlich entvölkerten Straßen Queretaros, wo man fast nur Militärpersonen antraf, waren mir gründlich verhaßt geworden. Auch der Aufenthalt in meinem Hotel war mir unleidlich, denn einige in der Nähe installierte Musikbanden übten fleißig ihr Repertoire, mein Gemüt war aber wahrlich nicht in der Stimmung, um Danzas und Jarabes u. dgl. anzuhören. Nur im Freien vermochte ich wieder etwas aufzuatmen und neue Kräfte zum Ertragen meiner harten Prüfung zu sammeln. Die tropische Sonne mit ihrem dem Bewohner der gemäßigten Zone unbekannten herrlichen Lichte zerstreute dann in etwas meine trüben Gedanken und mein Auge erfreute sich an der Betrachtung landschaftlicher Schönheiten, wie sie nur das mexikanische Hochland zu bieten vermag. Stundenlang saß ich allein irgendwo im Schatten eines schönen Baumes und suchte im Genusse des vor mir ausgebreiteten reizvollen Panoramas zu vergessen, was geschehen war und wo ich mich befand. Die seltenen ruhigen Momente meines Aufenthaltes in Queretaro verdanke ich ausschließlich dem Genusse, welchen mir die Betrachtung des schönen Landschaftsbildes darbot. Aber gerade während ich mich an dem Anblicke der entzückend schönen tropischen Natur erfreute, erfaßte mich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Europa, wie ich sie in dem Maße bis dahin während meines dreijährigen Aufenthaltes in Amerika niemals empfunden hatte: mein Gemüt verlangte Ruhe und Frieden

und Umgang mit wohlerzogenen Menschen, die auf meine Achtung Anspruch machen konnten. Ich war es müde geworden, tagtäglich von Menschen beschimpft zu werden, die ich unter normalen Verhältnissen wohl kaum eines Grußes gewürdigt haben würde. Seit sechs Wochen litt ich an einer Wunde am Fuße, die mir das Gehen nur mit Schmerzen gestattete; dies hinderte mich aber nicht, so oft als es nur irgend möglich war, ins Freie hinauszuwandern und dort fern von dem unleidlichen immerwährenden Trompetengeschmetter in den Kasernen ungestört mich meinen Gedanken hinzugeben. Bei dem Anblicke der schönen Natur vor mir gedachte ich mit Wehmut des unglücklichen Kaisers, der selbst die Tropen so schwärmerisch geliebt hatte. Wie schwer muß gerade ihm das Scheiden aus dieser Welt geworden sein, ihm, der mit so feinem Verständnisse die Werke der Schöpfung und ihre vielseitige Pracht zu erfassen und in ihrer Erhabenheit zu würdigen verstanden hatte.

Der Präsident Juarez, welcher anfänglich bezüglich der Übergabe der Leiche des Kaisers an die österreichische Gesandtschaft keinerlei Schwierigkeiten erhoben hatte, besann sich nachträglich unvermuteterweise eines andern und Baron Lago wurde davon verständigt, daß die Leiche bis auf weiteres in Mexiko zu verbleiben habe. Auch der preußische Gesandte hatte in San Luis Schritte unternommen, um in den Besitz der Leiche zu kommen, indem er sich auf einen von dem Verewigten kurz vor seinem Tode ihm erteilten mündlichen Auftrag berief. Herr von Magnus wurde jedoch gleichfalls mit seinem Ansuchen abgewiesen, indem ihm bemerkt wurde, daß sich die preußische Gesandtschaft mit der in Rede stehenden Angelegenheit überhaupt nicht zu befassen habe.

Nachdem die Einbalsamierung der kaiserlichen Leiche vollendet und diese in einem anständigen Sarge verwahrt worden war, hatte mein fernerer Aufenthalt in Queretaro unter den obwaltenden Umständen keinen Zweck und ich erwartete mit begreiflicher Ungeduld den Augenblick meiner Abberufung aus Queretaro. Nach Ablauf einiger Tage langte endlich das ersehnte Telegramm meines Chefs ein, welches

glücklich die über meine Korrespondenz verhängte Zensur passiert hatte und die Ermächtigung zur Rückkehr nach Mexiko enthielt. Ich setzte meine Abreise aus Queretaro auf den nächstfolgenden Tag fest.

Sobald Dr. Licea erfahren hatte, daß ich demnächst den Schauplatz seiner Tätigkeit verlassen würde, eilte er zu mir, um mir für die Einbalsamierung eine Rechnung von 40.000 Talern zur Bezahlung vorzulegen. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich den Doktor an meine Regierung verwies, welche ihn sicherlich für die aufgewendete Mühe entsprechend entschädigen werde; zur Leistung einer sofortigen Zahlung sei ich aber nicht ermächtigt. Herzlich froh war ich, daß sich der Doktor mit dieser Erklärung zufrieden gab und daß es ihm nicht einfiel, meine Festnehmung als Bürgschaft für die Zahlung seiner Forderung zu verlangen.

VII. Kapitel.

Meine Rückkehr nach Mexiko, die österreichischen Freiwilligen, Einzug des Juarez in Mexiko.

Am 30. Juni, nach zehn martervollen in Queretaro zugebrachten Tagen, trat ich meine Rückreise nach Mexiko an. Die Diligence war bereits bis auf den letzten Platz besetzt und nur auf mein dringendes Bitten ließ sich der Administrador der Post dazu herbei, mir als besondere Gnade zu gestatten, daß ich die zweitägige Reise auf dem blechernen Dache des Wagens neben den dort untergebrachten Koffern kauernd zurücklegen durfte. Ich kümmerte mich nicht weiter um die Unbequemlichkeit dieser Fahrgelegenheit; die Hauptsache war, daß ich aus jener verhaßten Stadt hinauskam. Allein schon in den ersten Stunden unserer Fahrt war ich nahe daran, meinen vorschnellen Entschluß lebhaft zu bereuen: ich hatte nämlich nicht darauf gerechnet, daß mit mir auf dem Wagendache als Räubereskorte noch vier mit sechzehnläufigen amerikanischen Revolverkarabinern und langen Kavalleriesäbeln bewaffnete Soldaten untergebracht werden sollten. Diese Herren machten es sich da oben so bequem wie möglich und ließen mir kaum so viel Raum übrig, um mich notdürftig irgendwo anklammern zu können. Denn ohne dieses stete «Anklammern» war weder für mich noch für die Soldaten die Fahrt ohne Lebensgefahr zu unternehmen, weil man bei dem entsetzlichen Zustande der Landstraße auf dem Wagendache derart herumgeschleudert wurde, daß man alle Fingerlang gewärtigen mußte, herabgeworfen zu werden. Wenn man bedenkt, daß ich zwei Tage lang auf dem von den Strahlen der Julisonne

gehörig erhitzten Blechdache jener Diligence zubringen mußte, wird man mir es wohl aufs Wort glauben, daß die Fahrt für mich keine angenehme war und daß ich bei meiner Ankunft in Mexiko auch am Ziele meiner Körperkräfte angelangt war. Zwei ganze Tage lang mußte ich mit verschränkten Beinen dasitzen, ohne meinen Oberkörper irgendwo anlehnen zu können (diesen Genuß durfte ich mir nur vergönnen, während die Pferde gewechselt wurden und der Wagen stille stand), weil dies mit Rücksicht auf die mich umgebenden Colli bei den Stößen, die wir zu bestehen hatten, für meine Knochen hätte recht gefährlich werden können.

Gegen Mittag verließ uns die Eskorte und ich verblieb fortan der einzige Benützer des Wagendaches.

Bei La Soledad stießen wir auf die Armee des Generals Corona, welche auf dem Rückmarsche von Mexiko nach der Küste des Pazifischen Ozeans begriffen war. Schon früher waren wir dem berüchtigten Bandenführer in eigener Person begegnet. Corona, welcher durch seine Vergangenheit als Brudermörder und Wegelagerer in Mexiko sich gerade nicht des besten Rufes erfreute, trug in seinem Antlitze unverkennbar das Gepräge eines vollendeten Galgenvogels. Seine Armee war eines solchen Generals vollkommen würdig: diese Truppe stand, was ihren moralischen Wert betraf, selbst bei den Liberalen in schlechtem Rufe; ihre Plünderungssucht und ihre grausame Kriegführung war ebenso berüchtigt wie ihre Feigheit vor dem Feinde. Die Hauptkolonne, in der Stärke von etwa 2000 Mann, marschierte in so grenzenloser Unordnung, daß die Spitze derselben in La Soledad bereits abgekocht hatte, während entlang einer Strecke von 12 englischen Meilen Kavallerie, Infanterie und ein endloser Troß von Weibern, Lasttieren, Munitionskarren u. s. w. die Straße bedeckte. Es schien erstaunlich, daß derartige zerlumpte Räuberhorden überhaupt noch dahin gebracht werden konnten, sich irgend einer Disziplin zu fügen. Hier und da erblickten wir am Rande der Straße ein totes Pferd, welches dem Hunger oder den Strapazen erlegen war und, kaum noch erkaltet, gierig von Aasgeiern und herrenlosen Hunden um die Wette zerrissen wurde.

Mit besonderem Interesse besah ich mir den Troß, da ich hier zum ersten Male in größerer Zahl die indianischen Typen von der pazifischen Küste vor Augen hatte: die monstruose Häßlichkeit der meisten Soldaderas übertraf bei weitem alles, was ich bisher unter den mexikanischen Troßweibern im Punkte abstoßender Gesichtszüge zu sehen bekommen hatte.

Daß die Mannschaft den Feldzug im eigenen Interesse gut zu verwerten verstanden hatte, konnte man deutlich genug erkennen: Weiber und Lasttiere vermochten kaum ihre schwere Belastung fortzuschleppen. Daß die Uniformierung der Coronaschen Soldateska alles zu wünschen übrig ließ, überraschte mich nicht. Aber diese Soldaten schienen geradewegs nach dem Grundsatze ins Feld gesendet worden zu sein, daß schlechte Soldaten auch entsprechend schlecht gekleidet sein müßten. Ich konnte nicht genug über den auf dem Hauptplatze von La Soledad angesammelten Lumpenmarkt staunen; vergebens bemühte ich mich, einen einzigen Soldaten zu entdecken, der nur halbwegs erträglich gekleidet gewesen wäre. Zerrissene Kleider hatten nur jene nicht, welche überhaupt keine solchen besaßen; denn es gab auch Individuen, welche des Hemdes entbehrten und die Patrontasche über den nackten Leib trugen, während ein riesiger altmodischer Ledertschako das stolze Haupt eines solchen Adamiten bedeckte. Von den Offizieren gingen viele barfuß, die meisten trugen, um bequemer marschieren zu können, ihre leinenen Beinkleider bis über die Knie heraufgerollt, als ob es sich darum gehandelt hätte, irgend ein Gewässer zu durchwaten. Besonders erbärmlich präsentierte sich die Kavallerie: die armen ausgehungerten Pferde schleppten sich mühsam vorwärts; mehr als ein Reiter mußte zu Fuß marschieren, weil sein Gaul nicht die Kraft besaß, ihn zu tragen, und er trieb dann das arme Tier mit der Lanze vor sich her, bis es vor Entkräftung auf der Straße zusammenbrach. Ich erfuhr später, daß Porfirio Diaz dieses jämmerliche Gesindel geflissentlich mit größter Eile nach seiner Heimat zurücksendete, um dasselbe nicht an der zur Feier der Rückkehr des Präsidenten zu veranstaltenden Heerschau teilnehmen lassen zu müssen.

Die Nachhut einer mexikanischen Truppenkolonne pflegte damals nicht selten die Langeweile des Marsches sich damit zu verkürzen, daß sie nebenbei ein bißchen das Räuberhandwerk betrieb. Die Landstraßen waren daher gerade dann am unsichersten, wenn sich Militär in der Nähe befand. Da ich nur wenig bares Geld bei mir besaß, wäre es mir ziemlich gleichgültig gewesen, von Wegelagerern angefallen zu werden. Große Sorge verursachte es mir aber, daß mir vielleicht der bei der Exekution durchschossene Rock des Kaisers, der sich unter meinen Effekten befand, abhanden kommen könnte. Ich hatte mich wohl gehütet, von dem Besitze dieser traurigen Reliquie irgend einem meiner Mitreisenden ein Wort zu erwähnen. Es war mir daher höchst unliebsam, als ein Reisegefährte, indem er sich mir in der Nachtstation Arroyozarco als Imperialist vorstellte, mich dringend bat, ihm den von mir so ängstlich bewachten Rock sehen zu lassen. Wie der Mann erfahren hatte, daß ich letzteren bei mir hatte, ist mir ein Rätsel geblieben, weil ich schon in Queretaro mich diesfalls der strengsten Verschwiegenheit beflissen hatte. Mein Unbekannter weinte helle Tränen beim Anblicke des durchschossenen Rockes und bediente mich dann zur Bezeigung seiner Dankbarkeit beim Abendessen mit der größten Aufmerksamkeit. Nicht so gut war es mir in dieser Hinsicht an demselben Tage bei der Mittagsmahlzeit ergangen: einige mitreisende Offiziere schienen in Erfahrung gebracht zu haben, wer ich sei, und um mir klar zu machen, daß sie nun die Ersten im Lande seien, fanden sie es für angemessen, mir gegenüber, der ich am untersten Ende der Tafel hatte Platz nehmen müssen, mit herausfordernder Roheit aufzutreten; ich konnte nichts anderes tun, als mein Mahl in demütigem Stillschweigen zu verzehren!

In Arroyozarco traf ich mit den wegen ihrer Feigheit in ganz Mexiko berüchtigten Lanceros de Aureliano Rivera (eines ehemaligen Kutschers im Hause eines mir befreundeten Mexikaners) zusammen. Es freute mich, diese berühmten Ausreißer, von deren negativen Heldentaten ich so oft reden gehört hatte, endlich in selbsteigener Person zu sehen zu bekommen. Die Mannschaft war soeben neu ad-

justiert worden und sah in ihren scharlachroten Chinacoblusen und den riesigen mexikanischen Sombreros recht gut aus. Die paar hundert Reiter wären sicherlich unüberwindlich gewesen, wenn ihr Mut der Lungenkraft ihres leider sehr zahlreichen Trompeterkorps gleichgekommen wäre. Das Geblase dauerte ohne Unterbrechung bis tief in die Nacht hinein; zeitweilig dutete nur ein einziger Trompeter ein melancholisches, langgedehntes Solo in sein Instrument — das war noch zu ertragen — aber plötzlich, ohne daß man ahnen konnte warum, ging der Höllenlärm mit einem mächtigen Unisono von neuem los, um dann nach Unterbrechung von wenigen Minuten in einer anderen Ecke des Gebäudes, wo die Kerle untergebracht waren, sich mit frischer Kraft zu entfesseln.

Am nächsten Reisetage glaubte ich schon, daß ich nun doch mit Straßenräubern näher bekannt werden würde: gerade als wir durch die übelbeleumundete Cañada fuhren, sprengte ein Trupp Bewaffneter im gestreckten Galopp querfeldein auf unseren Wagen zu. Das waren offenbar die vielbesprochenen ladrones! Ich wunderte mich nur über die unerschütterliche Teilnahmslosigkeit unseres Kutschers, der mit größter Gemütsruhe weiterfuhr und, als die Reiter dann bis zur Diligence herangekommen waren, diese von seinem Kutschbocke noch ganz freundlich begrüßte. Der Kutscher war nämlich ein höflicher Mann und wir hatten keinen Geringeren vor uns als den reichen Grundbesitzer M . . ., der mit seinen Dienern gekommen war, sich anzufragen, ob die Post für ihn nichts mitgebracht habe. So war es also auch diesmal nichts mit einem Zusammentreffen mit den Compadres! Diese hätten übrigens bei uns eine ungewöhnlich reiche Beute gefunden, denn wir hatten unterwegs einige schwere Säcke voll blanker Taler aufgeladen. Ich bekam einen dieser Säcke als Kopfkissen oben auf mein Dach hinauf, so daß mein Haupt gelegentlich auf Silber ruhen konnte. Ein etwas weicheres, wenn auch weniger kostspieliges Polster wäre mir unzweifelhaft lieber gewesen.

In Tepeji del Rio bekamen wir wieder zu unserer Begleitung eine berittene Räubereskorte — mit der Nähe der

Hauptstadt nahm eben auch die Unsicherheit der Straße zu. Zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß die ehemalige Guerrilla des Fragoso, eines der berüchtigtsten Straßenräubers im Valle de Mejico, nun zur Besorgung des Sicherheitsdienstes daselbst berufen worden war. Wir konnten nicht leicht in schlimmere Hände geraten! Unsere Eskorte war ganz in Schwarz gekleidet und hatte auch schwarze Fähnchen auf ihren Lanzen. Wider mein Vermuten plünderten uns die Leute diesmal nicht aus — von der Gegenwart unserer Silbersäcke hatten sie wohl keine Ahnung — sie kümmerten sich aber auch nicht weiter um die ihrem Schutze anvertraute Diligence, sondern verschwanden bald aus unserem Gesichtskreise, um nach einer Weile wieder zum Vorschein zu kommen. Als zwei Reiter bei einer dieser Phantasias unter einander in Streit gerieten, wollte der eine von seiner Lanze zum Stiche Gebrauch machen; als er aber zum Stoße ausholen wollte, fiel ihm die Lanzenspitze samt dem Fähnchen von der Stange herunter — die Waffen befanden sich anscheinend nicht im besten Zustande!

Auf dieser Reise bekam ich Gelegenheit zu erfahren, wie sehr sich die Mexikaner nach vierzigjährigen Kämpfen an den Krieg und seine traurigen Folgen gewöhnt hatten. Auf einer der letzten Stationen vor Mexiko frug ich zufällig einen Indianer, ob er in der letzten Campagne viel zu leiden gehabt habe. «Ach nein, Herr,» erwiderte mir der Mann mit lachendem Munde, «man hat mir nur einen Esel und ein Maultier weggenommen — eben nur das, was man zum Kriege braucht.» Der Zweck des Raubes schien diesem Indianer zur Rechtfertigung desselben vollkommen zu genügen. Vielleicht fand er noch, daß er besonders gut behandelt worden war, weil er nicht gleich als Soldat mitgenommen wurde.

Am 31. Juli traf ich wieder wohlbehalten in Mexiko ein. In dem Aussehen der Stadt war im Vergleich gegen früher wenig Unterschied zu bemerken; Porfirio Diaz hielt in seiner Armee strenge Mannszucht und seine Offiziere benahmen sich durchgehends recht manierlich, so daß man sich als harmloser Civilist frei in der Stadt bewegen konnte, ohne irgendwelchen Belästigungen ausgesetzt zu sein. Auffällig

war es mir nur, daß so wenig besser gekleidete Damen auf der Straße zu sehen waren; ich erfuhr dann, daß die imperialistischen Frauen den Entschluß gefaßt hatten, in den ersten Tagen nach dem Falle der Stadt jede Begegnung mit den verhaßten Chinacos zu vermeiden, und tatsächlich war die selbst während der Belagerung immer fleißig besuchte alameda jetzt vollkommen verödet und mit Abscheu wurden von den Konservativen die Namen einiger pflichtvergessener Damen genannt, welche die Frechheit gehabt hatten, in diesen Tagen der Trauer sich an dem lediglich von juaristischen Offizieren und ihren Freundinnen abgehaltenen Nachmittagskorso zu beteiligen.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr nach Mexiko wurden auf Befehl des Präsidenten sämtliche Mexikaner, welche zum Kaiserreiche in näherer Beziehung gestanden waren, in den Kasernen der Stadt gefangengesetzt, um hier abzuwarten, bis über ihr Schicksal eine weitere Entscheidung getroffen worden sei. Da war in den Kreisen der Gesellschaft fast keine Familie, die nicht von dieser Maßregel betroffen worden wäre; aber ich bemerkte nicht, daß die internierten Imperialisten oder ihre im Genusse der Freiheit belassenen Angehörigen sich die Sache besonders schwer zu Herzen genommen hätten. Wie früher während der Belagerung auf offenem Platze bei der Abendmusik tertulias (Abendgesellschaften) abgehalten wurden, so hatte man jetzt Gelegenheit, die schönen mexikanischen Damen in den Kasernen beim Besuche ihrer Angehörigen versammelt zu sehen, und der kreolische Leichtsinn brachte es zuwege, daß sich in jenen improvisierten „Salons“ bald der heiterste Konversationston entfaltete.[1] Peinlich berührte es mich, anhören zu müssen, wie die vierzehnjährige Tochter des Marques de V., ein wohlerzogenes reizendes Mädchen, mit lachendem Munde von der Gefangenschaft ihres Vaters sprach; daß letzterer die Nächte nun in einer Kaserne zubringen müsse, fand sie geradezu komisch! Eine andere Senorita unterhielt sich auf das ungezwungenste mit

[1] Ähnliches ist bekanntlich auch in den Gefängnissen in Paris während der Schreckenstage der französischen Revolution vorgekommen.

ihren Altersgenossinnen, während mir ihr Vater in ihrer Gegenwart erzählte, daß Juarez das gesamte Vermögen der Familie konfisziert habe; die Mutter lachte noch darüber, daß ihre schönen carrossiers nun bald recht mager werden würden, weil kein Geld da sei, um sie ordentlich zu füttern.

Nach den moralischen und physischen Leiden der letzten Wochen kam mir der Aufenthalt in Mexiko wie eine angenehme Erholung vor, obwohl ich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht mit dienstlichen Geschäften aller Art in Anspruch genommen war. Gelegentlich mit einem sympathischen Freunde plaudern zu können, war für mich ein Vergnügen, welches mir im Verlaufe der letzten Monate nicht vergönnt gewesen war. In Mexiko fehlte es mir nicht an freundlichen Zuhörern, denen ich immer wieder neue Details über meine jüngsten Erlebnisse in und um Queretaro zum besten geben mußte und welche mir aufrichtig ihre Entrüstung und ihr Mitgefühl über das Vorgefallene aussprachen. Mein früherer besonders schwer kompromittierte tägliche Tischgenosse aus der kaiserlichen Kabinettskanzlei hatte sich, um seiner Festnehmung zu entgehen, irgendwo in der Stadt verborgen. Da er mir sein Versteck anvertraute, besuchte ich ihn mehrmals daselbst, wobei ich mir die Genugtuung nicht versagte, ihn daran zu erinnern, wie schmählich er mich monatelang belogen hatte; denn dieser mein Freund war während der Belagerung in der offiziellen Lügenfabrik einer der eifrigsten Mitarbeiter gewesen.

General Marquez war zur schmerzlichen Enttäuschung seiner Feinde anscheinend glücklich aus Mexiko entkommen; mit der Übergabe der Stadt war jede Spur von ihm verloren gegangen; in einer Kirche hatte man in dem Raume, wo die Leichen armer Indianer für die Dauer einer Nacht bis zu ihrer Unterbringung in einem Massengrabe aufbewahrt wurden, verschiedene Objekte aufgefunden, welche vermuten ließen, daß Marquez sich dort aufgehalten habe — aber man kam zu spät, der Vogel war aus jener grausigen Zufluchtsstätte bereits ausgeflogen. Die Liberalen bezweifelten aber noch immer nicht, daß es ihnen gelingen werde, das Versteck ihres verhaßtesten Gegners zu entdecken. Ihre Erwar-

tung ist aber unerfüllt geblieben. Marquez soll längere Zeit auf der Insel Cuba gelebt haben.

Der Stadtpräfekt O'Horan, der ebenso wie Marquez von seinen Feinden keine Gnade zu erwarten hatte, ließ sich in dem Leibe eines verendeten Pferdes versteckt aus einer der garitas der Stadt auf den Schindanger hinausschleifen, von wo er auf dem nahe gelegenen Landgute seines Schwagers eine Unterkunft suchte. Letzterer verriet aber seinen Gast und O'Horan wurde als Verräter an Ort und Stelle von rückwärts erschossen. Dieser General war früher ein sehr eifriger Anhänger der liberalen Partei gewesen und hatte sich wiederholt durch seinen waghalsigen Mut bemerkbar gemacht. Als er noch die Stelle eines Kommandanten in einer kleinen Stadt bekleidete, hatte er in Erfahrung gebracht, daß an einem bestimmten Abend während der Vorstellung im Theater ein Mordattentat gegen ihn ausgeführt werden sollte. O'Horan erschien wie gewöhnlich in seiner Loge; als aber der Vorhang aufgezogen wurde, stand statt der Schauspieler ein Peleton Soldaten mit schußbereiten Gewehren auf der Bühne. O'Horan erhob sich hierauf, um das anwesende Publikum zu warnen, daß bei der geringsten Ruhestörung Gewehrsalven in den Zuschauerraum abgegeben werden würden. Diese Drohung wirkte, das Theater wurde schleunigst geräumt, da niemand Lust hatte, sich den Kugeln jener Soldateska auszusetzen, und von der Ausführung eines Attentates war fernerhin nicht mehr die Rede.

Während mein Chef mit Porfirio Diaz wegen des Rücktransportes der noch in verschiedenen Gegenden des Landes gefangen gehaltenen österreichischen Freiwilligen die Unterhandlungen fortführte, deren Abschluß namentlich durch die allzuhoch gestellten Geldansprüche der nach der Kapitulation der Hauptstadt in Puebla internierten österreichischen Offiziere in die Länge gezogen worden war, kam uns die beunruhigende Nachricht zu, daß Juarez die fremden Diplomaten als Geiseln zurückhalten wolle, um sie für den Fall zu verwerten, als die europäischen Mächte im Sinne haben sollten, den Tod des Kaisers Maximilian zu rächen und gemeinsam gegen die mexikanische Republik Krieg zu führen. Dem französi-

schen Gesandten, welcher allerdings die seltsame Prätension gehabt hatte, an der Spitze einer bewaffneten Kolonne von Landsleuten sich von Mexiko zu seiner Einschiffung nach Vera Cruz zu begeben, waren die von ihm begehrten Pässe tatsächlich rund abgeschlagen worden. Auf indirektem Wege erfuhr Baron Lago, daß ihm jedenfalls die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat nicht erteilt werden würde. Da nun auch der Fall möglich war, daß Juarez sich des Personales der österreichischen Gesandtschaft bemächtige, um Österreich gegenüber etwaige Ansprüche auf Kriegskostenersatz u. dgl. geltend zu machen, faßte Baron Lago, um peinlichen Situationen rechtzeitig vorzubeugen, den Entschluß, nach Abschluß der mit Porfirio Diaz im Zuge befindlichen Unterhandlungen Mexiko heimlich zu verlassen. Ich bemühte mich meinerseits mit größtem Nachdrucke, meinen Chef von diesem Gedanken einer heimlichen Flucht aus Mexiko abzubringen; denn so sehnlich ich auch unter den obwaltenden Umständen meine Rückkehr nach Europa herbeiwünschte und so unpassend es mir auch erschien, daß der österreichische Vertreter dem bevorstehenden Einzuge des Präsidenten Juarez in die Hauptstadt beiwohne, so erschien es mir doch unseren Kollegen gegenüber wenig loyal gehandelt, wenn wir unsere Person einseitig in Sicherheit brachten, dafür aber letztere der Gefahr aussetzten, daß ihre Situation unter den Nachwirkungen unserer Flucht sich kritisch gestaltete. Für den als wahrscheinlich anzusehenden Fall des Mißlingens unseres eigenen Fluchtversuches durften wir uns jedenfalls auf unsere Festnehmung gefaßt machen, denn Juarez war nicht der Mann von halben Maßregeln. Daß es uns gelingen sollte, unbemerkt nach der Küste zu entkommen, hielt ich für ausgeschlossen, zumal Baron Lago bereits einigen zweideutigen mexikanischen Freunden gegenüber sich über unser Fluchtprojekt ausgesprochen hatte. Mein Vorschlag ging dahin, daß wir vorläufig unseren Aufenthalt nach irgend einem anderen Orte im Lande verlegen sollten, um dort den weiteren Verlauf der Ereignisse abzuwarten und um auf diese Weise ein Zusammentreffen mit Juarez zu vermeiden. Baron Lago beharrte aber trotz aller meiner Einreden auf seinem

Plane und erteilte mir sogar den Auftrag, zur sofortigen Ausführung desselben zu schreiten und mich insgeheim nach dem nahegelegenen Städtchen Real del Monte zu begeben, wo ich dann mit dem englischen Direktor der dortigen Silberminengesellschaft, dem mir persönlich gut bekannten Mr. Auld, die nötigen Vorbereitungen zu unserem Ritte nach dem Hafen von Tampico treffen sollte, wo wir uns am Bord eines englischen Postdampfers einzuschiffen Gelegenheit gehabt hätten. Die Wahl meines Chefs war, abgesehen von den günstigen Verhältnissen der Einschiffung, namentlich aus dem Grunde auf die Route nach Tampico gefallen, weil der Weg dahin durch die gebirgige Gegend der Huasteca führte, wo es keine Telegraphen gab, und weil für uns in den spärlich bevölkerten Niederungen der tierra caliente eine eventuelle Verfolgung weniger als auf der stärker frequentierten Strecke Mexiko—Vera Cruz zu besorgen stand. Gelang es uns, Tampico zu erreichen, so waren wir dort bis zu unserer Einschiffung geborgen, da dieser Hafen keine telegraphische Verbindung mit der Hauptstadt besaß und wir nicht der Gefahr ausgesetzt waren, daß unsere Ankunft daselbst nach Mexiko gemeldet werde.

Ich bezweifelte keinen Augenblick, daß meine übrigens ganz unmotivierte Fahrt nach Real del Monte sofort die Aufmerksamkeit der mexikanischen Behörde erregen und daß unseren Fluchtprojekten sehr bald ein Ende gemacht werden würde. Es erwies sich aber, daß ich die Sachlage als Pessimist beurteilt hatte.

Um meinerseits in der Geheimhaltung meiner Expedition keine Vorsichtsmaßregel zu versäumen, hatte ich mich mit dem Passe unseres Dieners, eines sicheren D. Tomaso Alvarez ausgerüstet und unter diesem Namen trat ich die Fahrt nach Real del Monte an. Bei der Ausfahrt aus der mir genugsam bekannten garita del Peralvillo mußten alle Insassen der Diligence sich einer strengen Durchsicht ihrer Papiere unterziehen, damit kein kompromittierter Imperialist die Stadt verlassen könne: el Señor Alvarez wurde anstandslos durchgelassen. Drinnen im Wagen saß ein Europäer, den ich für einen Beamten der englischen Minengesellschaft hielt und

der mir dadurch auffiel, daß er mit keinem seiner Mitreisenden ein Wort sprach. Als wir abends in Real del Monte angekommen waren, frug ich diesen schweigsamen Herrn nach dem Befinden des Direktors Auld. Der vermeintliche Minenbeamte sah mir starr ins Gesicht und frug mich dann auf Englisch: „Erkennen Sie mich wirklich nicht?“ — Nein, ist es möglich! Das ist ja mein guter Freund B., mit dem ich fast zwei Jahre lang in Mexiko dasselbe Haus bewohnt hatte! Als aktiver Imperialist und als Korrespondent der „Times“ von den Juaristen aufrichtig gehaßt, hatte er sein Leben für bedroht gehalten und nachdem er sich — wie es sich erwies — mit glänzendem Erfolge unkenntlich gemacht hatte, stand er eben im Begriffe, bei seinem Landsmanne Auld ein sicheres Asyl zu suchen, als ihn der Zufall mit mir zusammenbrachte. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß ich ihn in seiner Verkleidung nicht wiedererkennen würde, und er nahm es als ein stillschweigend zwischen uns beiden abgeschlossenes Übereinkommen an, daß wir beiderseits während der Fahrt das strengste Inkognito wahren wollten. Während wir uns nun gemeinsam zu unserem Beschützer Mr. Auld begaben, erzählte mir B., daß der mir aus früheren Reisen bekannte alte französische Gastwirt in der Station Tisayuca, wo wir des Morgens unseren lunch eingenommen hatten, aus Gram über das tragische Schicksal des Kaisers vor wenigen Tagen gestorben war. Solche anhängliche Imperialisten mag es im Lande nicht viele gegeben haben.

Direktor Auld empfing mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit und obgleich er prinzipiell meine Auffassung über die Inopportunität unseres Fluchtprojektes teilte, erklärte er sich sofort bereit, Pferde, Führer und was wir sonst noch benötigen würden, uns zur Verfügung zu stellen. Auld wußte aus eigener Erfahrung, wie es in der Huasteca mit dem Verkehre während der Regenzeit aussah, und er gab mir die wenig trostreiche Versicherung, daß die Passage bisweilen infolge besonders heftiger Regengüsse vollständig gesperrt werde.

Als ich nach Erledigung meiner Mission die Rückfahrt nach Mexiko antreten wollte, empfahl mir Mr. Auld, mich

diesmal lieber auf einem Umwege querfeldein nach einer abgelegenen Station der im Bau befindlichen Eisenbahn nach Vera Cruz zu begeben, von wo aus ich ganz unauffällig nach Mexiko zurückkehren konnte. Er erbot sich auch, mich zu dieser Tour beritten zu machen und mich mit einem verläßlichen Führer zu versehen. Ich nahm dieses Anerbieten um so lieber an, als ich seit fünf Monaten auf keinem Pferde gesessen war und ich mich gerne auf den bevorstehenden beschwerlichen Ritt nach der Küste vorbereiten wollte. Als ich aber dann nach neun Stunden in der Nähe von Mexiko vom Sattel stieg und meine entkräfteten Beine mir vollständig den Dienst versagten, dachte ich mit Schrecken an die Strapazen, welche meiner in der Huasteca noch harrten und denen ich möglicherweise nicht gewachsen war. Daß wir uns gerade in der schlimmsten Zeit des in der tierra caliente grassierenden gelben Fiebers befanden, verschönerte mir auch nicht gerade die Aussichten in die Zukunft.

Nach meiner erfolgten Rückkehr nach Mexiko zerbrachen sich die Kollegen den Kopf über den Zweck meiner zweitägigen Abwesenheit. Als mein Chef sie nachträglich hierüber aufklärte, beschworen sie ihn auf das inständigste, doch sein Vorhaben aufzugeben, da er durch dasselbe, ohne sich selbst zu retten, sie alle ins Unheil stürzen würde. Aber Baron Lago ließ sich weder durch die Vorwürfe noch die Klagen seiner Kollegen von dem einmal gefaßten Entschlusse abbringen und er wartete nur den Abschluß der Verhandlungen wegen Repatriierung der österreichischen Gefangenen ab, um zur Ausführung seines Vorhabens zu schreiten.

Ich hatte im Verlaufe meines Lebens mich mehrmals darüber beklagt, daß dieses so monoton und ohne den Reiz aufregender Situationen verlaufe. Dies war in den letzten Monaten meines Aufenthaltes in Amerika wahrhaftig nicht der Fall. Die Ungewißheit, ob ich bald nach Europa zurückkehren oder in der neuen Welt vielleicht noch recht böse Tage durchzumachen haben würde, versetzte mich in einen chronischen Zustand fieberhafter Unruhe, so daß ich kaum die nötige Fassung besaß, um meine Geschäfte zu besorgen,

an denen es in jenen bewegten Tagen wahrhaftig nicht fehlte. Viele Stunden verbrachte ich mit der wenig anregenden Arbeit des Chiffrierens, da wir alle Gesandtschaftsberichte nach Wien nicht anders als chiffriert abgehen lassen konnten. Unsere Korrespondenz mit der Heimat, aus welcher uns seit sieben Monaten keine Zeile zugekommen war, war mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden, da Vera Cruz noch immer von den — sogenannten — Imperialisten gehalten wurde, und wir mußten zu ansehnlichen Geldopfern und den verschiedensten Auskunftsmitteln unsere Zuflucht nehmen, um die nach Wien bestimmten Schreiben an Bord des vor Vera Cruz liegenden österreichischen Kriegsdampfers „Elisabeth" zur Weiterbeförderung nach den Vereinigten Staaten zu schaffen. Für gewöhnlich vertrauten wir unsere Post einem in Mexiko ansässigen Amerikaner an, der an der Küste Handelsgeschäfte zu besorgen hatte. Die auf dünnstem Briefpapier geschriebenen Gesandtschaftsberichte wurden dann durch im Dienste jenes Amerikaners stehende indianische Boten oft mit Lebensgefahr nach der auf der Reede von Sacrificios ankernden „Elisabeth" gebracht.

Unter den zahlreichen Imperialisten, welche sich in Mexiko verborgen hielten, ist meines Wissens in der Stadt nur ein einziger Fall des Verrates vorgekommen und diesem ist der ehemalige kaiserliche Ministerpräsident Santiago Vidaurri, der seinerzeit selbst in „Verrat" gemacht hatte, zum Opfer gefallen. Wie es scheint, hatte Vidaurri Grund zum Mißtrauen gegen jenen Landsmann, in dessen Haus er seine Zuflucht gesucht und durch längere Zeit auch gefunden hatte. Der General, dessen Versteck tatsächlich verraten worden war, wurde festgenommen, als er eben damit beschäftigt war, durch die Mauer seines Zimmers ein Loch durchzubrechen, um in die anstoßende Wohnung zu entkommen. Morgens um 10 Uhr wurde Vidaurri noch in Pantoffeln und im tiefsten Negligé, wie ein Stück Vieh, das auf den Markt getrieben wird, mit einem am Beine befestigten Stricke durch eine der lebhaftesten Straßen Mexikos vor das Kriegsgericht geführt, von diesem umgehend zum Tode verurteilt und die Hinrichtung in einigen Stunden später auch an ihm voll-

zogen. Ich vernahm bei meinem Schreibtische ganz deutlich das Krachen der tödlichen Schüsse auf dem nahegelegenen Hinrichtungsplatze, während ich eben mit dem Chiffrieren eines Berichtes nach Wien beschäftigt war. Der kaiserliche Ministerpräsident fällt unter den Kugeln eines Exekutionspelotons — aber der Bericht hat Eile — die Feder darf deshalb nicht stille stehen — zu retrospektiven Betrachtungen ist keine Zeit! Es wird also weiter chiffriert, als ob nichts vorgefallen wäre. Bald darauf marschierten die zur Hinrichtung kommandierten Truppen unter den lustigen Klängen der von einer Militärmusik aufgespielten „Chinaca" unter meinem Fenster vorbei. Ich kann mich nicht enthalten, einen Blick auf die Straße zu werfen, und sehe da, wie der Leichnam Vidaurris in einer gewöhnlichen Holzkiste fortgeschafft wird! Die Hinrichtung dieses Mannes mag vielleicht in den Augen der Juaristen als vollkommen gerechtfertigt erschienen sein; aber Entrüstung mußte die raffinierte Grausamkeit erregen, mit welcher diese Exekution vollzogen wurde: während Vidaurri über den Richtplatz geschleppt wurde, spielte die Musik das als „Los Gangrejos" (die Krebse) bekannte volkstümliche Spottlied auf die Konservativen. Schon kniete der Unglückliche, um die Kugeln zu empfangen, als man ihn wieder aufriß, um ihn mit dem Gesichte gegen die Wand zu stellen, damit er als Verräter von rückwärts erschossen werden könne.

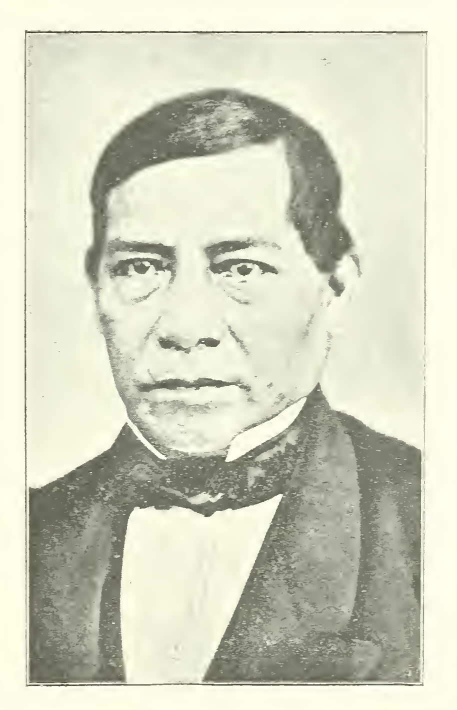
Sowie ich meinen Bericht fertig geschrieben hatte, eilte ich nach der Richtstätte. Die Vorübergehenden betrachteten teilnahmslos die Blutlache, welche die Stelle bezeichnete, wo der letzte kaiserliche Minister den Tod gefunden hatte. Der Richtplatz wurde von einer kahlen Kirchenmauer abgeschlossen, welche wie das Antlitz eines Blatternarbigen von zahllosen Gewehrkugeln durchlöchert war; diese Mementos rührten davon her, daß im Verlaufe der letzten Jahre die, wie es den Anschein hatte, sehr zahlreichen Todesurteile des französischen Kriegsgerichtes in Mexiko an jener Stelle vollzogen worden waren. Der Anblick dieser durchschossenen Mauer machte auf mich einen erschütternden Eindruck, jene durch Kugelspuren bezeichneten Hieroglyphen

zur Geschichte des letzten Krieges verkündeten den Zeitgenossen, daß der Kampf zwischen Monarchie und Republik ebenso unerbittlich auf dem Schlachtfelde wie auf dem Richtplatze gewütet hatte.

Am 16. Juli hielt Juarez seinen triumphierenden Einzug in Mexiko, nachdem er bei der Durchreise durch Queretaro es über sich gebracht hatte, den Leichnam seines ihm durch Verrat in die Hände gefallenen Gegners im Sarge zu besichtigen. Derselbe Mann, der vor zwei Jahren in Paso del Norte an der äußersten Grenze des Landes im Gebiete der wilden Apache-Indianer eine höchst prekäre Zuflucht aufsuchen mußte und der sich vor den ihn verfolgenden französischen Soldaten wie ein gehetztes Stück Wild von einem Orte zum andern hatte flüchten müssen, derselbe Mann kehrte nun als Triumphator nach dem alten Palaste des Fernan Cortez in Mexiko zurück, um als Präsident der Republik mit diktatorischer Gewalt das ganze Land zu beherrschen.

In Paso del Norte hatte Juarez kaum einige hundert elend bewaffnete Indianer zu seinem Schutze um sich gehabt; nun gab ihm eine Armee von mehr als 20.000 teilweise mit den modernsten amerikanischen Waffen ausgerüstete Soldaten bei seinem Einzuge in die Hauptstadt das Geleite. Die Geschichte hat wohl wenig Beispiele eines so wechselvollen Schicksals aufzuweisen. Mit staunenswerter Standhaftigkeit hatte der starre Indianer, ungebeugt selbst im größten Unglücke, niemals an dem Siege seiner Sache gezweifelt und, ohne jemals den Mut zu verlieren, nur das eine Ziel vor Augen gehabt, als legitimer Präsident der Republik das ganze Land wieder seiner Autorität zu unterwerfen. Nun erntete er den Lohn für seine gewiß bewundernswerte Ausdauer: nicht die Tapferkeit der französischen Soldaten, nicht der unversöhnliche Haß der einflußreichen klerikalen Partei, nicht die vollständige Entblößung von materiellen und finanziellen Hilfsmitteln jeglicher Art, nicht der Abfall zahlreicher ihm ergebener Anhänger hatten die selbst von Kaiser Maximilian rückhaltlos bewunderte Unbeugsamkeit dieses schlicht und anspruchlos aussehenden Indianers zum Wanken zu bringen vermocht.

Ich betrachtete mir das denkwürdige Schauspiel des Einzuges des Präsidenten von einem Orte aus, wo ich nicht der Gefahr ausgesetzt war, als Mitglied der österreichischen Gesandtschaft erkannt zu werden. Juarez saß mit seinen Ministern in einem gewöhnlichen Lohnfuhrwerk, das sich in keiner Weise von den übrigen von seiner Begleitung benützten Wagen unterschied. Der Präsident der Republik legte eben Wert darauf, dem Volke zu zeigen, daß er, im Gegensatze zu dem von „Maximiliano de Habsburgo“ angeblich entfalteten „Pompe“, nur als gewöhnlicher Bürger vor die Öffentlichkeit treten wolle. Im Gegensatze hierzu hatte die Munizipalität der Hauptstadt bei diesem Anlasse das größte Schaugepränge entfaltet. Die Bevölkerung der Stadt verhielt sich bis auf einige Indianer, welche schreiend neben dem Wagen des Präsidenten einherliefen, als vollkommen teilnahmsloser Zuschauer. Von keiner Seite erhoben sich aus der recht zahlreich versammelten Menge die der Gelegenheit entsprechenden Jubelrufe zur Begrüßung des als Sieger nach seiner Hauptstadt zurückkehrenden Präsidenten. Trotz der Anordnung des Stadtpräfekten, daß alle Straßen, welche Juarez bei seinem Einzuge durchzog, festlich verziert sein sollten, hatten zahlreiche Konservative den Mut gehabt, nicht nur ihre Häuser nicht zu schmücken, sondern wie zur Herausforderung ihrer Gegner an denselben Türen und Fenster sorgfältig zu verschließen. Eines der schönsten Häuser von ganz Mexiko, jenes des reichen Bankiers Baron, zeichnete sich insbeson-



Präsident Juarez.

dere durch die Nichtbeachtung des obigen obrigkeitlichen Befehles aus.

Nachdem Juarez in den Regierungspalast, aus welchem man vorher sorgfältig alle monarchischen Embleme entfernt hatte, angelangt war, hielt er vom Balkon desselben herab eine Anrede an das auf dem Platze versammelte Volk. Wenige Stimmen beantworteten diese Ansprache mit einem auf Juarez ausgebrachten Hoch. Letzterer hatte in der Tat keinen Anlaß, über den ihm in der Hauptstadt zuteil gewordenen Empfang besonders erfreut zu sein!

Zum Schlusse der Festlichkeit defilierten sämtliche Truppen der Garnison vor dem Regierungspalaste. Porfirio Diaz hatte im Verlaufe der letzten Wochen in der Organisierung seiner aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Armee Erstaunliches geleistet — dies mußten ihm selbst seine erbittertsten Gegner einräumen. Die Infanterie marschierte im Durchschnitte in erträglich gut gehaltenen Uniformen und in so guter Ordnung, wie ich es von mexikanischen Soldaten gar nicht für möglich gehalten hätte. Besonders der Division Riva Palacios konnte man das Zeugnis ausstellen, daß auf ihre äußere Erscheinung besondere Sorgfalt verwendet worden war. Minder günstig sah es dagegen bei der Kavallerie aus; von den Offizieren paradierten zwar einige in goldstrotzenden Uniformen und manche ritten auf prächtigen Pferden einher (die Provenienz dieser Tiere mag wohl kaum einem Kaufgeschäfte zuzuschreiben gewesen sein), aber die Mannschaft hatte nach dem Triumphe der Republik noch keine neue Adjustierung erhalten und trug mitunter recht abgerissene Gewänder zur Schau. Aller Wahrscheinlichkeit nach figurierte bei dieser republikanischen Heerschau auch die gesamte Quirogasche Reiterei, deren jämmerliches Aussehen von mir schon a. a. O. geschildert worden ist. Gewisse Kavallerieformationen genossen übrigens eines so bösen Rufes, daß Porfirio Diaz es nicht wagte, dieselben in der Stadt unterzubringen, sondern sie nach beendigter Defilierung schleunigst wieder in die umliegenden Ortschaften verlegte. Dort mochten sie dann den Indianern abnehmen — „was man eben zum Kriege braucht!“ Darum kümmerte

sich weiter niemand, auch nicht einmal, wie ich vor einigen Tagen erfahren hatte, die ausgeplünderten Indianer.

Zur Feier des Tages hatte man in der Hauptstraße Mexikos wohl an 50 Gedenktafeln aufgestellt, auf welchen lange Listen der von der republikanischen Partei im letzten Kriege erfochtenen Siege verzeichnet waren; es gehörte eine besonders lebhafte Phantasie dazu, um nach einer vierjährigen Campagne,* wo man auf jener Seite fast nichts als Niederlagen erlebt hatte, ein derartiges en gros-Verzeichnis von Siegen zusammenzustellen.

Eine glänzende Beleuchtung sollte das Fest beenden; ein gewaltiger Regenguß brach aber des Abends über die Stadt los und verjagte das neugierige Volk, welches übrigens nur Gelegenheit gehabt hätte, sich davon zu überzeugen, daß reichlich vier Fünftel der Stadt unbeleuchtet geblieben waren.

Man hatte in wohlgesinnten Kreisen dem Einzuge des Juarez in Mexiko wegen der von Seite der Soldateska hierbei zu erwartenden Exzesse mit großer Beunruhigung entgegengesehen; Porfirio Diaz wußte aber seine Armee so musterhaft in Ordnung zu halten, daß nicht die geringste Ruhestörung vorfiel und der verhängnisvolle Tag in normaler Weise verlief.

Frau Hube, welche weniger blutdürstig als ihr Herr Gemahl gesinnt zu sein schien und welche schon in Tacubaya sich unser mit viel Wärme angenommen hatte, war von Baron Lago in das Geheimnis (?) unseres Fluchtprojektes eingeweiht worden. Sie gab sich redliche Mühe, um uns in der Ausführung unseres Vorhabens nach besten Kräften behilflich zu sein. Vielleicht hatten wir es nur der Verwendung jener dem Präsidenten sehr befreundeten Dame zu verdanken, daß unserer Abreise keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg gelegt worden sind.

Frau Hube setzte es durch ihren persönlichen Einfluß beim Stadtpräfekten, General Baz, durch, daß dieser versprach, den „Señores Lago y Tavera, welche sich in Geschäften nach der Küste zu begeben beabsichtigten“, Empfehlungsbriefe an seine Freunde in der Sierra und in der

Huasteca auszustellen. Nominell sollte unsere Abreise noch immer insgeheim erfolgen; aber so viele Personen wußten bereits davon, daß von einem Geheimnisse füglich nicht mehr die Rede sein konnte.

Als ich jene für uns ungemein wertvollen Empfehlungsbriefe bei General Baz abholte und mich bei ihm für seine Liebenswürdigkeit bedanken wollte, unterbrach er mich mit den Worten: „Sie haben mir für nichts zu danken; sagen Sie nur niemandem, daß ich Ihnen diese Briefe gegeben habe.“ Die Komödie des „Geheimnisses“ wurde also auch von General Baz durchgeführt.

Nun handelte es sich darum, daß wir uns möglichst rasch aus dem Staube machten, ehe Juarez allenfalls wieder andern Sinnes wurde und uns in Mexiko festzuhalten für gut fand. In aller Eile schaffte ich zwei gute mexikanische Sättel und etwas Mundvorrat an und unsere Reisevorbereitungen waren vollendet — das übrige hatte Freund Auld in Real del Monte zu besorgen.

VIII. Kapitel.

Abreise aus Mexiko, Ritt durch die Huasteca, Einschiffung in Tampico.

Noch in der letzten Nacht vor unserer Abreise schrieb ich bis zur Morgenstunde an einem langen Chiffreberichte, dem letzten der ehemaligen österreichischen Gesandtschaft in Mexiko, und einige Stunden später fuhr ich mit Baron Lago in aller Stille und unerkannt (?) zur Eisenbahnstation. Beim Passieren der garita wurden die Reisenden von Polizeibeamten befragt, ob sie Briefe bei sich führten, in welchem Falle sie diese vorzuweisen verhalten wurden. Da ich bemerkte, daß man höchst naiver Weise sich mit jener Frage begnügte, ohne den Betreffenden im Falle einer verneinenden Antwort näher zu untersuchen, ob er auch die Wahrheit angegeben habe, leugnete ich keck den Besitz von irgendwelchen Korrespondenzen ab und der bezügliche Beamte ließ mich auch ohne weiteres passieren. In meiner Brusttasche hätte er den Originaltext des Kodizills des Kaisers sowie diverse andere Papiere gefunden, welche mir mein Chef zur Verwahrung übergeben hatte und deren Lektüre gewiß für die dortige Behörde nicht ohne Interesse gewesen wäre.

Gerade auf dem Wege zum Bahnhofe, begegneten wir einem Bataillon Infanterie, das mit dem dazu gehörigen Weibertrosse in die Stadt einrückte. Ich erkannte alsbald die mir in Queretaro so verhaßt gewordenen supremos poderes, die unzertrennlichen Begleiter des Generals Escobedo. Nun war es in der Tat an der Zeit, daß wir der Stadt Mexiko den Rücken kehrten!

Mit den schmerzlichsten Gefühlen im Herzen verließ ich einen Ort, in dem ich vielleicht die interessanteste und lehrreichste, aber auch die peinlichste Epoche meines Lebens durchgemacht hatte. Dort war ich zuerst aus dem lebensfrohen Leichtsinne der Jugend durch den erschütternden Anblick fremden Unglückes in die ernsten Gedanken des reifen Mannesalters eingeführt worden; dort hatte ich zuerst Gelegenheit gehabt, mich in meiner dienstlichen Stellung auch in anderer Weise als durch das Mundieren von Depeschen nützlich zu machen; dort hatte ich auch die Freuden, welche der Aufenthalt in der Tropenwelt zu bieten vermag, in reichem Maße genossen und so viele schöne Momente durchgemacht, welche mir in meiner Erinnerung für den Rest meines Lebens unvergeßlich bleiben werden. In Mexiko hatte mir es auch das Schicksal beschieden, Augenzeuge zu sein, wie Verrat, politische Verblendung und gewissenlose Selbstsucht die Aufgabe übernommen hatten, einem edelsinnigen Fürsten sein Grab zu graben. Wenn mir an jenem Morgen des 19. Juli das Herz vor Freude lauter klopfte, weil ich das aztekische Tenochtitlan zum letzten Male erblickte, so rührte diese meine Freude vornehmlich daher, daß ich des Umganges mit den vielen Schurken, mit welchen mich mein Schicksal im Verlaufe der letzten Wochen zusammengeführt hatte, herzlich müde geworden war und daß ich mich nach dem Umgange mit Menschen sehnte, welche den Bürgerkrieg nur vom Hörensagen kannten. Aber auch manchen hochachtbaren, mir treu ergebenen Freund ließ ich in Mexiko zurück und an keinen derselben war es mir vergönnt gewesen, einige herzliche Worte des Abschiedes zu richten und meinen Dank für die gastliche Aufnahme auszusprechen, welche ich in dem intimen Kreise ihrer Familien gefunden hatte. Wie wird es mir wohl auf meinem nächsten Posten ergehen? Habe ich vielleicht unrecht gehabt, mich darüber zu freuen, daß ich eine mir zeitweilig zur Heimat gewordene Stadt verlasse? Unsere Lokomotive setzt sich in Bewegung — lebe wohl, mein liebes Mexiko, dich sehe ich niemals wieder!

Nachdem uns die Eisenbahn einige Stationen über Mexiko hinausgebracht hatte, verließen wir dieselbe, um mittels

der Diligence den Weg nach Real del Monte fortzusetzen. Die Fahrt auf der Eisenbahn hatte uns zwar vom direkten Wege nach jenem Orte abgebracht, aber Baron Lago hatte absichtlich diese Route auserwählt, damit man über den eigentlichen Zielpunkt unserer Reise irre geleitet werde; diese Vorsicht würde uns wohl wenig geholfen haben, wenn man ernstlich die Absicht gehabt hätte, uns zu verfolgen.

Meine letzte Fahrt in einer mexikanischen Diligence sollte wie zum Abschiedsgruße mir alle Qualen auferlegen, denen der bedauernswürdige Reisende in diesen Vehikeln ausgesetzt ist. Zunächst wurden wir auf der steinigen Heerstraße bei Otumpa umhergeschleudert, als sollte Mensch und Wagen zu Trümmern zerschlagen werden; bald mußten wir uns aber überzeugen, daß man unter Umständen sich noch glücklich schätzen muß, wenn man gründlich zusammengerüttelt wird. Wir gerieten nämlich in die Region des bodenlosen Straßenkotes und auf dem durchweichten Boden vermochte der Wagen kaum vorwärts zu kommen. Und schon machte ich mich darauf gefaßt — in der Regenzeit kommt das oft genug vor — im Kote stecken zu bleiben und die ganze Nacht sitzend im Wagen zuzubringen. Von dieser Kalamität sind wir jedoch glücklich verschont geblieben. Je mehr wir uns Real del Monte näherten, desto schlechter wurde die Straße; bald waren die acht Pferde des Gespanns trotz der grausamen Schläge mit dem mulero (der schwersten von den drei Peitschen, welche jede mexikanische Diligence zur Auswahl nach Bedarf mit sich führt) nicht mehr imstande, die schwere Last durch das Kotmeer fortzubringen, und sämtliche Reisende wurden zum Aussteigen aufgefordert, um den Wagen etwas zu erleichtern. Eine Promenade von mehreren Meilen im tiefen Schlamme war eine Überraschung, auf die ich in meinem Reiseprogramme nicht gerechnet hatte! Für jemanden, der mit leidenschaftlicher Sehnsucht vorwärts kommen will und der sich von der Gefahr einer Verfolgung bedroht weiß, ist das langsame Tempo des Fußgehers eine wahre Pein. Da war ich doch noch mit meinem Schicksale zufriedener, als auf meiner letzten Fahrt von Queretaro nach Mexiko die Diligence flink über Stock und

Stein vorwärtsrollte und ich mir oben auf dem harten Wagendache die Hüften wund schlug. Da kam man wenigstens rasch vom Fleck, während ich jetzt Real del Monte schon lange vor mir erblicke und das ersehnte Ziel nicht näherrücken zu wollen scheint. Spät des Nachts trafen wir endlich doch an Ort und Stelle ein, nachdem wir sogar die letzte Meile auf einer schönen, von der englischen Minengesellschaft hergestellten Chaussee im scharfen Trabe gefahren waren.

Wie mit einem Zauberschlage wurden wir aus den verlotterten Zuständen in Mexiko in dem luxuriös eingerichteten Palaste Aulds in den verfeinertsten englischen Comfort versetzt. Baron Lago und ich sangen noch vor dem Abendessen in unseren Gemächern eine zweistimmige Jubelhymne auf die europäische und insbesondere die englische Civilisation. Wir hatten wohl recht gehabt, vor dem Essen zu singen; denn nachher wäre uns die Zunge etwas schwer zum Singen geworden: Baron Lago hatte sich Aulds Weine gut schmecken lassen und ich mußte doch meinem Chef beim Trinken Gesellschaft leisten! Wer würde es auch zwei Auswanderern verargt haben, wenn sie am Vorabend ihrer Rückkehr in die Heimat etwas zu tief ins Glas guckten?

In Real del Monte kam ich endlich wieder einmal in ein reinlich gehaltenes Schlafgemach; als mir am nächsten Morgen Aulds Kammerdiener auf einem silbernen Präsentierteller meinen Frühstückstee brachte, hätte ich den Mann in meiner Freude umarmen mögen. Ich war in den letzten Monaten durch eine rauhe Schule der Entbehrungen gegangen und es erfüllte mich schon mit Wonne, wenn ich wie ein anständiger, wohlerzogener Mensch behandelt wurde. Und nun gar diese tadellose, respektvolle Bedienung meiner Wenigkeit! Wie viele Genüsse lernt der Mensch erst durch deren Entbehrung nach Gebühr schätzen!

Was meine freudige Stimmung in Aulds Haus nicht wenig erhöhte, war der Gedanke an die Genüsse, welche ich unserer bevorstehenden Reise zu verdanken haben würde. Ich hatte den Weg durch die Huasteca schon vor zwei Jahren zu meinem Vergnügen zurückgelegt und ich war mir daher

wohl bewußt, welchen Schatz an Naturschönheiten er darbot; was aber meine Reiselust diesmal doppelt anregte, waren gerade die Schwierigkeiten, welche wegen der ungünstigen Jahreszeit unserer harrten. Im Feuereifer der Jugend sucht man abenteuerliche Erlebnisse und zur Abwechslung auch ein bißchen Gefahr ganz gerne auf; beides harrte unser in nicht zu karg bemessenem Maße, wenn nur die Hälfte von dem wahr war, was man uns von den Beschwerden einer Reise durch die Huasteca in der Regenzeit erzählt hatte. Wir gingen gerade der schlimmsten Periode des in jener Gegend epidemisch grassierenden gelben Fiebers entgegen; als wirksamstes Präservativ gegen die Seuche hatte man mir empfohlen, den Körper vor Feuchtigkeit auf das sorgfältigste zu bewahren — dieses Problem schien mir aber inmitten der Wolkenbrüche der Regenzeit etwas schwierig zu lösen.

Da es sich bei unserer bevorstehenden Expedition nur um unsere eigene Person handelte und andere Interessen hierbei nur indirekt auf dem Spiele standen, konnte ich mich sorgenlos dem Genusse des Augenblickes hingeben, wie jemand, der im Begriffe steht, eine hochinteressante Vergnügungsreise zu unternehmen.

Von Real del Monte bis Tampico berechnete man die Entfernung auf rund 300 englische Meilen; hierbei waren aber die zahlreichen Krümmungen des Weges nicht in Betracht gezogen worden und ich glaube daher kaum zu übertreiben, wenn ich die Distanz auf 360 Meilen veranschlage. Um diese Strecke mit einem kräftigen Pferde zurückzulegen, braucht man gegen 7—8 Reisetage, so daß im Durchschnitte an 50 englische Meilen täglich geleistet werden müssen. Solche Etappen gelten in Mexiko nicht für anstrengend; wohl waren sie dies aber für unsere des Reitens vollkommen entwöhnte Körper, und da der Zustand der Straßen während der Regenzeit die Beschwerlichkeit der Aufgabe wesentlich erhöht, mußten wir uns darauf gefaßt machen, mindestens gegen 14 Stunden täglich im Sattel zu verbleiben. Während der Regenzeit umwölkt sich der Himmel regelmäßig im Verlaufe des Nachmittags; des Morgens scheint die Sonne ebenso regelmäßig in ungetrübter Pracht und wer je die Strahlen

der tropischen Sonne im Juli zu verkosten Gelegenheit gehabt hat, mag sich vorstellen, daß unter solchen Umständen ein vierzehnstündiger Ritt keine geringen Anforderungen an unsere physische Leistungsfähigkeit stellte.

Wir beabsichtigten uns in Tampico auf dem englischen Postdampfer einzuschiffen, welcher daselbst in den letzten Tagen eines jeden Monats anlangte, um nach kurzem Aufenthalte die Fahrt nach den westindischen Inseln weiter fortzusetzen. Da wir im ganzen nur zehn Tage vor uns hatten, um rechtzeitig in Tampico einzutreffen, war die Zeit für unseren Ritt auf das knappste bemessen und konnte es uns leicht passieren, daß wir durch irgend einen geringfügigen Zwischenfall während der Reise in die Lage versetzt wurden, einen ganzen Monat in Tampico auf den nächsten Dampfer warten zu müssen. Um einer solchen unliebsamen Eventualität vorzubeugen, waren wir entschlossen, die Kräfte unserer Pferde wie nicht minder die unserer Knochen auf das äußerste anzuspannen.

Mr. Auld gewährte uns, seinem Versprechen getreu, jede Unterstützung, die wir nur wünschen konnten, um unsere Reise ohne Zeitverlust antreten zu können: in der Person eines seiner indianischen Kuriere verschaffte er uns einen verläßlichen, des Weges kundigen Führer; zum Transporte unserer geringen Habe überließ er uns leihweise ein Maultier und um einen erstaunlich niedrigen Preis wurden wir die Eigentümer von zwei vortrefflichen Reitpferden. Ich war für den Ankauf eines dritten ohne Belastung mitzunehmenden Reservepferdes gewesen, aber Baron Lago konnte sich zu dieser Ausgabe nicht entschließen; mich persönlich trafen die Folgen seiner Sparsamkeit nachträglich in der empfindlichsten Weise.

Dank der Vermittlung M. Aulds waren wir binnen wenigen Stunden in reisefertigen Zustand versetzt. Als wir die Hoffnung aussprachen, daß Juarez ihn nicht darüber zur Rechenschaft ziehen werde, daß er den beiden Österreichern aus dem Lande fortgeholfen habe, sagte er als selbstbewußter Sohn Albions: „Hier in meinen Bergen hat niemand zu befehlen als nur ich. Schickt mir Juarez etwa Truppen auf

den Hals, so jage ich sie mit meinen Soldaten wieder hinaus." Die Minengesellschaft verfügte nämlich über hundert vortrefflich ausgerüstete und unbedingt verläßliche Kavalleristen, welche die Silbertransporte zu eskortieren berufen waren.

Mr. Auld war bei einer früheren Gelegenheit von General Marquez gefangen genommen worden und mußte damals seine Freiheit durch die Zahlung von 40.000 Talern erkaufen. Die Gesellschaft ersetzte ihrem Direktor diesen Verlust, denn unter seiner Leitung erfreuten sich die Minen von Real del Monte der größten Prosperität.[1]

Nachdem wir an der Mittagstafel Aulds zum letzten Male für längere Zeit die Annehmlichkeiten einer reich ausgestatteten Haushaltung genossen hatten, machten wir uns am 20. Juli des Nachmittags auf den Weg, um noch an demselben Abend das nur einige Meilen entfernte Atotonilco el Grande zu erreichen. Mr. Auld hatte uns angeraten, daß wir als Engländer, welche in Minen Geschäfte machten, reisen sollten; unser indianischer Führer Polyphemio wurde daher auch angewiesen, mit den Leuten unterwegs sich über uns in obigem Sinne auszusprechen. Letzterer war erst kürzlich aus Tampico nach Real del Monte zurückgekehrt und versicherte, daß der Weg dahin sich zwar in einem schauerlichen Zustande befinde; wenn aber die Flüsse inzwischen nicht durch Wolkenbrüche allzusehr in die Höhe getrieben worden seien, hoffe er doch, daß wir durch die Huasteca durchkommen würden, da wir mit Pferden ausgerüstet seien, welche zu den besten Erwartungen berechtigten.

Ich stellte an Polyphemio die Frage, was wir dann tun sollten, wenn bewußte Flüsse uns den Weg versperren sollten. „Abwarten, bis sich das Wasser wieder verlauft." So lautete die einfache Antwort, die aber für jemanden, der um jeden Preis an einem bestimmten Tage in Tampico einzutreffen hatte, wenig trostreich lautete.

Schon in der ersten Nachtstation bekamen wir Gelegenheit, die Fleischtöpfe und noch so manches andere im Auld-

---

[1] Binnen zwei Jahren waren aus einem einzigen Schachte gegen 2 Millionen Taler in Silber zu Tage gefördert worden.

schen Hause zu vermissen. Polyphemio hatte uns zwar versichert, daß wir in Atotonilco recht gute Unterkunft und selbst Betten zum Nachtlager finden würden, was aber dieser Sohn der Wildnis unter dem Wort „Bett“ verstand, beschränkte sich auf ein Brett, über welches man eine sehr defekte Binsenmatte gebreitet hatte. Wir erfreuten uns eben aller jener Bequemlichkeiten, welche eine erbärmliche Herberge für Maultiertreiber letzter Kategorie zu bieten verhalten ist. In dieser Spelunke gab es nicht einmal eine Küche und Polyphemio mußte erst im Orte irgendwo eine alte Indianerin ausfindig machen, welche uns eine recht sonderbar aussehende dicke Suppe auftischte. Baron Lago wies mit Entrüstung jenes zweifelhafte Produkt indianischer Kochkunst von sich; ich verschlang unverdrossen meinen Anteil, indem ich bei mir dachte: A la guerre, comme à la guerre! Das heißt ins Deutsche übersetzt: Friß, Vogel, oder stirb!

Da die Regengüsse in der Regenzeit immer erst des Nachmittags niedergehen, erhoben wir uns bald nach Mitternacht von unserem bretternen Lager, um möglichst viel Weg im Trockenen zurücklegen zu können. Wenige Meilen hinter Atotonilco erreichten wir die durch große landschaftliche Schönheit ausgezeichnete gran barranca,[1] welche in einer Tiefe von über 500 Metern die Hochebene durchzog. Wir stiegen in diese Bodenvertiefung an einer Stelle hinab, die geradezu von schauerlicher Großartigkeit und keinesfalls für Personen geeignet war, die an Schwindel litten. Ein schmaler Steig führte im Zickzack an der schroff abfallenden Wand in die Tiefe der Barranca hinab. Zur Schilderung der Annehmlichkeit jenes Steiges will ich mich auf die Bemerkung beschränken, daß selbst Polyphemio es nicht wagte, im Sattel sitzen zu bleiben, sondern sein Pferd in Freiheit hinter sich herlaufen ließ. Daß sich ein Mexikaner dazu entschließt, auf das Reiten zu verzichten, muß es schon recht arg kommen.

---

[1] Man bezeichnet als barranca jene Einschnitte, welche sich im Verlaufe der Zeiten in der mexikanischen Hochebene infolge der Auswaschungen gebildet haben, die in dem weichen Boden durch die während der Regenzeit mächtig anschwellenden Wasserläufe verursacht worden sind.

Auf halbem Wege begegneten wir einem Zuge beladener Maulesel, welcher aus der Barranca heraufgetrieben wurde. Wir hatten knapp Zeit, um noch rechtzeitig eine breitere Stelle des Pfades zu erreichen, damit uns die rücksichtslos vorwärtsdrängenden Maultiere nicht mit ihrer Belastung in den Abgrund hinabstießen. Gleich darauf war ich so ungeschickt, über meine großen mexikanischen Sporen zu stolpern und mich im Fallen in die Zügel meines Pferdes zu verwickeln; als ob das kluge Tier die Gefahr, in der ich schwebte, geahnt hätte, blieb es unbeweglich wie eine Statue stehen — machte es nur einen Schritt, so kollerte ich über mehrere hundert Meter aus der tierra fria in die tierra templada hinab.

Glücklich im Tale unten angelangt, entdeckten wir, daß wir eigentlich nur aus dem Regen in die Traufe geraten waren, denn der Boden der barranca war durch die letzten Regengüsse teilweise überschwemmt worden und es kostete Polyphemio keine geringe Mühe, in dem tiefen Schlamme, welcher die Straße bedeckte, die Stellen zu entdecken, wo der Erdboden widerstandsfähig genug war, um die Last eines Pferdes zu tragen. Indem ich sorgfältig der Spur unseres Führers nachritt, kam ich wohlbehalten durchs Tal auf die andere Seite der Barranca. Nicht so gut erging es meinem Chef; er hatte nämlich angenommen, daß unser Führer nur, um uns seine Unentbehrlichkeit vor Augen zu halten, so behutsam den Weg ausgesucht habe, und er ritt daher ganz wohlgemut einher in gerader Richtung, als sein Pferd plötzlich in einer tiefen Kotlache einsank, aus der es nur mit verzweifelter Anstrengung sich wieder auf festen Boden herauszuarbeiten vermochte. Der von Baron Lago so mit Unrecht verdächtigte Polyphemio hätte auf ein Haar zum Lasso seine Zuflucht nehmen müssen, um den verunglückten und im Schlamme stecken gebliebenen Reiter wieder auf die terra ferma zu bringen.

Unsere zweite Nachtstation hätte in dem Marktflecken Tiangistengo abgehalten werden sollen; Polyphemio besorgte aber, daß uns von den dortigen als böswillig bekannten Indianern leicht irgend ein schlimmer Streich gespielt werden

könnte („porque es una gente muy barbara“, meinte der wackere Mann), und er schlug daher vor, daß wir lieber ein abgelegenes kleines Dörfchen in der Sierra aufsuchen sollten, wo wir die Nacht in Sicherheit zubringen könnten. Wir folgten Polyphemios' Ratschlägen und erkletterten noch eine recht steile Anhöhe, bis wir die Region eines dichten Nebels und in dieser auch das Ende unseres Tagewerkes erreichten. Der Alcalde des Ortes öffnete uns gastlich seine bescheidene Hütte und empfing uns mit offenen Armen, als ihm Polyphemio gesagt hatte, daß wir der konservativen Partei angehörten; denn er selbst war ein erbitterter Gegner dieser malditos Chinacos.

Nach dem zwölfstündigen ziemlich anstrengenden Ritte hätte ich mich am liebsten gleich bei Anbruch der Nacht der Ruhe hingegeben; aber unser Wirt, der wohl nicht oft Reisende aus der Hauptstadt zu Gesicht bekommen mochte, nahm mit mir ein förmliches Verhör über die letzten Ereignisse im Lande vor und verschonte mich auch nicht mit seinen Fragen, während ich mein kärgliches Mahl in seiner Hütte verzehrte. Meine Beredsamkeit fand nicht eher ihren Abschluß, als bis ich kategorisch erklärte, zu Bette gehen zu wollen. Besagtes Bett präsentierte sich, wie in Atotonilco, in der Gestalt eines Brettes, nur mit dem Unterschiede, daß es hier nicht einmal eine Binsenmatte als Unterlage gab. Es war dies die letzte Nacht, welche ich in der tierra fria zubrachte, und recht lebhaft wurde ich bei jener Gelegenheit daran erinnert, daß man des Nachts auch in den Tropen gründlich frieren kann, wenn man, wie ich, sich nicht im Besitze einer Decke befand.

Lange vor Sonnenaufgang sattelten wir unsere Pferde zur Fortsetzung der Reise: wenn man auf hartem Lager eine schlaflose Nacht zugebracht hat, begrüßt man mit Freude den Augenblick, wo man wieder im Sattel sitzt; das Reiten selbst ermüdet ohnehin nur in den ersten Tagen und hat man sich einmal daran gewöhnt, so ist diese Strapaze sehr leicht zu ertragen, zumal man sich hierbei dem angenehmen Gefühle hingeben kann, daß man bei jedem Schritte seines Pferdes dem vorgesetzten Ziele näher rückt.

Für den dritten Tag unserer Reise stand uns eine harte Aufgabe bevor: eine Strecke von 16 leguas in der Sierra zurückzulegen, mutete den Pferden selbst unter normalen Verhältnissen ein schweres Stück Arbeit zu. Den entsetzlichen Zustand der Straße in jenen Bergen hatte ich schon in früherer Zeit kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Daß es da einen recht halsbrecherischen Ritt absetzen sollte, stand als ausgemacht fest. Aber wenigstens durften wir mit Sicherheit darauf zählen, daß wir die bezeichnete Strecke auch vor Sonnenuntergang zurücklegen würden, während wir an den folgenden Tagen ganz von den Zufälligkeiten des Wasserstandes in den Flüssen abhängig waren. Daß der schlechte Zustand einer Straße den Reisenden aufhalten könnte, kommt dem Mexikaner, zumal wenn er so gut beritten ist, wie wir es waren, gar nicht in den Sinn und, während Baron Lago schon bei Beginn der Tagesarbeit, durch den jammervollen Zustand der Straße entmutigt, die Hoffnung aufgab, daß wir Tampico noch rechtzeitig erreichen würden, ritt Polyphemio ganz gelassen einher, indem er es teilnahmlos seinem Pferde überließ, die ihm vorliegende Höllenarbeit zu bewältigen.

Langsam und mühselig ging es weiter über den Kamm der Sierra hinauf und hinab von einer Anhöhe zur anderen.[1] Die Abschüssigkeit des teilweise vom Regen ganz durchweichten Bodens war stellenweise eine so große, daß die Pferde für ihre Hufe keinen genügenden Halt zu finden vermochten und daher gezwungen waren, auf den Hinterbeinen sitzend über die Abhänge hinabzugleiten. Wer zum ersten Male eine solche Rutschpartie mitmacht, fühlt sich dabei etwas unbehaglich im Sattel; aber bald überzeugt man sich von der erstaunlichen Sicherheit, mit welcher das mexikanische Pferd die schwierigsten Passagen zu überwinden weiß, und

[1] In Mexiko führt der Weg in den Bergen fast immer über den Kamm der Anhöhen: nur ausnahmsweise läuft der Steig etwas tiefer in mehr horizontaler Richtung an der Bergwand entlang. Dies bietet allerdings den Vorteil, daß man die ganze Zeit über den freien Ausblick über die Gegend genießt, es bietet aber auch den Nachteil, daß man ungezählte Male bergauf und bergab reiten muß, und daß die Pferde doppelt angestrengt werden.

man läßt dem Tiere vertrauensvoll die Zügel über den Nacken hängen, damit es sich selbst in vollster Freiheit seine Wege wähle. Mein eigenes Pferd hielt sich an jenem Tage so vortrefflich, daß es während des 15stündigen Rittes nicht ein einziges Mal stürzte oder auch nur ernstlich strauchelte; vorsichtig und im langsamsten Tempo suchte es sich an besonders bösen Stellen für jeden Tritt den geeignetsten Platz aus und zog seine Hinterfüße erst nach, wenn die Vorderfüße sicheren Halt gefunden hatten.

Ehe wir zur schlimmsten Stelle der Sierra, der berüchtigten Cuchilla kamen, machten wir in dem lieblichen Dörfchen Acatlan einen kurzen Halt, um die Pferde, die wahrhaftig ein redliches Stück Arbeit geleistet hatten, ein wenig ausschnaufen zu lassen. Wir befanden uns in Acatlan bereits unter dem Einflusse der warmen, weichen Luft aus der benachbarten tierra caliente und mit der freudigen Empfindung, welche dieser eigentümliche Zauber der Tropenluft stets in mir erregt hat, verzehrte ich meinen Imbiß unter dem Schatten eines prachtvollen Orangenbaumes.

Eben als wir uns an die Bezwingung der so gefürchteten Cuchilla machen wollten, brach nachmittags einer jener gewaltigen Wolkenbrüche los, wie man sie in solcher Kraft nur in den Tropen erleben kann. Wir selbst hatten unter dem Regengusse nicht weiter zu leiden, denn dank dem ungemein praktischen mexikanischen Reitkostüme waren wir gegen Nässe vollkommen geschützt; aber schlimm erging es den Pferden, welche auf dem durch den Regen geglätteten Felsen wie auf Glatteis einhergingen. Jupiter tonans begleitete die Anstrengungen der Tiere mit einem Konzerte von überwältigender Macht; es machte den Eindruck, als feiere die Natur da oben in den Bergen einen wilden Hexentanz, wo wir als freche Eindringlinge dem sicheren Verderben entgegengingen. Schon fing ich auch zu glauben an, daß Baron Lago recht gehabt hatte, als er am Morgen behauptete, daß auf einer solchen Straße nicht ans Weiterkommen zu denken sei, denn der Weg war geradezu entsetzlich. Wiederholt hatte das Pferd des Führers, der als erster voranritt, vergeblich den Versuch gemacht, sich auf

eine höher gelegene glatte Steinplatte emporzuschwingen. Polyphemio wußte sich schon nicht mehr zu helfen; denn über den Felsen mußten wir hinüber — einen anderen Weg gab es nicht. Als aber Baron Lago gegen Mr. Auld den Vorwurf erhob, daß er uns unbrauchbare Pferde verkauft hätte, ließ sich der treue Indianer eine solche Anschuldigung seines Herrn nicht ruhig gefallen: wütend schwang er mit voller Kraft die Lederpeitsche, das von dieser schwer getroffene Tier machte einen verzweifelten Satz und mit vor Schreck zitternden Knien stand es glücklich oben auf dem Steinblocke. Der Rest der Karawane folgte dann auch ohne Aufenthalt nach. Einige hundert Meter weiter hatten wir die Höhe der Cuchilla erreicht und wir erfreuten uns von da an eines leidlich guten Weges, da wir nur mit dem Kote, nicht aber mit glatten Steinplatten zu kämpfen hatten. Es war auch hohe Zeit, daß es besser wurde, denn von dem fortwährenden Bergauf- und Bergabreiten waren mir die Beine nach dem langen Ritte schon recht müde geworden. Viel Ungemach verursachte uns — allerdings ohne sein Verschulden — der mit unserem Gepäck beladene Maulesel; trotz aller unserer Bemühungen gelang es uns nicht, die Last so auf seinem Rücken zu befestigen, daß sie sich nicht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite verschoben hätte, und da es unumgänglich notwendig ist, daß die Last sich auf dem Rücken des Tieres gut das Gleichgewicht halte, mußte, um dieses Resultat zu erreichen, alle Fingerlang ein gordischer Knoten von Stricken gelöst und dann von mir und Polyphemio mit vereinter Kraft wieder so stramm wie möglich angezogen werden. Meine Hände rissen sich bei dieser Arbeit an den groben, aus Aloefäden bereiteten Stricken ganz blutig — meine Finger waren es eben nicht gewöhnt, sich mit der Bepackung eines Maulesels zu befassen! Der durch das Zurechtbinden der Last verursachte Zeitverlust war für uns sehr unwillkommen und das unaufhörliche Absitzen vom Pferde in dem schwerfälligen wasserdichten Kostüm stellte meine Geduld auf eine harte Probe. Aber wie das Sprichwort sagt: Ende gut, alles gut. Von der Höhe der Cuchilla abfallend, senkte sich der Weg sanft zur Ebene der tierra caliente herab und

schon erfreute sich mein Auge an dem schönen Bilde der immer üppiger auftretenden tropischen Vegetation, welches ich umso ungestörter genießen konnte, als gegen Abend der Regen aufhörte und uns ein prachtvoller Sonnenuntergang beschert wurde.

Nachdem wir die ganze Sierra glücklich hinter uns gebracht hatten, übernachteten wir in dem Dörfchen Yatipan am Rande der tierra caliente. Das Bewußtsein des errungenen Erfolges ist der schönste Lohn für die überstandenen Beschwerden; es bietet einen unbezahlbaren Genuß, nach vollbrachtem Tagewerke sein Pferd abzusatteln und sich mit dem stolzen Gefühle des Siegers angesichts einer herrlichen Natur in aller Ruhe seinen Gedanken über das Erlebte und Gesehene hinzugeben.

Der verwöhnte Europäer, der in einem bequemen Eisenbahnwaggon mühelos hunderte von Meilen durchzieht, ahnt nicht, welche Befriedigung es gewährt, sich mühevoll seinen Weg Schritt für Schritt erkämpft zu haben. Die Civilisation hat gewiß ihre schönen Seiten, aber sie raubt doch auch dem Menschen manchen köstlichen Genuß, indem sie ihn aus seiner innigen Verbindung mit der Natur rückt.

In Yatipan war es schon so warm, daß wir unser Nachtlager im Freien unter einer Art Veranda aufschlagen konnten. Während der Nacht ergoß sich wieder der Regen in Strömen vom Himmel. Obwohl wir gut im Trockenen untergebracht waren, klang mir das Plätschern des Wassers gar schmerzlich in den Ohren; denn was sollte aus den Flüssen in der Huasteca werden, wenn sie noch eine solche Wassermasse aufzunehmen hatten? Unser Polyphemio, dem ich meine Besorgnis mitteilte, zuckte bedenklich mit den Achseln und fertigte meine Neugierde mit dem in Mexico so beliebten fatalistischen «quien sabe» (wer kann es wissen) endgültig ab.

Während ich in der Indianerhütte, wo wir unser Nachtquartier bezogen hatten, mein frugales Abendessen verzehrte, fing plötzlich ein Bündel Kleider, welches neben mir in einer Ecke der Hütte am Boden lag, sich zu bewegen an. Was ist das? Liegt unter dem formlosen Knäuel ein Tier oder etwa gar ein menschliches Wesen? «Ach, Señores,»

bemerkte unser Hauswirt, «lassen Sie sich nicht stören, es ist nur (sic) die Großmutter, die im Sterben liegt» (que se está muriendo). Oh, wenn es weiter nichts ist! Also nur ruhig weiter gegessen!

Bei Yatipan betraten wir die Region des gefährlichen Fiebers; das Bewußtsein, nun mit diesem bösen Feinde zu tun zu haben, erschien mir wie eine pikante Zugabe zur Erhöhung des Interesses unserer Reise: ich hatte in den letzten Monaten meinen Körper gründlich abgehärtet und durfte jetzt schon auf meine gute Gesundheit einiges Vertrauen setzen. Baron Lago hatte im vorigen Jahre einen schweren Fieberanfall durchgemacht und konnte daher als nahezu exempt vom Übel angesehen werden, da Rückfälle zu den Seltenheiten gehören. Wir unterließen übrigens unsererseits nicht, alle vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln auf das genaueste einzuhalten. Ich habe von Yatipan an auf mexikanischem Boden keinen Tropfen Wasser in den Mund bekommen; denn Wasser gilt als der gefährlichste Verbreiter des Fiebers und muß daher innerlich sowie auch äußerlich jede Berührung mit demselben möglichst vermieden werden. Das Opfer mit dem Versagen des Trinkwassers fiel mir nicht schwer, da der Chiribico, ein wohlschmeckendes, aus gegohrenem Reis und Ananassaft zubereitetes Getränk, das in der Huasteca allgemein verbreitet ist und ungestraft in beliebiger Menge genossen werden darf, das Trinkwasser nicht unschwer vermissen läßt. Nicht so leicht war der Verzicht auf den Gebrauch von Wasser zum Waschen: den ganzen Tag lang im Sattel sitzen, seine Kleidung auch nicht während der Nacht ablegen zu können, tagsüber fleißig mit der Korrektur der Beladung des von Schmutz starrenden Maulesels beschäftigt zu sein, mitunter die Mahlzeit in Ermanglung von Gabeln wie ein Orientale mit den Fingern verzehren zu müssen und sich dann nicht einmal die Finger waschen zu dürfen, das mag erträglich finden, wer Lust dazu hat!

Als wir bei Tagesanbruch Yatipan verließen, war der Himmel wieder ganz rein, ein kühles Lüftchen wehte von der Sierra herunter, im feuchten Walde roch es wie in einem

europäischen Treibhause, ich war vollkommen ausgeruht und auch die Pferde befanden sich im besten Zustande — uns blieb ja an jenem Morgen gar nichts zu wünschen übrig. Wie sieht es aber mit den Flüssen aus? Schon beim Hinabreiten über die letzten Anhöhen der Sierra hörte ich von weitem das Brausen des rio de Naranjos, des ersten unter den zahlreichen Gewässern, die wir in der Ebene zu überschreiten hatten. Nach dem heftigen Getöse des Wassers zu urteilen, hatte Polyphemio wenig Hoffnung, daß die Furt derzeit gangbar sei. Als wir in die Nähe des Flusses gekommen waren, stießen wir auf zwei junge Indianer, welche sich erboten, uns samt unseren Pferden durch das Wasser zu führen, was, wie sie erklärten, „im Bereiche der Möglichkeit" stand (se podia hacer). Ich traute den Versicherungen der beiden Burschen nicht recht, denn ich wußte, daß der Indianer sein eigenes und um so leichter das fremde Leben um den Gewinn von einigen Talern ohne Bedenken aufs Spiel setzt. Aber versuchen mußte man die Sache doch; wir nahmen also die beiden Indianer in unsern Dienst. Während wir zum Flusse hinabritten, erzählten uns letztere von verschiedenen Katastrophen, welche sich im Verlaufe der letzten Tage bei mißglückten Übergangsversuchen ereignet hatten; ich hätte diese Berichte auch lieber vernommen, wenn ich mich schon auf der andern Seite des Flusses befunden hätte. Recht ungemütlich wurde mir zu Mute, als ich den Fluß erblickte, der seine Gewässer mit lautem Getöse im reißenden Falle an mir vorbeiführte. Und da sollten wir mit unseren Pferden durchkommen? Das ist ja eine reine Unmöglichkeit! Aber uns bleibt keine Wahl übrig. Wir konnten unmöglich auf unbestimmte Zeit abwarten, bis sich das Wasser verlaufe, und wenn die Indianer bereit waren, ihre Haut aufs Spiel zu setzen, so durfte der Europäer auch nicht zaghaft vor der Gefahr zurückschrecken. Mir wurde die Ehre zu teil, als erster den Übergang zu inaugurieren. Meine Führer stützten sich auf lange dicke Stöcke und indem sie mein Pferd am Zügel hinter sich führten, empfahlen sie mir, mich im Sattel möglichst unbeweglich zu verhalten und meinen Blick ja nicht auf das rasch fließende Wasser zu

richten, damit ich nicht vom Schwindel ergriffen würde. Zunächst trachteten die Indianer eine in der Mitte des Flusses gelegene Stelle zu gewinnen, wo der Anprall des Wassers weniger heftig war. Ehe wir diese Stelle erreicht hatten, hielten sie inne, um mich zu fragen, ob ich noch entschlossen sei, die Passage zu wagen. Gewiß bin ich das, wenn sie es überhaupt für möglich halten, daß wir lebendig hinüber kommen. „Ay Señor," erwiderte der jüngere der beiden Indianer, „wenn es sich um das Ertrinken handelt, ertrinken wir sicherlich früher als Sie." Und ohne sich weiter zu besinnen, warfen sich die braven Bursche mit Todesverachtung dem Strome entgegen.

Ich schätzte die Tiefe des Wassers an dieser sogenannten Furt nicht viel über einen Meter; es floß aber mit solcher Kraft und Schnelligkeit, daß mein Pferd nur mit großer Anstrengung sich auf den Füßen zu erhalten vermochte. Mehrere Male glaubte ich, die Indianer würden dem Andrange des Elementes nicht widerstehen können und von diesem fortgerissen werden, in welchem Falle dann wohl auch für mich die letzte Stunde geschlagen haben würde. Aber die Bursche straften ihre muskulösen nackten Beine nicht Lügen und überwanden siegreich den Anprall des Wassers. Stoß- und rißweise ging es langsam vorwärts; mein kluges Pferd ließ sich wie ein Schiff steuern, welches nicht von den Wellen in der Flanke getroffen werden darf. Einen Augenblick verschwand einer der Führer unter dem Wasser, aber sein Begleiter riß ihn wieder rasch empor. Die Muskelkraft des Indianers, über die ich schon märchenhaft klingende Erzählungen vernommen hatte, bewährte sich hier im Flusse in wahrhaft glänzender Weise.

Das letzte Stück der Passage war das schlimmste, da das Wasser dort am tiefsten war; zeitweilig vermochten wir da trotz aller Anstrengung von Mann und Pferd nicht vom Flecke zu kommen. Die Kräfte des letzteren zeigten schon Symptome der Erschöpfung, da das Tier sich nicht mehr dem Strome entgegenwerfen wollte, als der eine Indianer, der bereits eine sichere Stelle erreicht hatte, den Gaul mit voller Kraft zu sich heranzog — einen letzten Anlauf mit

vereinten Kräften und ich stand wohlbehalten am jenseitigen Ufer des rio de Naranjos!

Der Rest unserer Karawane kam leichter hinüber, weil sich die Indianer an einem Seile festhalten konnten, welches sie rasch über den Fluß spannten.

Noch blieb ein zweiter Arm des Flusses zu passieren; aber obwohl das Wasser hier von größerer Tiefe war, floß es, Gottlob, ganz ruhig und gemächlich einher, so daß uns die Überwindung dieser Schwierigkeit keine Mühe kostete.

Das Übersetzen über den rio de Naranjos hatte uns zwei volle Stunden gekostet; aber nun ging es ziemlich rasch vorwärts; die durch das Bad erfrischten Pferde trabten auf dem elastischen ebenen Waldboden munter darauf los, die tropische Vegetation entfaltete sich um uns in ihrer ganzen unbeschreiblichen Pracht, zahllose Papageien und anderes buntes Federvolk belebten den Wald mit ihrem betäubenden Geschrei. Aber meine Freude über die reizvolle Umgebung war nicht von langer Dauer; denn bald rief uns wieder so ein fataler Fluß sein Halt! zu. Polyphemio aber kannte hier eine gute Furt und so kamen wir ohne viel Zeitverlust über das Wasser hinüber.

Hitze und Durst hatten mich während unseres ersten Reisetages in der tierra caliente recht empfindlich gequält; ich begrüßte daher mit Freude unsere Ankunft in dem rancho von Aguatipan, wo unser langer Ritt für den Tag seinen Abschluß finden sollte. Leider gab es aber dort gerade keinen chiribico, d. h. mit andern Worten, auf das Löschen des brennenden Durstes mußte bis auf die nächste Morgenstation verzichtet werden, vorausgesetzt, daß wir dann mehr Glück hatten als in Aguatipan. Ein Indianer im rancho erklärte sich zwar bereit, das köstliche Getränk aus dem nächsten etwa zwei leguas entfernt gelegenen rancho für uns herbeizuschaffen; aber Lago und ich brachten es nicht übers Herz, einen Mann eine Strecke von vier leguas (also fast ebenso viele Stunden) durchlaufen zu lassen, um uns einen Trunk zu verschaffen. Wir legten uns daher recht durstig zur Ruhe. Zur Belohnung für unsere Menschenfreundlichkeit ergoß sich während der Nacht ein gewaltiger Gewitterregen und da wir

unser Lager im Freien unter dem Dache einer Art Veranda aufgeschlagen hatten, erfrischten sich unsere Kehlen wenigstens auf indirekte Weise in der feuchten Atmosphäre. Die Nacht, die wir in Aguatipan zubrachten, war, abgesehen von der uns auferlegten Entsagung jeglichen Getränkes, eine sehr wenig genußreiche: der rancho war mir anläßlich meines früheren Besuches als ein böses Insektennest lebhaft in der Erinnerung geblieben. Die besonders lästigen garrapatas (eine Art erbsengroßer Zecken) verschwinden zwar während der Regenzeit vom Schauplatze, aber es bleiben noch genug Bestien der verschiedensten Gattung in ausreichender Zahl übrig, um dem Reisenden den Genuß der so unbeschreiblich prachtvollen Nächte gründlich zu verleiden. Als ich im Verlaufe der Nacht nachsah, ob sich unsere Pferde das Futter gut schmecken ließen, hatte ich das Unglück, in der Dunkelheit auf einen Ameisenhaufen zu gerathen; die kleinen Tiere nahmen im Sturme von meinen Beinen Besitz und bissen mit solcher Wut in mich hinein, daß ich vor Schmerz laut aufschrie. Ich hatte dasselbe Gefühl, als wenn man mir mit hundert Nadeln in das Fleisch gestoßen hätte, und ich mußte mir wie ein verzweifelter Nessus die Kleider vom Leibe reißen, um die grausamen Peiniger loszuwerden. Aber noch die ganze Nacht hindurch schmerzten mich ihre Bisse derart, daß von Schlaf nicht mehr die Rede war. Wenig kümmert man sich in solchen Momenten um die zauberhafte Pracht des tropischen Sternenhimmels und um die überschwengliche Üppigkeit der Vegetation: gerne würde man auf dies alles verzichten, um sich einige Stunden in einem kühlen Bette, wo es keine gefräßigen Insekten gibt, dem Schlafe hingeben zu können. Ich habe die Hitze in den Tropen immer dann am unangenehmsten empfunden, wenn ich mich ausruhen wollte. So lange mein Körper irgendwie in Tätigkeit war, machte ich mir nichts aus der grellsten Sonne; sowie ich aber im dolce far niente dalag, wurde mir die Wärme unerträglich und fängt man erst an, um jeden Preis kühl haben zu wollen, dann ist man verloren. Denn das beste Abkühlungsmittel für das Ertragen der Hitze bleibt immer — die stoische Ruhe.

Wir brachen schon mit Rücksicht auf unsern Durst in früher Nachtstunde von Aguatipan auf; bald ging die liebe Not mit den Gewässern von neuem an, was uns wieder viel Zeitverlust verursachte. Da die Etappe für den Tag ohnehin eine ungewöhnlich lange war, durften wir nicht erwarten, vor Sonnenuntergang unsere Aufgabe zu erledigen; es galt also einen Ritt von 16 Stunden. Wenigstens waren wir aber nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, durch irgend einen Fluß am Weiterkommen verhindert zu werden; denn von nun an besaßen die Flüsse eine solche Tiefe, daß sie nur in Kanoes übersetzt werden konnten. Polyphemio schien selbst die größte Freude darüber zu empfinden, daß wir bisher überall so gut durchgekommen waren — was er, wie er mir jetzt offen gestand, zu Anfang der Reise nicht zu hoffen gewagt hatte.

Der Zufall hatte uns gerade den günstigen Moment treffen lassen: das Steigen und ebenso das Fallen des Wassers vollzieht sich in jenen reißenden Bergströmen stets mit großer Raschheit und derselbe Fluß, der am Morgen eine gangbare Furt aufzuweisen hatte, kann des Abends so hoch gehen, daß man auf Elefanten reiten müßte, um ihn durchwaten zu können. Wer keine Eile hat, wartet dann ruhig ab, bis sich das Wasser wieder verläuft. Wir durften uns wahrhaftig Glück dazu wünschen, daß uns eine so leidige Alternative erspart blieb.

Die erste Gelegenheit zu einer Bootfahrt bot uns der malerische Rio de los Ules. Ein höchst primitives, aus einem ausgehöhlten Baumstamme angefertigtes, von zwei stämmigen Indianern gerudertes Kanoe brachte meinen Chef und mich über den Fluß. Der Kahn war so schmal, daß man ungemein vorsichtig in seinen Bewegungen sein mußte, damit nicht die ganze Geschichte umkippe. Mitten im Flusse begegneten wir einem zweiten Kanoe, auf dem sechs braune Kerle in weißen Jacken von tadelloser Reinheit vom jenseitigen Ufer herübertransportiert wurden. Bei dieser Begegnung wünschten uns diese freundlichen Indianer eine glückliche Reise, wofür ich mich mit einem herzlichen „Vayan Ustedes con Dios“ (Geht mit Gott) bedankte.

Jene Bursche standen als Taglöhner im Dienste irgend eines Ranchero aus der Umgegend; in der wohltuendsten Weise stach ihr selbstbewußtes Benehmen gegen das unterwürfige Auftreten der peones (Arbeiter) aus der tierra fria ab. Ein solcher peon würde es nie wagen, den vorübergehenden Weißen anzusprechen; demütig zieht er seinen Hut und geht scheu wie ein herrenloser Hund stumm seines Weges. Der Indianer der tierra caliente hingegen wird nie dem Weißen gegenüber, dem er sich übrigens als Mensch für vollkommen gleichgestellt hält, mit Schüchternheit auftreten. Das Bewußtsein seiner im Urwalde bewahrten Freiheit verleiht ihm eine stolze Haltung und zugleich auch ein freundliches Auftreten dem Fremden gegenüber. Sein Stammgenosse vom mexikanischen Hochplateau hat sich noch nicht von dem sklavischen Drucke zu emanzipieren vermocht, dem er während der spanischen Herrschaft durch Jahrhunderte unterworfen gewesen ist und der ihm vollends das Gefühl seiner menschlichen Würde geraubt hat.

In den letzten Bürgerkriegen kämpfte der Indianer der tierra fria zumeist nur als gezwungener Verteidiger des Vaterlandes — nur den ladrones fehlte es niemals an Freiwilligen — der Indianer aus der tierra caliente dagegen wurde aus Vorliebe für das Waffenhandwerk gerne zum guerrillero. Schon von Kindesbeinen an trug er an seiner Seite stets den unentbehrlichen machete, jenes meterlange Faschinenmesser, ohne das er sich niemals in das Dickicht seiner Wälder hinauswagt, und so wurde er schon in früher Jugend mit der Handhabung der Waffen vertraut; aber fast niemals gebrauchte er diese zur Ausübung von Räubereien und der Reisende war in ganz Mexiko nirgends sicherer als im Urwalde der tierra caliente. Erst dort, wo eine erhöhte (sic) Civilisation in das Land eingedrungen war und wo die moralisch verkommene Rasse der Mestizen hauste, mußte der Besitz gegen die Angriffe des Straßenräubers verteidigt werden.

Als wir nun den nächsten Fluß übersetzen wollten, waren die Bootsleute an der Überfuhr eben damit beschäftigt, einen arriero mit seinen Maultieren hinüberzuschaffen. Da letzterer vor uns am Fluße eingetroffen war, durften wir

uns nicht mit der Hoffnung schmeicheln, an die Reihe zu kommen, ehe nicht jener vollends abgefertigt war. In der Huasteca erfreut sich der gemeine Maultiertreiber ganz desselben Ansehens wie irgend ein Caballero. Ich beklagte diesen Umstand auf das lebhafteste, denn er hatte für uns wieder einen recht lästigen Zeitverlust zur Folge. Während ich am Ufer des Flusses sitzend ungeduldig abwartete, bis der verwünschte arriero mit seiner Ladung über das Wasser gebracht worden war, teilte mir Polyphemio die Hiobspost mit, daß wir für den Rest des Weges nach Tampico auf sehr schlechte Straßen zu rechnen hätten und daher langsamer als bisher vorwärtskommen würden. Ich bildete mir ein, daß dies schon nicht mehr möglich sei, da die Flußübergänge kein Ende nehmen wollten und das jedesmalige Absatteln und Wiederaufsatteln der Pferde so viel Zeit in Anspruch nahm. Um bei diesem Geschäfte möglichst wenig aufgehalten zu sein, teilte ich mich hierbei mit Polyphemio redlich in die Arbeit, nicht ohne daß der Zustand meiner Toilette recht schlecht dabei weggekommen wäre. Was würden meine Herren Kollegen am Ballplatze in Wien dazu gesagt haben, wenn sie Augenzeugen gewesen wären, wie sich der von Schmutz starrende Gesandtschaftsattaché im Schweiße seines (ungewaschenen) Antlitzes und in brüderlicher Eintracht mit einem indianischen Pferdeknecht mit der sorgfältigen Beladung eines Maultieres abplagte? Ich hatte auch nicht daran gedacht, daß sich in meiner Karriere Gelegenheit zu einer derartigen Tätigkeit auf einer Dienstreise bieten würde.

Mittags erreichten wir Tantoyuca, einen der Hauptorte in der Huasteca, wo eben große Vorbereitungen zur Abhaltung eines Jahrmarktes im Zuge waren. Auf dem Platze waren schon zahlreiche Buden errichtet, wo die köstlichsten Früchte, ganze Berge von Zuckerwerk (ohne das auch die Huestekanerinnen nicht leben zu können scheinen) und alle erdenklichen mehr oder weniger wertlosen Nippsachen feilgeboten wurden. Noch war der eigentliche Markt nicht eröffnet worden, was ich sehr bedauerte, weil es da sicherlich reiche Gelegenheit zu interessantem Einblick in das mexikanische Volksleben gegeben hätte.

Mein erster und leider auch einziger Gang in Tantoyuca führte mich zu einem improvisierten indianischen Restaurant, das seine Bambusbude auf dem Hauptplatze aufgeschlagen hatte. Was jener Sudelkoch als Produkt seiner Küche offerierte, war wohl nicht für einen europäischen Magen berechnet; aber wenn man so hungrig ist, wie ich es damals war, ißt bekanntlich auch der verwöhnte Franzose bereitwillig vom Fleische der „wütend gewordenen Kuh“.

Zu meinem großen Bedauern fehlte es uns an der übrigen Zeit, um uns in dem malerischen Orte ein bischen umsehen zu können; denn sobald die Pferde ihre Portion Mais verzehrt hatten, ging es ohne Aufenthalt wieder weiter. Wir waren bereits der Meeresküste so nahe gerückt, daß wir unter dem Einflusse der Seebrise standen, welche uns in den Nachmittagsstunden mit ihrem kühlenden Hauche auf die angenehmste Weise erfrischte.

Da sich der Weg noch in leidlichem Zustande befand und wir von der Hitze nicht belästigt wurden, tat es mir im Herzen leid, als wir gegen Sonnenuntergang bei dem rancho de Potrero, wo übernachtet werden sollte, absaßen und der schöne Nachmittagsritt ein Ende genommen hatte.

Bei meinem vorigen Besuche in Tampico war dieser rancho eben im Ausbaue begriffen; schon damals war mir die hervorragende Nettigkeit der Anlage aufgefallen. Jetzt war der rancho vollendet und eine reinlichere Bambushütte konnte man sich gar nicht denken: der Boden war ringsumher sorgfältig abgefegt; die verschiedenen Hausgeräte lagen in guter Ordnung umher und es gab selbst einen großen Glasglobus, damit man ein Kerzenlicht im Freien unter der Veranda brennen lassen könne. Der ranchero mit seinem kürzlich erst angeheirateten jungen Weibe schien selbst an seiner niedlichen Hütte die größte Freude zu haben und zeigte uns mit Stolz die Schätze seiner gefüllten Vorratskammer. Die Bude war im Innern wie ein Schächtelchen geordnet, das Ideal einer traulichen Wohnung in den Tropen, wie man es sich in jugendlicher Einbildungskraft mit so reizenden Farben vorgestellt hat. Rührend war die zärtliche Anhänglichkeit, mit welcher die freundliche Indianerin, an

deren blendendweißem Rocke man vergeblich einen Fleck gesucht hätte, ihrem Manne zugetan war, und mit Begeisterung schilderte sie uns alle die glänzenden Eigenschaften, welche er zu besitzen das Glück hatte. Das indianische Ehepaar präsentierte sich ebenso einnehmend wie seine Wohnstätte.

Wenige Stunden waren erst vergangen, seit ich mich in Tantoyuca gründlich sattgegessen hatte; als uns aber unsere liebenswürdige Wirtin eine dampfende Schüssel mit Reis und gerösteten Bananen vorsetzte, durfte ich schon aus Höflichkeit das Angebotene nicht zurückweisen und so griff ich denn mit einem Eifer zu, als wäre dies meine erste Mahlzeit im Tage gewesen. Es gibt eben Umstände im Leben, bei denen es gut ist, wenn man einen elastischen Magen besitzt. Übrigens weiß man auf Reisen durch den Urwald nicht immer, ob man am nächsten Tage irgend etwas zu essen bekommt, und es schadet daher nicht, wenn man sich nach Art der Schlangen schon im vorhinein sattißt mit Rücksicht auf die bevorstehenden hungrigen Zeiten.

Da der Himmel vollkommen klar war und kein Regenguß für die nächste Zeit zu besorgen stand, übernachteten wir unter freiem Himmel auf einer Bank. Ich werde die herrliche Nacht, welche ich in Potrero zugebracht habe, immer zu meinen angenehmsten Erinnerungen aus der tierra caliente zählen. Mein Auge war fast übersättigt von all der Herrlichkeit, die sich mir darbot, wo immer ich nur meinen Blick hinrichtete; mein Körper schwelgte im Genusse behaglicher Ruhe, rings um den rancho herrschte Stille und Friede in der Natur, welche in sanften, weichen Tönen zu mir zu sprechen schien. Nur ein unbehagliches Gefühl konnte ich zu meinem Leidwesen nicht abschütteln, nämlich das Bewußtsein, daß mein eigenes Wesen zu beschränkt, zu enge sei, um alle die wonnevollen Eindrücke, die mich umgaben, in mich aufzunehmen.

Aus meinen tropischen Träumereien verfiel ich bald in tiefen Schlaf und ich ruhte auf der harten Bank wie im weichsten Bette. Ach, ich ahnte nicht, während ich da so süß schlummerte, daß diese Gegend, die mir wie ein Para-

dies erschienen war, sich während der Nacht für mich in einen Ort des Schreckens umwandeln sollte.

Als Polyphemio nach Mitternacht den Pferden ihr Futter geben wollte, war mein schöner Gaul nicht am Platze. Anfangs meinten wir, das Tier habe sich nur im Gebüsch verlaufen, und wir warteten daher ohne Sorge ab, bis es wieder zum Vorschein käme. Das mexikanische Pferd wird nämlich auf Reisen in der tierra caliente fast niemals eingesperrt gehalten oder irgendwo festgebunden, da man sich vollkommen darauf verlassen kann, daß die klugen Tiere sich von der Stelle, wo sie des Abends ihr Futter bekommen haben (Gras wächst nicht auf dem Boden des tropischen Waldes), nicht weit entfernen. Als jedoch Stunde um Stunde verging und von dem Pferde immer noch nichts zu sehen war, erfaßte mich ein gewaltiger Schrecken. Was sollte ich nur anfangen, wenn das Pferd überhaupt nicht mehr zum Vorschein kam? Schon hatten wir die kostbaren kühlen Morgenstunden versäumt — der ganze Zweck der mühevollen Reise konnte durch einen weiteren Zeitverlust von wenigen Stunden in Frage gestellt werden! Polyphemio war fest davon überzeugt, daß hier ein Diebstahl vorliege.[1] Da es aber doch noch möglich war, daß sich das Tier nur verlaufen habe, — was ich nicht mehr zu erhoffen wagte — ritten Polyphemio und der ranchero in den Wald, um den Flüchtling aufzusuchen. Nach Verlauf von einigen Stunden kamen beide unverrichteter Dinge wieder zurück, obwohl sie meilenweit die ganze Gegend durchsucht hatten. Das Pferd war also gestohlen worden — das stand unzweifelhaft fest. Wie sollte uns nun aus unserer Verlegenheit geholfen werden? War es überhaupt noch notwendig, an Eile zu denken, und war es nicht unter allen Umständen unmöglich, zum Abgange des nächsten Dampfers rechtzeitig in Tampico einzutreffen? Doch wozu verlieren wir die kostbare Zeit mit unnützen

---

[1] Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Pferdedieb zu den Marktbesuchern in Tantoyuca gehört hatte, und daß er uns von dort nachgeritten war, um sich während der Nacht meines von ihm mit Recht als begehrenswert erkannten Pferdes zu bemächtigen. Von einem ansässigen ranchero stand ein derartiger Eingriff auf fremdes Eigentum nicht zu erwarten.

Kombinationen? Der ranchero besitzt ja ein vortreffliches Pferd; nichts ist leichter, als da einen Kauf mit ihm abzuschließen, zumal wir gerne jeden Preis zahlen wollen, den er dafür begehren mag. Aber nein, so einfach ist die Sache nicht abzumachen; denn das Pferd ist nicht Eigentum des ranchero, sondern ihm nur vom Besitzer des Grundes geliehen und er hält sich daher nicht für berechtigt, das Tier uns auch nur leihweise zu überlassen. Alle unsere Überredungskünste und die glänzendsten Anträge scheitern an der unerschütterlichen Gewissenhaftigkeit dieses Indianers. Alles, was er für uns tun kann, ist, daß er, wenn wir es wünschen, wieder in den Wald reitet, um nochmals nachzusuchen. Als seine Gattin am Vorabende die Vorzüge ihres Gemahls aufzählte, vergaß sie, seine Gewissenhaftigkeit zu erwähnen, obwohl er letztere Eigenschaft — zu unserem Unglücke — in ganz hervorragendem Grade zu besitzen schien. Da ich doch unmöglich den Weg bis nach Tampico bei glühender Sonne zu Fuß zurücklegen konnte, erübrigte uns nichts anderes, als Polyphemio nach Tantoyuca zurückzuschicken, damit er dort durch Vermittlung des mir persönlich bekannten Grundbesitzers Don Julian Herrera irgendwo eine Remonte auftreibe. Dies hatte für uns unter allen Umständen den Verlust fast eines ganzen Reisetages zur Folge. Ach, warum hatte sich mein Chef in Real del Monte so sehr gegen den Ankauf eines Reservepferdes gewehrt! Der fatale Zwischenfall verschaffte mir zwar die Möglichkeit, meinem von den Strapazen stark in Anspruch genommenen Körper eine längere Ruhe zu vergönnen; aber der Verdruß über den erzwungenen Zeitverlust müdete mich schließlich noch mehr ab, als wenn ich den ganzen Tag im Sattel gesessen wäre.

Während Polyphemio seinen Auftrag in Tantoyuca ausführte, fand sich ein ältlicher, behäbig aussehender Herr im rancho ein; unser Hauswirt behandelte den fremden Gast mit ungewöhnlicher Ehrfurcht. Ich vermutete in der dicken, mit einer kurzen mexikanischen Jacke bekleideten Gestalt irgend einen reichen Grundbesitzer aus der Umgegend und erstaunte nicht wenig, als ich vernahm, daß ich den Pfarrer von Tampico vor mir hatte, der im rancho während der

Mittagshitze Siesta halten wollte, um dann nach Tantoyuca weiter zu reiten, wo er seinem dortigen Kollegen während des Jahrmarktes in den gottesdienstlichen Funktionen Aushilfe zu leisten beabsichtigte. Dieser Priester schien über Viehzucht und Pferdedressur die gründlichsten Kenntnisse zu besitzen. Die Gattung der Fragen aber, die er über europäische Verhältnisse an uns richtete, bewiesen mir, daß es bei ihm mit jenen Kenntnissen, welche man bei jedem gebildeten Menschen, sei es ein Europäer oder ein Amerikaner, voraussetzen kann, herzlich schlecht bestellt war. Der Mann hatte offenbar keine Ahnung davon, wie er der Würde seines Berufes entsprechend aufzutreten habe; unter Pferdezüchtern war er jedenfalls besser am Platze als in seiner Kirche. Und dies war der einzige Seelsorger für einen Pfarrsprengel von über 8000 Seelen. In der tierra caliente ist man eben in der Regel nicht sehr fromm gesinnt und ob der Señor cura die erforderlichen Eigenschaften seiner Stellung besitzt oder nicht, ist den Leuten ziemlich gleichgültig.

Im Verlaufe des Nachmittags kam Polyphemio wieder aus Tantoyuca zurück und brachte in Ermangelung eines Pferdes einen abscheulichen riesigen Maulesel mit, auf den ich mich nun hinaufschwingen sollte. Sehr peinlich für mich war die von mir gemachte Entdeckung, daß sich die Bestie durch einen ganz unbarmherzig hart stoßenden Gang auszeichnete. Der verwünschte Maulesel schien auch nur mit Widerwillen sich dazu zu entschließen, seine steifen langen Beine anders als im Schritte in Bewegung zu setzen. Ich war aber durchaus nicht in der Laune, um mir von diesem Maulesel das Tempo des Rittes vorschreiben zu lassen, und ich hieb mit meiner Peitsche wacker darauf los, bis sich das störrische Tier endlich doch zu einer rascheren Gangart entschloß. Aber das Vieh schleuderte mich beim Traben so brutal in die Höhe, daß ich schon dachte, es müßten mir alle Zähne im Munde wackelig werden.

Bei finsterer Nacht erreichten wir den nur einige Meilen von Potreros entfernten rancho de los Pecerros. Dieser rancho war ein Eigentum desselben Don Julian Herrera, auf dessen Maultier zu reiten ich das Unglück hatte. Das

Gebäude war — eine in der Huasteca höchst seltene Erscheinung — ganz aus Stein aufgebaut und galt daher in der Umgegend als eine Art Palast. Der rancho enthielt auch mehrere zur Villegiatur für den Besitzer bestimmte Gemächer, von denen uns eines als Schlafzimmer zur Verfügung gestellt wurde. Die Bequemlichkeiten dieses Zimmers ließen mehreres zu wünschen übrig, denn die ganze Einrichtung desselben bestand aus einigen zerbrochenen Stühlen und einem riesigen Tische, der für uns das mangelnde Bett ersetzen sollte. Wir zogen es aber vor, unser Nachtlager im Freien auf einer Binsenmatte aufzuschlagen, um den zahllosen ekelhaften Insekten zu entgehen, welche von allen Seiten auf dem weißgetünchten Gemäuer des Hauses umherliefen. Ähnliche Exemplare von riesigen Spinnen, wie sie da vorhanden waren, hatte ich bisher nur in naturhistorischen Sammlungen mit Grauen zu Gesicht bekommen und wer über das Ungeziefer in den Tropen umfassende Studien hätte machen wollen, würde in los Pecerros ein ungemein günstiges Terrain zu seiner Verfügung gehabt haben. Seltsamerweise gab es im ganzen rancho weder Lampe noch Leuchter und wir hatten daher die Wahl, unser Abendessen entweder in vollständiger Dunkelheit oder bei Beleuchtung durch das Küchenfeuer zu verzehren. Mir hätte es wohl zweckmäßiger geschienen, wenn Don Juliano statt des vorhandenen wirklich recht schönen Porzellanservices lieber einige Leuchter angeschafft hätte. Aber der Mexikaner hält eben vor allem auf Luxus; für den Komfort des Lebens hat er keinen Sinn.[1] Die Insekten in los Pecerros schienen auf europäisches Blut ganz besonders lüstern zu sein. Wir wurden von ihnen auf unserer Binsenmatte die Nacht hindurch ohne Erbarmen verfolgt, so daß selbst der abgehärtete Polyphemio es nicht auszuhalten vermochte und uns bald nach Mitternacht den Vorschlag zum sofortigen Aufbruche machte, da ja ohnehin keiner von uns dreien einzuschlafen vermochte und wir zudem auch den Zeitverlust vom vorigen

---

[1] Ich habe in Mexiko in Salons, die auf das notdürftigste eingerichtet waren, Erardsche Flügel vorgefunden, die an 10.000 Francs gekostet hatten, und zwar auch in Familien, die nicht einmal mittelmäßige Spieler aufzuweisen hatten.

Tage hereinzubringen hatten. Der Abschied von los Pecerros fiel uns nicht schwer.

Die Ankündigung unseres Führers bezüglich der schlechten Straße fand nun ihre Bestätigung; vor uns erstreckte sich ein Kotmeer, in dem sich die Pferde nur mühevoll weiterzubringen vermochten. Zur Abwechslung bekamen wir auch wieder einen breiten Fluß zu passieren, es war gottlob der letzte. Ich hatte das Absatteln der schmutzigen, im Schweiße gebadeten Pferde — und Maulesel schon gründlich satt bekommen. Man konnte uns gewiß nicht vorwerfen, daß wir es uns auf dieser Reise besonders bequem gemacht hätten: in den letzten Tagen saßen wir von 1 Uhr nachts bis gegen Sonnenuntergang fast ununterbrochen im Sattel — eine solche Parforcetour darf man auch nur einem mexikanischen Pferde zumuten. Der gräuliche Zustand der Straße spottete aller Beschreibung: man mußte, wie damals in der gran barranca, mit großer Vorsicht den Boden sondieren, um nicht in einer der tiefen Kotlachen zu versinken, welche die Straße nahezu ungangbar machten.[1] Die Strapazen, welche wir durchzumachen hatten, waren keine geringen; aber eine große Erleichterung gewährte uns doch der Gedanke, daß wir Tampico nun bald erreichen würden. Die Zeit verging mir übrigens schneller, als ich es erwartet hatte; denn ich war infolge der schlaflosen Nächte und unter der Einwirkung der Mittagshitze in einen Zustand fast lethargischer Abgestumpftheit versetzt, aus dem mich nur bisweilen das laute Gekreische irgend eines durch unser Erscheinen aufgeschreckten Vogels weckte. Denn um die Mittagszeit hält die Tierwelt im Walde ihre Siesta und herrscht infolge dessen im Gehölze lautlose Stille. Wie leblos hing ich auf meinem Maulesel, gleichgültig gegen die Reize der Gegend, gleichgültig gegen die

---

[1] Die Fälle, daß sich die Pferde aus dem Schlamme nicht mehr herauszuarbeiten vermögen und in diesem eingehen, waren damals in Mexiko nicht selten. Man hätte es nicht für möglich halten sollen, daß die wichtigste Straße im ganzen Lande, jene von Vera Cruz nach der Hauptstadt, sich während der Regenzeit in einem solchen Zustande befand, daß der Fremde eines Führers bedurfte, um auf derselben ohne Lebensgefahr weiter zu kommen. Graf Bombelles mußte einmal auf einem Ritte in der Nähe von Orizaba mit dem Lasso aus einer Kotlache herausgezogen werden; sein Pferd konnte nicht gerettet werden.

Farbenpracht der Papageien, gleichgültig gegen alles, was um mich herum vorging, völlig gedanken- und interesselos. Denn bei der drückenden Hitze fällt einem auch das Denken schon recht schwer und der den menschlichen Organismus förmlich narkotisierenden Wirkung des im Schritte Reitens auf einem schwerfälligen Maulesel widerstehe, wer dies zustande zu bringen vermag. Ich brachte es nicht zuwege.

Ich vermag daher auch aus den Erlebnissen meines letzten Reisetages nichts anderes zu erzählen, als daß ich im Walde entlang unseres Weges sehr viel herrliches Obst hängen sah, dieses aber, des Fiebers wegen, trotz meines brennenden Durstes unberührt lassen mußte.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir, nachdem wir im Verlaufe des Nachmittags keine menschliche Wohnung zu Gesicht bekommen hatten, unsere Nachtstation im rancho Uña de gatas. Der Eigentümer dieser armseligen Hütte war eben abwesend und seine Behausung befand sich unter der Obhut eines Jungen von zehn Jahren, der um so leichter die Honneurs des Hauses machen konnte, als es im rancho schlechterdings nichts zum Essen gab; vermutlich lief der Knabe, wenn er Hunger verspürte, in den Wald, um sich dort einige Bananen zu holen. Da es im rancho weder Tisch, noch Bank, noch selbst eine Binsenmatte gab, mußten wir uns für die Nacht auf die bloße Erde lagern. Die Folge davon war, daß wir hilflos den Bissen einer Legion von Insekten ausgesetzt waren, die uns mit einem Eifer attaquierten, der selbst die Leistungen ihrer Kollegen in los Pecerros übertraf. Diese Folterqual überschritt das Maß meiner Geduld und ich entfaltete mit vollster Zustimmung meines Chefs eine den Verhältnissen entsprechende Eloquenz. Polyphemio, der sich neben uns hingestreckt hatte, wälzte sich gleichfalls schlaflos nach Art eines perpetuum mobile auf der Erde herum und gedachte des rancho in wenig wohlwollenden Ausdrücken. „Ese rancho,“ brummte er, „no es un rancho — es el infierno mismo!“ (Das ist kein rancho — das ist die Hölle selbst.) Die abscheulichen Insekten aßen sich nach Herzenslust an uns satt, während mir der Magen vor Hunger dröhnte: seit frühem Morgen hatte ich keinen Bissen genossen und nach einem

17stündigen Ritte darf wohl auch der anspruchsloseste Mensch das Verlangen fühlen, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Ein Trost war es wenigstens, daß der heftige Hunger bei mir als Symptom guter Gesundheit aufgefaßt werden konnte. Und in der Tat, trotz der Fiebermiasmen unserer Umgebung, trotz der gewaltigen Strapazen des Rittes habe ich mich selten in meinem Leben wohler befunden als damals.

Die Nacht in Uña de gatas war hart zu bestehen; aber die Qual war nicht von langer Dauer, denn schon um Mitternacht kamen wir zur Erkenntnis, daß es keinen Zweck habe, uns noch länger von den Insekten zerbeißen zu lassen, und wir beschlossen daher, die Gastfreundschaft (sic) dieses verwünschten rancho nicht länger in Anspruch zu nehmen.

Unsere kleine Karawane setzte sich bei hellem Mondscheine in Bewegung: stumm ritten wir in der Stille der Nacht durch den Wald, zu müde, um zu sprechen, und zu hungrig, um an etwas anderes zu denken als an unseren leeren Magen.

Die Gegend schien dichter bevölkert zu sein, als wir sie in den letzten Tagen angetroffen hatten; denn ziemlich häufig ließ sich aus dem Gehölze um uns das Krähen eines Haushahnes vernehmen — das sichere Wahrzeichen der Nähe menschlicher Wohnungen. Wie gerne wäre ich jenen Lauten gefolgt, um nachzusehen, ob es da für uns etwas Eßbares gebe. Aber die Schande hielt mich ab, im Hungerleiden weniger Ausdauer zu zeigen, als Baron Lago besaß, und so ritt ich denn weiter hinter ihm meines Weges einher.

In früher Morgenstunde erfreute ich mich mit Wonne an dem Dufte eines mir als köstlich erscheinenden Parfums: da roch es nach Salzwasser — das Meer mußte also schon recht nahe sein. Wir trieben ungeduldig unsere Remonten zu größerer Eile an und bald erblickte ich durch eine Lichtung im Gehölze die ausgedehnte Lagune von Panuco. Ja, wahrhaftig, nun sind wir nahe am Ziele!

Jeder Mexikaner würde übrigens die Nähe einer größeren Stadt schon an den zahlreichen zur Erinnerung an begangene Mordtaten den Weg entlang aufgestellten Gedenktafeln erkannt haben; denn mit den Wahrzeichen ver-

brecherischer Angriffe auf das Eigentum und das Leben begrüßt man beim Austritte aus dem Urwald zunächst die Rückkehr zur Civilisation.

Bald darauf erreichten wir den am Ufer des Tamesi gelegenen Hafen von Pueblo Viejo, wo ich mit dem befriedigenden Gefühle einer glücklich vollbrachten Tat zum letzten Male vom Pferde (oder richtiger gesagt vom Maulesel) stieg. Unser erster Gang in Pueblo Viejo war nach einer Kneipe; denn wenn es nicht bald etwas zu essen gab, waren wir reif zum Transporte durch die Rettungsgesellschaft. Oh Wonne, man offeriert uns Pale Ale, Limonade gazeuse, die verschiedensten Weine und alle erdenklichen französischen Konserven. Diese reiche Ausstattung der mit einem Spezereigeschäfte in Verbindung stehenden Kneipe verdankten wir dem Umstande, daß seit Jahresfrist infolge der politischen Verhältnisse jeder Handelsverkehr mit dem Inneren verschlossen gewesen war und die aus Europa eingeführten Waren nicht über das Weichbild Tampicos hinaus weiterbefördert werden konnten.

Wir mieteten uns in Pueblo Viejo ein Segelboot, um auf dem Rio de Tamesi nach Tampico hinabzufahren. Die Sonne brannte zu Wasser noch schonungsloser als auf dem festen Lande, aber was scherte ich mich jetzt um die Hitze. War es doch eine unbeschreibliche Wonne, mit gesättigtem Magen ruhig auf dem Rücken liegen zu können und trotzdem seinem Ziele näher zu kommen.

„Hier ist Tampico!“ rief ich meinem Chef zu, als eine Wendung des Flusses uns die Stadt sichtbar werden ließ; in der Ferne gewahrte ich zu meiner großen Freude den mir wohlbekannten Turm auf dem Hause des englischen Konsulates, wo wir bald darauf in der herzlichsten Weise aufgenommen wurden. Der britische Konsul versicherte uns sogleich, daß wir bezüglich unserer Einschiffung auf dem für den folgenden Tag erwarteten Postdampfer ganz ohne Sorgen sein könnten. Denn er selbst unterhielt mit dem Stadtkommandanten General Pavon die freundlichsten Beziehungen und er bürgte uns dafür, daß dieser wohlwollende alte Indianer unserer Abreise sicherlich kein Hindernis in den Weg legen werde.

Falls jedoch General Pavon wider Erwarten sich uns gegenüber feindlich benehmen sollte, hatten die Offiziere eines im Hafen liegenden nordamerikanischen Kanonenbootes, deren Bekanntschaft wir im Verlaufe des Tages machten, sich mit Vergnügen dazu bereit erklärt, uns unter ihren Schutz zu nehmen und nötigenfalls unsere Einschiffung durch die Intervention ihrer Mannschaft zu erzwingen. Der Kommandant des Kanonenbootes war erst vor kurzem dem gelben Fieber erlegen; ein Dritteil der Mannschaft lag fieberkrank im Spital — wenn dies in den Verhältnissen so weiter ging, lief das Schiff Gefahr, in Tampico seine gesamte Bemannung zu verlieren.

Der britische Konsul veranstaltete seinen Gästen zu Ehren ein Festmahl, zu dem auch General Pavon geladen wurde. Der alte, ungemein liebenswürdige Indianer wurde zum Schlusse des Mahles gegen uns von überströmender Zärtlichkeit und er umarmte Baron Lago, indem er erklärte, in seinem ganzen Leben niemals mit einem Menschen zusammengekommen zu sein, den er so hoch geschätzt hätte wie meinen Chef. Er schwor auch bei allem, was ihm heilig sei, daß er uns bis zum englischen Dampfer das Geleite geben wolle, um solchen „personas tan sympaticas“ noch im letzten Augenblicke zum Abschiede die Hand drücken zu können.

Am nächsten Morgen wurde auf dem Turme des britischen Konsulats die englische Flagge aufgehißt, zum Signale, daß der Postdampfer auf der Rhede von Tampico angelangt sei. In aller Eile heizte der Remorqueur „Mosquito“ seine elende halbverrostete Maschine, um die Post und etwaige Passagiere von der jenseits der Barre des Tamesi auf hoher See schwimmenden „Tyne“ abzuholen. Wir benützten die Gelegenheit, um uns so bald wie möglich an Bord des englischen Schiffes in Sicherheit zu bringen.

Vom Verdecke der „Tyne“, wo ich mich nun dem freudigen Gefühle der gesicherten Rückkehr nach Europa hingeben konnte, gewahrte ich in der Entfernung die Türme Tampicos. Meine Erlebnisse im Verlaufe der letzten Monate waren nicht dazu geeignet, um mir den Abschied vom amerikanischen Kontinente zu erschweren. Ich fühlte daher auch

kein Verlangen, mich länger mit dem vor mir ausgebreiteten Panorama zu beschäftigen, und begab mich nach dem Salon des Dampfers, um auf dem daselbst vorfindlichen Pianino meine Empfindungen zu einem musikalischen Ausdrucke zu bringen. Kaum hatte ich aber einige von meiner freudigen Stimmung inspirierte fröhliche Akkorde angeschlagen, als der Kommissär des Schiffes herbeieilte, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß heute Sonntag und eine so frivole Musik daher nicht am Platze sei. Ich befand mich damals nicht in der richtigen Gemütsverfassung, um darin eine Sonntagsentheiligung zu erblicken, wenn ich — als der einzige Passagier am Bord — eine lustige Melodie aufspielte, um meine Freude darüber auszudrücken, daß die Tage der Bedrängnis und der moralischen Demütigungen aller Art für mich zu Ende waren.

Die „Tyne" mußte bis zum nächsten Tage auf der Rhede von Tampico verweilen, um eine Silberladung aufzunehmen. Zahlreiche Haifische, vermutlich durch die über Bord geworfenen Küchenabfälle herbeigelockt, hatten sich um das Schiff herum angesammelt und bei der großen Klarheit des Seewassers konnte man die Bewegungen der Bestien wie in einem Aquarium auf das genaueste beobachten.

Des Morgens war zugleich mit uns ein Neger mit seinem noch im Kindesalter stehenden Söhnchen an Bord der „Tyne" gekommen. Abends bekam letzteres einen Anfall von pernitiösem Fieber, dem es schon nach einigen Stunden erlag, worauf man sofort seinen Leichnam in den Ozean versenkte. Ich gedachte hierbei mit Grauen an die häßlichen Haifische, die ich den ganzen Tag über um das Schiff sich herumtreiben gesehen hatte.

Am 29. Juli des Morgens, als die „Tyne" bereits vollkommen reisefertig war, dampfte noch der „Mosquito" in aller Eile aus der Stadt zu uns heraus. Brachte er irgend einen verspäteten Passagier? Nein, es war General Pavon, der sein gegebenes Wort zu lösen kam und die beiden Österreicher noch zum Abschiede begrüßen wollte. Pavon hatte die Absicht gehabt, zu uns an Bord zu kommen; die See an der Barre ging aber gerade ziemlich hoch und als der

„Mosquito“ sich unvorsichtigerweise der „Tyne“ zu sehr genähert hatte, packte eine schwere Welle den kleinen Remorqueur und warf ihn mit solcher Gewalt an unser Schiff, daß dieses letzterem den oberen Teil der Schiffswand mit lautem Gekrach zerschmetterte. Der „Mosquito“ mußte infolge dieser Havarie schleunigst die Rückfahrt nach Tampico antreten. General Pavon rief uns noch aus der Entfernung ein herzliches „buen viaje“ (gute Reise) zu, das wir mit einem ebenso herzlichen „Dios guarde a Usted muchos años“ (Gott erhalte Sie viele Jahre am Leben) beantworteten.

Wenige Minuten nach diesem Zusammenstoße mit dem „Mosquito“ setzte sich die „Tyne“ zur Fahrt nach Westindien in Bewegung — die Mission der österreichischen Gesandtschaft in Mexiko war zu Ende.



Der Verfasser in mexikanischer Nationaltracht.

Namensregister.



